Wintergarten.

Erzählungen

aus der Familie und dem Leben.

Von

H. Sales.

Zweiter Band.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1865.

Mainz,
Druck von Franz Sausen.

Inhalt.

Vier Tage in einem Amtsstädtchen.

I.

Ein Sommertag.

Unser junges Geschlecht weiß wohl wenig von den Qualen eines Reisenden, der einem Postwagen verfallen war. Kommen ja doch jetzt selbst die Eilwagen nach und nach außer Gebrauch, da jedes Städtchen oder Dorf eine Eisenbahn an sich vorübergehen sehen will. Unserer eilfertigen Zeit sind fast die Eisenbahnzüge nicht mehr schnell genug, während man früher bei Einführung der Eilwagen sich höchlich verwunderte über die Schnelligkeit dieses Reisens, zu welchem sich anfänglich die älteren Leute gar nicht recht verstehen wollten, aus Furcht vor der großen Eile.

Ich war noch jung in der Zeit, von welcher ich erzählen will, hatte meine erste Anstellung im Ministerium und sollte meine erste Geschäftsreise machen. Dabei hätte ich Extrapost oder eine Miethskutsche anzusprechen gehabt, allein ich wollte in Gesellschaft reisen und wählte deßhalb den Postwagen, nicht, weil ich mich vor der Eile des neu eingeführten Eilwagens fürchtete, sondern einfach aus dem Grunde, weil in

jenem abgelegenen Winkel des Landes, den ich bereisen sollte, kein Eilwagen ging. Um sechs Uhr Morgens verfügte ich mich in das Postgebäude. Fast wäre ich zu spät gekommen, allein bei den Postwagen wartete man schon ein wenig auf die Passagiere. Neugierig sah ich mich nach meiner Reisegesellschaft um, sie bestand bloß aus zwei jüdischen Viehhändlern. Da ich den ersten Platz hatte, setzte ich mich zum Conducteur in's Coupé und versprach mir von dem vielgereisten Manne bessere Unterhaltung, als von den Reisenden im Innern des Wagens. Ich täuschte mich hierin und in manchem Anderen; der Mann war die Nacht durch gefahren und suchte die Störungen, welche die Nachtfahrt in seinem Schlafe gebracht hatte, durch Fortsetzung desselben auf der Tagreise auszugleichen. Nun blieb mir nichts als die Aussicht in die Gegend, die ich von meinem Coupé aus frei vor mir hatte.

Unsere Residenz liegt, wie so manche andere, in einer der weniger schönen Gegenden des Landes; wer dort einige Jahre zugebracht hat, wird sehr genügsam in seinen Ansprüchen an die Landschaft. So freute ich mich eine Zeit lang der ziemlich einsamen Hügel, an welchen die Straße hinzog; hie und da krönten spärliche Reste längst zerstörter Burgen die Anhöhen. An ihrem Fuße unter Bäumen versteckte Dörfer gaben der Gegend die Heiterkeit. Bis zur ersten Station unterhielt ich mich auf diese Weise ganz gut; der Halt im Posthause dagegen, wo Fahrpoststücke abgegeben, andere mitgenommen wurden, währte mir viel zu lang. In der einzigen Wirthsstube bedeckte eine unzählbare

Menge von Fliegen den Tisch, worauf noch die Bierspuren vom gestrigen Abende und ganze Lachen von diesen Morgen getrunkenem Kaffee zu sehen waren. Die beiden Viehhändler zogen Käse aus ihren Taschen und ließen sich ein Glas Wein dazu geben, welches sie freundlich miteinander tranken. Die Atmosphäre in diesem Zimmer zwang mich, das Freie zu suchen, wo ich mich auf eine Bank vor dem Hause setzte; allein ich gewann nicht viel bei diesem Wechsel! Ein großer Dunghaufen in meiner Nähe, den ein paar Schweine durchwühlten, schickte mir seine Düfte zu, und die Menge der Fliegen hatte hier mich allein zu ihrer Beute.

Ich ging nun dem Postwagen auf der Straße voraus; die Sonne stand schon hoch und machte das Gehen beschwerlich. Von einem Feldwege kam eine Herde Gänse auf die Straße und zog schnatternd, halb laufend, halb fliegend, mir entgegen. Der halbfußtiefe Chausseestaub ward dadurch dermaßen aufgewirbelt, daß ich mich in's Feld flüchten mußte, aber dennoch ganz damit bedeckt wurde. Ich war froh, meinen Postwagen nachkommen zu sehen und mit dem Troste, hier wenigstens Schatten zu finden, setzte ich mich wieder auf meinen Platz. Die Gesellschaft war dieselbe geblieben. Die Hitze nahm immer mehr zu, so daß Jeder von seiner Kleidung ablegte, so viel nur immer möglich war. Mein dicker Conducteur war indessen wie für's Reisen geschaffen; kaum bewegte sich der Wagen, so schlief er ein und weder das starke Stoßen des alten Kastens, noch die kreischende Unterhaltung der bei-

den Juden vermochte ihn zu stören. Von Zeit zu Zeit fiel er mir auf die Schulter, und ein Gegenstoß von meiner Seite brachte ihn wieder auf sein Terrain zurück, ohne daß er erwachte; sobald aber der Wagen hielt, war er wach und bereit auszusteigen, um den Radschuh einzulegen, was er nun sehr oft thuen mußte, weil sich der Weg über die Hügelkette hinzog, Berg auf, Berg ab, und zu jener Zeit noch nicht so für die Bequemlichkeit gesorgt war, daß man vom Sitze aus das Rad sperren konnte.

Auf der dritten Station ward zu Mittag gegessen, ich hatte nur den Conducteur zur Gesellschaft. Für das Essen wäre es höchst vortheilhaft gewesen, wenn eine größere Gesellschaft gekommen wäre, denn man merkte ihm deutlich an, daß es schon drei bis vier Tage vergeblich gewartet hatte, es war fast nicht zu genießen. Die Juden hatten uns verlassen. Eine Frau mit ihrer Tochter stieg ein. Meines schläfrigen Conducteurs müde, wollte ich einmal das Innere des Wagens versuchen. Die Frau fühlte sich sehr geehrt, einen „solchen Herrn" neben sich zu haben. Die Tochter mußte ihr gegenüber auf dem Rücksitze Platz nehmen, damit ich in den Fond kam, ich mochte wehren so viel ich wollte. Da die Frau sehr redselig schien, versprach ich mir mehr Unterhaltung als bisher, allein sie redete einen Dialect, der mir fast unverständlich war, und das junge Mädchen zeigte sich so blöde, daß ich nur Ja oder Nein zur Antwort von ihr erhalten konnte. Wie verwünschte ich meinen Einfall, im Postwagen zu reisen.

Es war nun schon Nachmittag und wir hatten kaum acht Wegstunden zurückgelegt. Die Straße stieg jetzt eine ganze Stunde lang fortwährend aufwärts. Reisende, Conducteur und Postillion stiegen ab, denn obschon zwei Pferde mehr vorgespannt waren, ging es doch bei der Hitze entsetzlich langsam. Endlich erreichten wir die Höhe, eine unübersehbare Hochebene, trostlos einförmig, bloß mit niederem Hafer und Haidekorn belaubt. Die Hitze war hier etwas gemäßigter, denn es wehte ein ziemlich starker Wind. Ermüdet warf ich mich in die Wagenecke, allein war der Wind der Abkühlung wegen eine Wohlthat, so verursachte er eine Plage, unausstehlicher als die Hitze im Thale. Er wehte nämlich den tiefen Straßenstaub so gründlich auf, daß ganze Wolken davon sich in den Wagen drängten und uns den Athem fast benahmen. So wohl der Luftzug that, mußten wir dennoch auf der Windseite den ledernen Vorhang zuziehen.

Auf der nächsten Station stiegen die Frauen aus, mir alles Glück wünschend für die übrige Reise. Ich blieb nun auf dem übrigen Wege allein und hatte Muße genug, mir auszumalen, wie ich nun ruhig am Orte meiner Bestimmung säße, wenn ich mit Extrapost gereist wäre; während ich jetzt noch viele lange Stunden in Hitze und Staub mich langsam weiter schleifen lassen mußte. Sie gingen endlich auch vorüber! Um acht Uhr Abends kamen wir auf der letzten Station an, von welcher ich mit einer Postchaise um zehen Uhr das Ziel meiner Reise erreichen wollte, da der Postwagen nicht bis Wartberg fuhr. Ich hatte

einem Freunde in Wartberg meine Ankunft gemeldet und war von diesem benachrichtigt, daß er mich im Adler, wo er mir ein Zimmer bestellt hatte, erwarten werde. Wie freute ich mich der zunehmenden Abendkühle! Ich war todtmüde, und als die Sonne hinter einer dunklen Wolkenwand untergegangen war, schlief ich fest ein, bis der Postillon hielt, die Hemmkette einzulegen. „Jetzt sind wir an der Steige," rief er mir zu, „unten ist's nicht mehr weit vom Thore." Lange ging es Berg ab; im Thale war es wieder drückend schwül; der Himmel schwarz überzogen, ohne Sterne. Nochmals schlief ich ein und erst das Rasseln des Wagens auf dem Pflaster des Städtchens weckte mich auf. Ich sah aus dem Wagen, aber Alles war finster. Kein Licht brannte mehr in den Häusern, kein Stern glänzte am Himmel. Da fiel mir ein helles Klirren auf, wie wenn Metall auf Stein fällt. Noch ein paar Schritte, der Postillon hält und springt vom Bocke. — „Ja, da haben wir's," rief er aus, „der Radnagel fehlt, das Rad ist schon halb aus der Achse; wäre ich weiter gefahren, wir hätten umgeworfen. Wenn ich ihn nur bald finde, ich habe ihn fallen hören. Aber es ist stockfinster." Ich stieg aus und half ihm suchen; es war umsonst. „Wenn wir nur ein Licht hätten!" rief er wieder.

Ich gestehe, daß ich höchst verdrießlich war. Ich hatte mich nach dieser beschwerlichen Reise so sehr nach endlicher Ruhe gesehnt, glaubte mich meinem Ziele so nahe, freute mich, in einigen Minuten meinen Freund nach zweijähriger Trennung zu umarmen — und nun

hält mich ein armseliger Nagel auf! Zum ersten Male in Wartberg konnte ich in der Nacht das Gasthaus allein nicht finden und eben so wenig durfte der Postillon seinen Wagen mitten in der engen, finsteren Straße stehen lassen, um mich dahin zu führen. Es war todtenstill im Städtchen, nur bellte ein Hund hoch über uns. „Das ist der Schloßhund, sagte mein Kutscher, gerade da oben ist das alte Schloß, wo der Thürmer wohnt, der hat einen Hund." Nirgends war Licht zu sehen. „Ja doch, da oben ist noch ein Fenster hell," rief der Bursche und fing an mit seiner Peitsche zu knallen. Es erhob sich eben ein Windstoß wie vor dem Ausbruche eines Gewitters und jagte mir den Staub in's Gesicht, wogegen ich in der Chaise Schutz suchte. Wetterfahnen kreischten, und ein Geklirre, Geklingel, oder wie ich es nennen soll, ward hörbar, das ich mir erst am anderen Tage erklären konnte, als ich sah, wie die Wirthsschilde und mit ihnen die Zeichen der Zünfte, welche im Hause Herberge haben, an langen eisernen Stangen in die Straßen hinaushingen. All die metallenen Geräthe drehten sich vom Winde bewegt an ihren Angeln, oder schlugen beim Sturme an einander.

Da sein Knallen keinen Erfolg hatte, fing der Postillon an zu rufen: „Ist Niemand mehr wach da oben?" Auf Dieses hörte ich das Fenster öffnen. „Gebt mir doch ein Licht heraus," schrie er hinauf, „ich habe einen Radnagel verloren, und kann keinen Schritt weiterfahren." — „Gleich," antwortete ein feines Stimmchen. Nach Verfluß einiger Minuten sah ich

von der Seite ein Licht auf uns zukommen und bemerkte jetzt erst, daß wir vor einem Hause mit einem großen Hofe hielten, der durch ein starkes Gitterthor von der Straße getrennt war. Mit wahrer Sehnsucht sah ich das Licht näher kommen. Aber wie erstaunte ich, als nicht etwa ein Bursche oder eine Magd dasselbe trug, sondern eine äußerst zarte Mädchengestalt, kaum der Kindheit entwachsen. Sie kam an's Gitter, aber neue Verlegenheit! dasselbe war zu eng, als daß die Laterne hindurch gegangen wäre. „Ich kann das Thor nicht aufschließen, ich habe nicht den Schlüssel und Alles schläft schon im Hause," sagte das Mädchen schüchtern. — „So nimm Sie das Licht aus der Laterne, und reiche Sie es mir heraus," antwortete der Kutscher. Vorsichtig die Hand vor die Flamme haltend, begann er nun wieder zu suchen. Da kam ein neuer Windstoß, das Licht war aus! „Zum Henker auch, so können wir da halten bis Morgen früh! Hat Sie denn keine kleinere Laterne?" fuhr der rohe Mensch das Mädchen an. „Nein," antwortete sie, „ich will aber das Licht noch einmal anzünden." — „Daß es noch einmal ausgeht," brummte der Kutscher. Da kam ihm plötzlich ein neuer Gedanke. „Ja," sagte er etwas sanfter, „hole Sie noch einmal ein Licht, sey Sie so gut! Aber bringe Sie mir einige Stückchen Buchenholz mit, wie man es zum Feueranmachen braucht, ich will mir einen Nagel schnitzen." — „Braucht Er auch ein Messer?" — „Nein, das habe ich bei mir."

Ich wußte nicht, worüber ich mehr erstaunen sollte, ob über die Ungeschlachtheit des Postillons, die

nur seine Verzweiflung einigermaßen entschuldigen konnte, oder über die Willfährigkeit des Mädchens. So gern ich ihr meinen wärmsten Dank ausgesprochen hätte, so hielt mich doch die Verlegenheit über die Rohheit des Kutschers zurück. Ich beschränkte mich darauf, durch die Finsterniß unsichtbar, sie von der Chaise aus zu beobachten, und wartete mit doppelter Sehnsucht auf ihre Rückkehr. Endlich erschien das Licht. Schnellen, leichten Schrittes kam die zarte Gestalt näher und brachte dem Burschen, was er verlangt hatte. — „So, jetzt halte Sie die Laterne ganz an das Gitter, daß ich sehe." — Sie that es, und er fing an, das Holz zurecht zu schneiden. Obwohl sie einfach gekleidet war, ließ doch jede ihrer Bewegungen, sowie ihr schüchternes Benehmen erkennen, daß sie nicht der dienenden Classe angehörte. Ich strengte mich an, sie genauer zu betrachten, allein das ungewisse Licht aus der Laterne, und das dicke Gitter ließen mich ihre Züge nicht erkennen. Wie gut muß sie seyn! dachte ich. Der Postillon schien mir sehr schnell mit seiner Arbeit fertig, als er in frohem Tone sagte: „So, der hält jetzt bis in den Adler! Ich danke gar schön, Jungfer!" — „Es ist gerne geschehen," antwortete sie und hielt die Laterne noch an's Gitter, bis er den Holzpflock eingesetzt hatte. Ich sah ihr nach, so lange ich konnte und gerne hätte ich ihr Licht noch einmal am Fenster gesehen, aber so langsam auch der Kutscher aus Vorsicht fuhr, ich sah es nicht mehr.

„Kennst Du das Fräulein?" fragte ich den Postillon. — „Nein," war die Antwort. — „Nun, die muß

sehr gut seyn, daß sie so bereitwillig Hilfe leistete." — „Das hätte gewiß Jedes gethan, ich hätte ja keinen Schritt weiter fahren können," meinte der Mensch.

Es schlug elf Uhr vom Thurme, als wir endlich im Adler ankamen. Der Wirth empfing mich mit großem Bedauern, daß ich so spät komme. Der Herr Amtsassessor hatte lange auf mich gewartet und sey erst vor einer Viertelstunde nach Hause gegangen, in der Meinung, ich komme nun nicht mehr. Sein Anerbieten von Speise und Trank schlug ich aus, denn ich verlangte nur Ruhe nach dem ermüdenden Tage. Ein geräumiges Zimmer mit weiß angestrichenen Wänden und der einfachsten Einrichtung genügte meinen Ansprüchen an ein Landstädtchen. Ich riß die Fenster auf, die Nachtkühle herein zu lassen; es war draußen finster und nichts zu unterscheiden. In der Ferne blitzte es leicht, und ein leiser Donner murmelte von Weitem. Erfrischt durch das gute Wasser, welches ich im Zimmer vorfand, suchte ich schnell das Bett und schlief bald ein, umgaukelt von der lieblichen Erscheinung des leuchtenden Mädchens. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ein starker Donnerschlag mich weckte. Ein schweres Gewitter zog über die Gegend. Unmittelbar auf den Blitz folgte der Donner. Von einem Berge zum andern rollte der Widerhall, und immer folgte dem Echo des vorigen ein neuer Schlag, so daß das furchtbare Getöse ohne Unterbrechung war. Dabei raste der Sturm, Bäume rauschten unter meinen Fenstern, und der Fluß, der ganz nahe seyn mußte, brauste, vom Winde

gepeitscht. Ich hatte bisher fast bloß in der Ebene gelebt und noch nie ein Gewitter im Gebirge gehört; ich gestehe, daß mir dieser Aufruhr der Natur sehr unheimlich war. Gerne hätte ich ein Licht angezündet, aber damals gab es noch keine Zündhölzchen.

Ich stand auf und trat an's Fenster. Welch überraschender Anblick beim grellen Lichte der Blitze! Ich sah die Berge im Halbkreise vor mir liegen, unter meinen Fenstern ein ziemlich breites Ufer, woran sich der Fluß in heftiger Bewegung hinzog; rechts wurde die Landschaft abgeschlossen durch die Ruinen eines Bergschlosses. Die Berge schienen alle zusammenhängend, und der Fluß ein See, hinter welchem weißliche Häuser herüberschimmerten. Schwarze Wolken jagten vorüber; kaum auf Augenblicke brach ein Schimmer des Mondes durch. Keine Spur von Menschen im Bereiche meiner Sinne. Ich überließ mich ganz den überwältigenden Eindrücken dieses furchtbar schönen Naturschauspieles. Doch plötzlich fuhr ein gewaltiger, zackiger Blitz gerade vor mir in den Fluß. Hoch auf spritzten die Wasser. Ein schmetternder, krachender Donnerschlag wirkte so erschütternd in demselben Augenblicke, daß ich einen Moment wie vernichtet dastand. Lang rollte das Echo durch die Berge. Aber die Heftigkeit des Gewitters war durch diese Entladung gebrochen. Nach einer minutenlangen Stille bei dichter Finsterniß hörte ich von Weitem Regen, und einen Augenblick darnach schlug er prasselnd an meine Fenster. Der Sturm hatte nachgelassen; es blitzte nur noch schwach, der Donner verlor sich langsam in der Ferne.

Das Gewitter war über die Berge hinüber gezogen. Ich suchte nun mein Lager, und beim heimlichen Plätschern des Regens schlief ich bald wieder ein.

Ein heftiges Klopfen an meine Zimmerthüre weckte mich auf; es war heller Tag, obwohl es mir schien, als wäre ich eben erst eingeschlafen. „Schließe auf, Karl, ich bin es,“ rief mein Freund. Schnell ließ ich ihn eintreten, und freudig begrüßten wir uns nach zweijähriger Trennung.

„Ich meinte gestern, ich müßte Dich noch erwarten,“ sagte er, „allein, als es so gar spät war, zweifelte ich an Deiner Ankunft. Nun kleide Dich vollends an; wir machen heute eine herrliche Landpartie und es ist mir die größte Freude, daß Du gerade noch zu rechter Zeit gekommen bist, sie mitzumachen. Der Herr Oberamtmann ist verreist und kommt erst heute Abend zurück, von Deinen Geschäften kann daher heute keine Rede seyn.“ — „Aber lieber Freund bedenke,“ — „Nur keine Ausreden,“ fiel er mir in's Wort. „Du weißt gar nicht, was eine Wasserfahrt Angenehmes at und das alte Schloß, wo wir frühstücken, das wunderschöne Thälchen, in dem wir zu Mittag essen, und die Gesellschaft von so schönen Mädchen, wie man sie nicht sonst auf einem kleinen Raum so schön beisammen finden kann; auch die Männer sind leidlich; kurz, ich verspreche Dir einen Tag, wie Du in Deiner Residenz das ganze Jahr keinen verlebst.“

„Ich bin gestern den ganzen Tag im Postwagen gefahren, und heute noch wie gerädert.“ — „Im Postwagen? was fällt Dir denn ein? Ein Ministerial-

Assessor in Geschäften im Postwagen zu fahren! sage es nur hier nicht, sonst spricht man ein halbes Jahr davon. Indessen, dies Alles gilt nichts, Du mußt mit! Komm an's Fenster, sieh hinaus in diese frische Landschaft, wie kann man da noch Müdigkeit fühlen?"

Er zog mich an's Fenster, das er öffnete, und wirklich eine erquickende Kühle und balsamischer Duft drangen mir entgegen. Mit vollen Zügen sog ich diesen Wohlgeruch ein, während meine Augen an der Schönheit der Gegend hingen. Einzelne Wolken zogen noch rasch über die Berge, als wollten sie der eben aufgegangenen Sonne Platz machen. Die Luft glänzte im reinsten Blau. In Millionen Regentropfen, die an den Bäumen hingen, brach sich das Sonnenlicht in seine sieben Farben. Ein sanfter Luftzug schüttelte jetzt die Blätter und mit leisem Prasseln fielen die leuchtenden Tropfen zu Erde, während sich wieder andere an den Blattspitzen sammelten. Munter zwitscherten die Vögel ihren Morgengruß.

Wie lieblich war nun diese Landschaft, welche mir in der Nacht so schaurig wild erschienen war! Ruhigen Laufes zog der Mainfluß in starken Krümmungen zwischen den mäßig hohen Bergen, die theils mit dem lichten Grün des Weinstockes und der weißstämmigen Birke, theils mit Buchen, Eichen und dem dunkeln Nadelholze bedeckt waren. Die Weinberge, sonst durch Einförmigkeit ermüdend, sind hier, gegen den Gipfel hin, malerisch mit Felsen und Wald gekrönt. Zur Rechten sah ich einen Theil der stattlichen Schloßruine, wohl eine der schönsten in Deutschland, mir gerade

gegenüber liegt in einer Einbiegung der Berge am Ufer des Flusses ein stilles Dörflein. Von der Stadt sah ich nichts, denn meine Wohnung war in der äußersten Häuserreihe am Ufer. Heiterer Sonntagsfriede schien auf der ganzen Gegend zu ruhen. Mein Freund ließ mich meine Betrachtungen nicht fortsetzen. „Eile nun, daß Du bereit bist; um sechs Uhr fahren wir ab; ich werde Dich abholen; lasse mich dann ja nicht warten.“ — Ohne auf eine Antwort zu hören rannte er fort.

Daß mein Freund sich diese herrliche Gegend gefallen ließ, das fand ich begreiflich, daß er sich aber so wohl fühlte in dieser kleinstädtischen Gesellschaft, und mir durch dieselbe einen vergnügten Tag versprechen mochte, das war mir unerklärlich. Er, der in der Residenz Bälle, Concerte, Theater und täglich wechselnde Gesellschaften zu seiner Unterhaltung brauchte; der seine Uebersiedelung nach Wartberg als eine Verbannung betrachtete, über welche ihn das erste Anstellungsdecret nur halb zu trösten vermochte! er war nach zwei Jahren hier heimisch, ja wie mir schien, selbst zum Kleinstädter geworden. Früher bereits, als mein Freund zurück kam, sah ich in die liebliche Gegend hinaus. Sie war jetzt sehr belebt. Zur Arbeit gehende Taglöhner kamen an meiner Wohnung vorüber, Pferde wurden zur Schwemme in's Wasser geritten, zur Belustigung einer Anzahl von Gassenjungen, von welchen hie und da einer so glücklich war, auf ein Pferd sitzen und den Wasserritt mitmachen zu dürfen. Schöne, große Schiffe, mehrere kleine an der Seite, oder sie

nachziehend, kamen mit weißen geschwellten Segeln den Fluß herunter; dazwischen erschienen große breite Holzfloße, mit Bretterhütten, Bretterladungen und Holzgeschirren zum Theile bedeckt. Alle diese Fahrzeuge legten vor meiner Wohnung an, denn sie mußten hier den Wasserzoll entrichten. Lustige Musik erscholl, und ein schönes großes Floß, mit einer stattlichen Hütte, bog um die Berge. Wie ich nachher erfuhr war dies ein Herrenfloß, d. h. dasjenige, worauf der Holzhändler, dem eine Anzahl Floße gehört, die Reise mitmacht, nach Mainz, Köln oder weiter hinab, wo er die Floße mit Allem darauf Befindlichen verkauft und dann zu Land heimreist, während die Flößer, ihre langen, am Ende mit Eisenspitzen beschlagenen Fahrbäume tragend, nach Hause gehen. Jene Herren nehmen oft Musikanten auf ihr Floß, welche aufspielen, sobald dasselbe in die Nähe eines bewohnten Ortes kommt. Wie gerne wäre ich diesen Tag hier geblieben und hätte die Gegend mit meinem Freunde, oder auch allein durchstreift, aber er wollte einmal durchaus, daß ich mit dieser Gesellschaft ginge, von welcher ich bloß Störung und Langweile erwartete.

Er kam, und wir gingen zum Ufer. Wenige Schritte von meiner Wohnung lag das Fahrzeug bereit, welches schon die ganze Gesellschaft aufgenommen hatte. Es war ein großer Nachen, kunst- und schmucklos mit einem weißen Tuche überwölbt, zum Schutze gegen die Sonne; zu beiden Seiten ein einfaches schmales Brett auf Querstangen gelegt, durch welche das Hin- und Hergehen erschwert wurde, diente als

Bank; hinten ein langes, kaum einen halben Schuh breites Steuer, von einem alten Schiffer geführt vornen zwei junge, kräftige Ruderer. Ich ward der Gesellschaft vorgestellt, die natürlich schon sattsam von meinem Freunde Eduard über meine Persönlichkeit unterrichtet war. Hierauf begann er eine Liste von wunderlichen Titeln und Namen herunter zu sagen, wodurch mir die Gesellschaft bekannt gemacht werden sollte, wovon ich aber am Ende nichts behalten hatte, als die Titel: Intendant, Gegenschreiber, Accessist, Hofkammerrath, ohne zu wissen, welchen Personen sie zugetheilt waren. Alle verneigten sich auf's Höflichste und waren voll Freundlichkeit gegen mich; dessenungeachtet setzte ich mich außerhalb der Plahe, an das Ende des Nachens, um den Anblick der Gegend nicht zu verlieren, welcher vom Fluße aus entzückend war. Ich saß gegen die Stadt gekehrt, welche sich im Dreieck um den vorspringenden Schloßberg und an ihm hinaufzog. Aus ihrer Mitte ragte der gothische Kirchthurm heraus, während ein schöner schlanker Thurm, an der alten Stadtmauer, zunächst die Blicke auf sich zog. Letztere war größtentheils zum Unterbau von Häusern benützt, die, ihre Giebel vorkehrend, meistens ohne Anstrich, die braunen Balken der Riegelwände zeigend, mehr malerisch als zum Bewohnen einladend, auf derselben ruhten. In mäßiger Höhe hinter der Stadt liegt auf einem Absatze des schön bewaldeten Berges die herrliche Burgruine, in breiter Ausdehnung die ganze Gegend beherrschend. Hinter ihr steigt der Berg noch um mehr als die Hälfte höher empor. Vom Nachen

aus schien die Stadtmauer vom Fluße bespült, während von der andern Seite ein Nebenflüßchen einfällt, wodurch unterhalb dieses Einflusses das Wasser eine großartige Breite gewinnt, so daß die Stadt am Ufer eines See's zu liegen scheint. Jetzt fuhren wir am Ufer eines Dörfleins hin, das langgedehnt, in einer einzigen unzusammenhängenden Reihe von Lehmhäusern sich fest an den steilen Waldberg anschließt, der drohend mit seinen Felsen über dasselbe emporragt, die, losgelassen, es zerschmettern würden.

Bisher hatte ich, vom Reize der Landschaft gefesselt, der Gesellschaft wenig Aufmerksamkeit geschenkt; doch schien dieselbe durch meine öfteren Ausrufe des Entzückens befriedigt. Ich gedachte nun mich der Pflicht der Höflichkeit zu entledigen und wandte mich mehr gegen die Insassen des Nachens. Die Gesellschaft war in bester Laune, munteres Lachen kam von den jungen Leuten aus dem Vordertheile des Nachens; ich hatte den älteren Theil der Gesellschaft in meiner Nähe. Die Herren sprachen angelegentlich von der Nothwendigkeit, einen Eilwagenzug in diesen Landestheil und durch ihr Städtchen zu beantragen, und sobald sie bemerkten, daß ich ihnen meine Aufmerksamkeit widmete, bestürmten sie mich mit Bitten, diese Sache in der Residenz bei meinen Freunden zu betreiben, wobei sie annahmen, daß ich ebenso mit der ganzen dortigen Einwohnerschaft auf vertrautem Fuße stehe, wie dies hier im Städtchen bei ihnen der Fall war. Ich versprach um so lieber, mein Möglichstes zu thuen, als meine Postwagenfahrt mir noch ganz frisch in der Er-

innerung war. Der Herr Gegenschreiber hatte ein Anliegen wegen Erhebung des Wasserzolles; der Consulent beschwerte sich über die weite Entfernung des Hofgerichtes, und so hatte Jeder ein anderes Anliegen, welches ich empfehlen sollte. Sie schienen schon zufrieden, einmal Gelegenheit zu haben, ihre Sachen in aller Breite an den Mann bringen zu können.

Meine Aufmerksamkeit ward wieder von ihrem Gespräche abgelenkt durch eine für mich ganz neue Erscheinung: mitten im Flusse kam ein Reiter mit zwei Pferden, quer auf dem einen sitzend und mit Händen, Füßen und lautem Geschrei sie unaufhörlich antreibend. Das Wasser war so tief, daß es den Sattel erreichte, weßhalb der Reiter genöthigt war, die Beine entweder wagerecht vor sich hinzustrecken, oder sie auf den Sattel zu ziehen. Beides that er abwechselnd mit großer Behendigkeit. „Das ist ein Leinreiter," sagte mir der Gegenschreiber, „sehen Sie nur gefälligst vor, da unten wird ein großes Schiff kommen, welches die Pferde aufwärts ziehen müssen." Ich bog mich aus dem Nachen und sah wirklich in kurzer Entfernung ein stattliches Schiff den Fluß herauf kommen, jedoch ohne daß ich eine Verbindung zwischen demselben und den Pferden wahrnehmen konnte. In demselben Augenblick ward durch einen heftigen Stoß unser Nachen so erschüttert, daß ich unfehlbar hinausgefallen wäre, wenn ich mich nicht schon zuvor an den Bogen der Plahe gehalten hätte. Ein Schrei des Schreckens ging durch die ganze Gesellschaft; zugleich hörte ich ein eigenthümliches Rauschen unter dem Nachen, und ein noch stär-

ferer Stoß schien denselben umstürzen zu wollen. „Halt! Halt!“ schrie es aus jedem Munde; „Halt, halt!“ wiederholte es auf dem großen Schiffe. Ich schrie mit, ohne zu wissen warum. Die Verwirrung und der Schrecken waren allgemein. Da hielten die Pferde im Flusse an, unsere Schiffer ruderten aus allen Kräften auf die Seite, und unser Nachen war außer Gefahr. Wir waren unbemerkt über das schlaff im Wasser hängende Zugseil des Schiffes gefahren, als gerade die Pferde rasch anzogen, wodurch unser Nachen die Prallstöße erhielt, welche ihn leicht hätten umstürzen können.

Die Gesellschaft erholte sich schnell von ihrem Schrecken, die bleichgewordenen Gesichter erhielten ihre Farbe wieder, die Hüte, Shawls, Sonnenschirme und was sonst auf den Boden gefallen war, wurden aufgehoben, unter dem Gelächter der jungen Leute; denn Manches war in das auf dem Boden des Nachens befindliche Wasser gekommen oder zerdrückt worden und sah übel zugerichtet aus. Die Freude nach überstandenem Schrecken machte sich nun durch die höchste Lustigkeit Luft. Jeder erinnerte sich der Angst des Andern, und hielt ihm sein ungeschicktes Benehmen neckend vor. Am meisten mußte sich die gute Frau Hofkammerräthin gefallen lassen, die bei dem heftigsten Stoße ausrief: „Der Wein, der Wein!“ und rettend nach dem Korbe griff, den sie neben sich unter die Bank hatte stellen lassen.

So ging es so lange fort, bis die Trümmer eines Bergschlosses sichtbar wurden. „Das Tempelherrnschloß!“ rief es vornen im Nachen. Die jungen Leute

waren durch die gemeinsam überstandene Gefahr ganz zutraulich gegen mich geworden, und hatten alle Scheu vor dem Fremden abgelegt; nur bedacht, mir ja alle Merkwürdigkeiten ihrer Gegend zu zeigen, riefen sie mir zu: „Herr Ministerialassessor, sehen Sie doch, hier haben die Tempelherren gewohnt, das ist der Tempelherrnhof!“ — „Er ist aber ganz alt und zerfallen,“ sagte eine Mädchenstimme, „schon vor hundert Jahren haben ihn die Schweden zerstört.“ Ich konnte die Sprecherin nicht sehen, sie saß auf meiner Seite am anderen Ende des Nachens. Aber ich hörte, wie zwei aufgeschossene Knaben zugleich die Sprecherin berichtigen wollten, als ein kleines dickes Männchen mit großer Bescheidenheit sagte: „Erlauben Sie, Fräulein Cornelia, Sie werden sich wohl irren, der Schwedenkrieg ward schon vor beinahe zweihundert Jahren beendigt, und seitdem sind keine Schweden mehr in diese Gegend gekommen.“ — „Ja, ja, Fräulein,“ sagte ein anderer Mann, der neben der Angeredeten zu sitzen schien, „da haben Sie sich so um ein Hundert Jährchen geirrt!“ — „Das ist mir einerlei, Herr Hauptmann und Herr Accessist,“ fiel sie schnippisch ein, „was über vierzig Jahre hinausgeht, das ist mir alt, ob es nun Hundert oder Zweihundert darüber sind.“ Die jungen Burschen lachten, denn wie ich später sehen konnte, hatten beide Herren das vierzigste Lebensjahr ohne allen Zweifel überschritten. „Ludwig, setze dich auf meinen Platz,“ sagte in befehlendem Tone bald darauf dieselbe Mädchenstimme, „und lasse mich auf den deinigen; ich mag lieber dem Herrn Hauptmann

gegenüber, als neben ihm sitzen. Er kann dann dir in die Ohren zischeln."

Sichtbar ungern trat einer der Jungen ihr seinen Platz ab. Sie setzte sich gegenüber, und nun erst konnte ich sie sehen. Ich gestehe, ich war auf's Höchste überrascht von dieser vollendeten Schönheit. Für eine zürnende Minerva wäre sie das schönste Modell gewesen. Ihre blauen Augen strahlten von edlem Zorn unter den schwarzen Wimpern hervor; das herrliche Antlitz, geröthet von der Aufregung, umgab ein Kranz von glänzend schwarzen Locken, die jugendlich schlanke Gestalt entsprach der Schönheit des Kopfes. „Es ist so Schade," sagte die dicke Frau Hofkammerräthin halblaut zu mir, „daß der so gebildete, vielgereiste Hauptmann die böse Gewohnheit hat, den Mädchen Dinge zu sagen, die sie erröthen machen." — „Ist der Hauptmann von hier?" fragte ich. — „Ja wohl, er war aber viele Jahre in auswärtigen Diensten, in Neapel, und lebt nun von seiner Pension in seiner Vaterstadt, obgleich er immer über sie loszieht. Seine Gewohnheiten sind nicht alle zu loben. Sicher hat er der Cornelia wieder etwas Schlimmes in's Ohr gesagt." — „Wer ist das schöne Fräulein?" fragte ich sie. — „Es ist die einzige Tochter des früheren hiesigen Oberamtmannes. Er war so gerne hier, daß er, als man ihn versetzen wollte, sich lieber pensioniren ließ, nur um hier bleiben zu können. Seine Frau ist früh gestorben, Cornelia nun seine einzige Freude. Um derselben eine recht feine Bildung zu verschaffen, hat er sie drei Jahre nach Frankfurt in ein Institut geschickt, aus

welchem sie voriges Jahr zurückkam. Er sieht in sie hinein, wie in einen Spiegel. Sie ist sicher das schönste Mädchen in der ganzen Gegend. Von einer Haushaltung versteht sie freilich nichts, und ich fürchte, die vielen Schmeicheleien, die sie fortwährend hört, werden sie verderben. Jetzt ist Ihr Freund, der Herr Amtsassessor —" Ein leichter Stoß des Kahns unterbrach die Rede der Frau Hofkammerräthin; wir waren am Lande, und Alles beeilte sich, an's Ufer zu kommen.

Als Neuling hatte ich Mühe, in dem schwankenden Nachen über die Querstangen zu steigen, ohne mich vor den jungen Leuten lächerlich zu machen, die mit der größten Leichtigkeit über diese Schwierigkeiten hinwegsprangen. Ich eilte, in die Nähe des schönen Mädchens zu kommen; Eduard stand an ihrer Seite. „Nun, Herr Ministerialassessor," rief sie mir zu, „wie gefällt Ihnen die Wasserfahrt?" — „Bei so schöner Gesellschaft, in reizender Gegend, kann man etwas Angenehmeres wünschen?" antwortete ich. — „Aber sehen Sie einmal den Berg hinauf, es wird Ihnen sauer werden auf diesem Wege; Sie sind nur ebene Straßen gewöhnt."

„In Ihrer Gesellschaft, Fräulein, wird er mir gewiß sehr angenehm werden; darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?" sagte ich mit ungeschickter Artigkeit.

„Ja, kommen Sie, ich will Sie führen, wir Wartberger sind Alle an unsere Bergwege gewöhnt, uns machen sie keine Schwierigkeiten." Der Hauptmann bat sie, ihren Shawl tragen zu dürfen; bloß das schöne Köpfchen schüttelnd, sagte sie: „Der Herr Accessist ist

so gefällig, ihn mir zu tragen," was diesen augenscheinlich glücklich machte. „Henriette, Sophie, gebt Euere Shawls her," rief sie den anderen Mädchen in ihrer Nähe zu, „der Herr Accessist trägt sie alle."

Der arme Mann hatte an seiner Corpulenz schon genug zu tragen; ich wollte ihm die Shawls abnehmen; er fand dies aber so sehr gegen alle Höflichkeit und machte dabei auf dem holperigen Wege so tiefe Bücklinge, daß ich fürchtete, ihn fallen zu sehen, wenn ich länger in ihn dränge. Der Weg ward mir trotz meiner schönen Führerin sehr sauer. Es war eigentlich gar kein Weg, nicht einmal ein Fußpfad. Vielleicht vom Regenwasser gebildet, zog sich eine sandige Rinne in Schlangenwindungen um Steinhaufen, mit dornigem Gestrüpp bewachsen. Durch die Schritte der Vorausgehenden rissen sich oft Steine los und rollten den Nachkommenden entgegen; oft ging es so steil aufwärts, daß ich, ungeübt wie ich war, mich mit aller Kraft meines Stockes bedienen mußte, und alle Mühe anzuwenden hatte, um meiner Begleiterin meine Noth nicht allzu bemerkbar zu machen. Sie ging mir leichten Schrittes voraus, bei den abschüssigsten Stellen bot sie mir die Hand und machte dabei neckende Bemerkungen über den dicken Accessisten, der unter seinen Shawls keuchte, und über den langen Hauptmann, der trotz seiner Magerkeit eine gute Strecke zurückblieb.

Endlich waren wir Alle in der Ruine angekommen. Den älteren Herren und Damen war der Weg ebenfalls sauer geworden. Die Knaben waren auf noch steileren Wegen vorausgeeilt, hatten dürres Holz zu-

sammen getragen und ein lustiges Feuer angezündet. Es ward nun Kaffee gekocht, den einer der Schiffer nebst allem Zubehör aus dem Nachen heraufgetragen hatte. Der Accessist half dabei dienstbereitwillig der Frau Hofkammerräthin, welche die Leitung des Ganzen übernommen zu haben schien.

Wir waren im alten Burghofe. Vornen gegen das Thal stand noch eine Mauer des Ritterhauses mit zwei Reihen Fensteröffnungen; um uns herum waren nur noch mehr oder minder zerfallene Wände; an einer Ecke ein runder Thurm. Der Raum, in dem wir uns befanden, schien schon öfter bei derartigen Ausflügen gedient zu haben. Unter einem breiten Hollunderbaum, dessen Blüthenduft gerade etwas zu stark war, lag ein großer viereckiger Stein, rings um ihn waren kleinere offenbar dahingewälzt, um als Sitze zu dienen. Bäume und Stauden schmückten den Platz; selbst aus den Mauerritzen sproßte Gesträuch. Jeder suchte sich nun ein schattiges Plätzchen zum Ausruhen. Cornelia ließ sich auf einen langen Stein nieder, in welchem noch die Spuren der Thorangeln zu sehen waren. Ich bemerkte Eduard, trüb vor sich hinsehend, in einiger Entfernung von uns und erst jetzt fiel mir ein, daß er hinter uns den Berg heraufgegangen war, und daß ich ihn neben der schönen Cornelia gänzlich vergessen hatte. Ich suchte die Vorwürfe, die ich mir über die Vernachlässigung des Freundes machte, dadurch zu entkräften, daß er auf dem Wasser sich von mir ferne gehalten hatte, allein ich selbst hatte mir den Platz im Nachen so weit von ihm, der bei den jungen Leuten

saß, gewählt. Meine Gedanken wurden durch Cornelia's Fragen über das Leben in der Hauptstadt unterbrochen und bei dem Anblicke ihrer Schönheit, mit welcher sie die natürlichste Anmuth verband, vergaß ich abermals meinen Freund. Es zeigte sich in ihrem Benehmen keine Gefallsucht; sie schien wie eine geborene Königin alle Huldigungen als etwas ganz Gewöhnliches aufzunehmen. Wirklich beherrschte sie auch die ganze Gesellschaft, ohne daß sie sich darum bemühte.

Was sie mir sagte, war ganz gewöhnlich, aber die kindliche Natürlichkeit, mit welcher sie alle Fragen weiblicher Neugierde vorbrachte, und die Fröhlichkeit, mit welcher sie in das Leben schaute, ließen die Oberflächlichkeit ihres Wesens übersehen. Unverholen sprach sie die lebhafteste Freude darüber aus, daß ihr Papa versprochen habe, sie im nächsten Winter in die Residenz zu führen, wo sie sich das höchste Vergnügen versprach. „Wie herrlich müssen dort Bälle, Concerte und Theater seyn; wie angenehm werden die Abende verfließen, in gebildeten Zirkeln, wo sich alles Schöne zusammenfindet.

Da näherte sich der Hauptmann und schien neben ihr Platz nehmen zu wollen, welches sie dadurch verhinderte, daß sie ihn ersuchte, mich auf den Schloßthurm zu führen, damit ich die schöne Aussicht sähe. „Kommen Sie, Herr Amtsassessor," rief sie Eduard zu, „nehmen Sie den Platz Ihres Freundes ein." Die drei jungen Burschen waren ungebeten sogleich uns voraus, und kletterten wie die Katzen auf den Mauer-

resten herum. So sehr ich mich bemühte, meine Ungeübtheit zu verbergen, so bemerkten sie dieselbe doch hinlänglich, waren aber gutmüthig genug, mir überall, wo ich Hilfe brauchte, die Hand zu reichen. Konstantin der jüngste, in der Blüthe der Flegeljahre stehend, konnte sein Ergötzen über meine Ungeschicklichkeit nicht ganz verbergen. So waren wir endlich auf der verfallenen Treppe zu dem oberen Gewölbe des Thurmes gekommen, welches, nur von einer Brustmauer umgeben, freie Aussicht bot. Ungemein friedlich lag das stille Thal zu unseren Füßen. Es ist schmal, nur dem, sich zögernd um die niederen Berge windenden Flusse und dem Wege zu beiden Seiten desselben Raum gebend; durch diese Windungen ist es in unbedeutender Länge abgeschlossen durch die vorspringenden Berge. Keine menschliche Wohnung ist sichtbar, und dennoch drückt diese kleine Landschaft eine Heiterkeit und einen Frieden aus, der sie äußerst anziehend macht.

„Sehen Sie, Herr Assessor, das ist die ganze Fernsicht,“ sagte der Hauptmann zu mir. „Jemand, der gereist ist, wird diese halsbrechenden Treppen deßhalb nicht heraufsteigen. Aber das Mädchen ist gewöhnt, daß man ihren Launen folgt.“ Ich drückte ihm meine Bewunderung über Cornelia's Schönheit aus. „Ja sie ist schön, ich habe selbst in Italien kein schöneres Mädchen gefunden; aber bis jetzt hat ihr das Glück zu viel gelächelt, sie ist ein verwöhntes Kind. Doch, auch ihre Stunde wird schlagen! Wie einem Schmetterlinge, der fröhlich die Flamme umkreist, bis er die Flügel verbrennt, so wird es ihr gehen; oder

ich müßte die Weiber nicht kennen," sagte er mit boshaftem Lächeln. Als wir uns anschickten, den gefährlichen Gang vom Thurme hinunter zu machen, konnte ich mich, in die Tiefe blickend, eines heftigen Grausens nicht erwehren. Fast verzweifelte ich an der Möglichkeit, ohne zu stürzen, hinabzukommen. Der Hauptmann hatte genug mit sich selbst zu thuen. Die Jungen waren schon vor uns hinabgeklettert, und ich fürchtete jeden Augenblick vom Schwindel ergriffen zu werden. Da kommen eben die drei Bursche, mit einem jungen abgehauenen Bäumchen, welches sie oben auf dem Thurme befestigen wollten. Meine Verlegenheit bemerkend, eilten sie herauf, und halfen mir glücklich hinunter.

Eduard saß neben Cornelia, in fröhlichem Geplauder, und erst jetzt kam mir der Gedanke, daß er dieses blendende Mädchen liebe, und daß dies die Ursache seines vorigen Trübsinnes gewesen sey. Der Kaffee stand fertig auf dem großen Steine, die ersteren der Gesellschaft nahmen die Plätze um denselben ein, während die übrigen sich andere suchten. Ich übersah nun erst die ganze Gesellschaft und fand, daß auch die übrigen Mädchen wenigstens blühend und hübsch waren. Das Gespräch wurde jetzt allgemein. Die guten Leute schienen sehr befriedigt, durch meine aufrichtige Versicherung, daß ich mich sehr gut unterhalte, und daß ich ihr Leben in solch' schöner Gegend glücklich pries. „Ja," sagte einer der Herren, „wir haben hier Alles, was wir brauchen, um vergnügt zu seyn. Obschon viele Honoratioren hier sind, kennt man sie doch alle, so

daß man sich nirgends fremd fühlt. Wir haben freilich nicht die Vergnügungen einer großen Stadt und nicht ihre Bildungsmittel, allein wir thuen was wir können, dieselben zu ersetzen. Im Sommer machen wir Ausflüge, wie heute mit Weib und Kindern; das ist doch etwas ganz Anderes, als in den staubigen Straßen einer großen Stadt sich von den zurückprallenden Sonnenstrahlen braten zu lassen. Ich nähme nicht 200 Gulden Besoldungszulage, wenn ich damit in der Residenz leben müßte, wo man kaum sieht, in welcher Jahreszeit man ist. Hier leben wir in und mit der Natur. Im Herbste, wenn es ein gutes Weinjahr gibt, da geht es gar lustig hier zu, da sollten Sie hier seyn."

„Und im Winter," nahm die Frau Intendantin das Wort, „da haben die Männer ihr Museum, wo sie Zeitungen und Bücher finden, auch ein Spiel machen, und wir Frauen haben Thee- und Spielkränzchen, wodurch wir jede Woche zusammenkommen." — „Ja und Bälle haben wir, Herr Ministerialassessor, und Concerte und oft auch Theater, wenn gerade eine Schauspielergesellschaft hieher kommt," sagte Cornelia, „Alles wie in einer großen Stadt, nur daß ich es mir dort viel schöner denke." — „Wenn aber erst der Main zugefroren ist," unterbrach Konstantin keck die Rede, „da sollten Sie einmal hier seyn, da ist's lustig mit Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren. Wenn man dann nur nicht in die Classe müßte." — „Ruhig, Konstantin," sagte seine Mutter, „es schickt sich

nicht, daß Du Dich in unser Gespräch mischest, geh' zu Deinen Kameraden."

„Sie sehen, Herr Assessor, man ist hier genügsam," sagte der Hauptmann. „Freilich, wenn man nie über die Berge hinausgekommen ist, so weiß man von nichts Anderem. Ich schlage vor, aufzubrechen, die Hitze ist unausstehlich." — „Sie rühmen nichts, als Neapel," erwiderte Cornelia, „wie können Sie über die hiesige Hitze klagen, dort wird sie viel unerträglicher seyn?"

„Mit nichten, mein schönes Fräulein, dort ist die Luft mit Wohlgerüchen durchwürzt." — „Herr Accessist, geben Sie doch dem Herrn Hauptmanne seinen Strauß, den ich Ihnen zu tragen gegeben, daß er sich am Blumenduft stärke," unterbrach sie ihn. — „Am Meeresufer ist die Luft immer durch die Feuchtigkeit erquickend, während hier oben die trockene Gluth sengt." — „Wären Sie doch unten bei den Schiffern geblieben, den kühlen Wasserduft einzusaugen!" — „Mein Stern zog mich nach oben." — „Sterne leuchten nur, um aus der Ferne gesehen zu werden."

„Gehen wir, gehen wir, es ist noch weit, bis zur Karthause," mahnte die Hofkammerräthin, sicher um diesem Gespräche ein Ende zu machen. Beim Herabsteigen bot Eduard Cornelia die Hand; er war durch seinen zweijährigen Aufenthalt dahier im Bergsteigen geübt, und konnte ihr auf dem abschüssigen, sandigen Wege zur Stütze dienen, während ich suchte der Letzte zu werden, um weniger meine Hilflosigkeit bloßzustellen. Ich hatte aber dabei einen harten Kampf mit

dem Accessisten, der es durchaus nicht vereinbar mit meiner Stellung finden konnte, daß ich hinter ihm gehe. Erst als ich ihm sagte, er diene mir als Schutzmauer, um mein Hinabrollen zu verhindern, wenn ich vielleicht so ungeschickt seyn sollte, zu fallen, gab er sich zufrieden.

Nachdem wir unten angekommen, ward der andere im Nachen gebliebene Korb einem Schiffer aufgeladen und die Gesellschaft bog in ein enges Seitenthälchen ein. Eine schmale Wiese, von einem muntern Waldbache durchschnitten bildete das Thal, zu dessen beiden Seiten die Berge mit schönen Buchen bewachsen, sich erhoben. Hinter wenigen Reihen der untersten Bäume, gerade noch so viel innerhalb des Waldes, um von ihm beschattet zu seyn, ohne die Aussicht in's Thälchen zu verlieren, zog sich der Weg am Berge hin. Angenehme Kühle empfing uns hier; durch das leicht bewegte Laub blitzten die Sonnenstrahlen; auf dem Boden und an den Baumstämmen spielten die Schatten der Blätter. Tiefe Stille herrschte ringsum; die Mittagshitze ließ die Vögel verstummen; bloß die fröhlichen Stimmen unserer Gesellschaft unterbrachen das Schweigen. Ich war nun dicht hinter Eduard und Cornelia und überzeugte mich immer mehr, daß eine lebhafte Neigung meinen Freund an dies schöne Mädchen fesselte. Es war nicht Eifersucht, die mich bei dieser Wahrnehmung betrübte, denn ich fühlte für Cornelia nur Bewunderung ihrer seltenen Schönheit; aber so sehr mich diese entzückte, konnte ich Eduard kein dauerndes Glück versprechen. Diese klaren schönen

Augen drückten nichts aus als Lust, Frohsinn, Haschen nach Vergnügen. Diese schöne Stirn zeigte kein Nachdenken und der fein geschnittene Mund sprach nur oberflächliche Weltanschauung oder launenhafte Ergüsse eines verwöhnten Herzens aus. Wenn ich sie ansah, wenn ich mit ihr sprach, so ließ ich mich hinreißen von ihrer vollendeten Anmuth, aber sobald ich über sie nachdachte, mußte ich die Leere dieser schönen Form bedauern. Sie wandte sich nach mir um, der Weg war breit genug für uns drei. Eduard nun wieder ganz der arglose fröhliche Mensch, als den ich ihn immer gekannt, schien stolz auf sein Glück und freute sich in dem Freunde einen Bewunderer seiner Erwählten zu sehen. „Ist das ein wirkliches, noch bestehendes Kloster, wohin wir gehen," begann ich das Gespräch. — „Nein," sagten Beide, „es ist fast nur noch eine Ruine." — „Seit man die Klöster aufgehoben hat, um ihre Güter besser zu verwenden, gehört dieses dem Fürsten. Der Herr Hofkammerrath hat die Aufsicht über die Güter, weßhalb er öfters Geschäfte bei den Pächtern hat," fügte Cornelia bei. — „Welchem Orden gehörte das Kloster?" fragte ich weiter. — „Ich weiß das nicht," entgegnete Cornelia, „man nannte es nur die Karthause. Ich habe mich nie um Klöster bekümmert, und bin nur froh, daß es keine mehr bei uns gibt, worin die Menschen ihr Leben vertrauern müssen. Aber ich will Eulalia rufen, sie geht da vornen mit Ludwig, die weiß dies Alles. Eulalia!" rief Cornelia „komm einmal zu uns, Du mußt uns etwas sagen."

Da kam von der Spitze des Zuges, den die Gesellschaft bildete, ein junges schlankes Mädchen zu uns zurück. Als ich sie auf uns zuschreiten sah, durchflog wie ein Blitz der Gedanke meinen Kopf: das ist das leuchtende Mädchen von gestern Abend! Dieselbe zarte Gestalt, der nämliche Gang, dieselbe Schüchternheit: es fehlt nur noch die Stimme und ich bin gewiß, daß sie es ist! Erröthend blieb sie vor uns stehen und als sie fast ängstlich sagte: „Was soll ich Cornelia?" — da ward meine Vermuthung fast zur Gewißheit, es war dieselbe Stimme. Ich weiß nicht, war sie den ganzen Morgen nicht in meine Nähe gekommen, oder hatte ich sie unter den anderen jungen Mädchen nicht beobachtet: genug, ich schämte mich in diesem Augenblicke, denn ich mußte mir gestehen, daß ich, überrascht von Cornelia's glänzender Erscheinung das gestrige Ereigniß ganz vergessen hatte.

„Sage doch dem Herrn Ministerialassessor, wer die Karthause zerstört hat." — „So viel ich weiß," antwortete noch höher erröthend das Mädchen, „ist die Karthause, wie so viele andere Klöster in Deutschland, im Jahre 1803 aufgehoben worden, und zerfällt nun, weil nichts an den Gebäuden erhalten wird, als was der Pächter zur Wohnung braucht." — „Was für Ordensleute hausten zuvor hier?" fragte Cornelia weiter. Ein feines Lächeln überflog einen Augenblick Eulalien's kindliche Züge, und fast schelmisch klang die Antwort: „In der Karthause — Karthäuser." — „Du mußt auch sagen, wie sie gekleidet waren." — „Die Karthäuser sind weiß gekleidet. In der Schweiz gibt

es noch Karthäuserklöster. Ihre Regel ist sehr streng." — „Können Sie mir auch sagen, Fräulein, wann und von Wem dieser Orden gestiftet worden?" fragte ich, weil mir ihre Kenntniß von dem Orden auffallend war. — „Der heilige Bruno hat ihn am Ende des eilften Jahrhundertes gestiftet." Da rief, einige Schritte von uns, seitwärts aus dem Walde, Ludwig: „Eulalia, komm doch, da ist ein herrliches Exemplar von Lilium martagon; wir wollen den Platz merken und auf dem Heimwege es ausgraben für Dein Gärtchen." Wie ein Kind, das froh ist entlassen zu werden, verneigte sich Eulalia und eilte zu Ludwig. Ich hörte noch ihre Ausrufe der Bewunderung über die Pflanze, indem wir weiter gingen.

„Wer ist diese kleine Gelehrte?" fragte ich Cornelia. — „Es ist die Nichte der Frau Hofkammerräthin, welche sie nach dem frühen Tode ihrer Eltern zu sich genommen hat." — „Soll sie vielleicht zur Gouvernante gebildet werden?" — „Nein," sagte lachend Eduard, daran denkt ihre Tante nicht, welche meint, die erste Bestimmung des Weibes sey die Führung der Haushaltung, worin sie denn auch ihre Nichte wacker einschult. Sicher rechnet sie darauf, sie zu verheirathen." — „So wenig die Frau Hofkammerräthin ihr erlauben würde," fügte Cornelia bei, „zur Unterhaltung, oder auch zu höherer Ausbildung zu lesen, so sagt sie doch nichts dagegen, wenn sie die Bücher liest, welche der Herr Stadtpfarrer ihr leiht, weil er ihr bloß solche gibt, die sich auf Religion beziehen, worauf die alte Frau sehr viel hält. Darum weiß sie

denn auch Alles, was man sie fragen mag, denn jede freie Stunde widmet sie dem Lesen, welches sie dem Umgange mit uns weit vorzieht. Dafür paßt sie aber auch gar nicht in größere Gesellschaft. Haben Sie nicht bemerkt, wie schüchtern und linkisch sie zu uns kam, wie kindisch sie sich benahm für ein sechzehnjähriges Mädchen? Sie würde weder tanzen noch in Gesellschaft gehen, wenn ihre Tante hierin nicht gescheidere Ansichten hätte. Sie mußte tanzen lernen, und muß Bälle besuchen, wo sie freilich keine beliebte Tänzerin ist, obwohl sie gut tanzt. Die Herren finden sie zu langweilig." — „Sie besitzt also wirklich ein gediegenes Wissen?" fragte ich wieder. — „Nur in dem, was mit der Religion zusammenhängt. Was man aber in gebildeten Zirkeln braucht, z. B. die französische Sprache, davon weiß sie gar nichts. Nun freilich, dazu ist auch hier keine Gelegenheit. Mein Vater hat mich deßhalb in ein Institut nach Frankfurt geschickt. Mit Herren weiß sie sich gar nicht zu unterhalten, da wird sie einmal über das andere roth, und traut sich nicht die Augen aufzuschlagen." — „Ich habe noch nie mit ihr gesprochen," sagte Eduard. — „Ludwig ist der einzige, mit dem sie gerne umgeht. Das ist der junge Mensch, der sie von uns weggerufen hat." — Gespannt fragte ich: „er macht ihr wahrscheinlich den Hof?" — „O, nein, dazu ist sie viel zu streng, sie würde nicht einmal so ein bischen Hofmachen dulden, wie sich's doch jedes Mädchen in den Tanzstunden gefallen läßt. Zudem ist Ludwig ein Jahr jünger als Eulalia. Er wohnt ganz nahe bei Hofkammerraths, ist Waise, wie

Eulalia, bei Verwandten wie sie, und kommt seit seiner frühesten Kindheit in das Haus der Frau Hofkammerräthin, so daß die beiden wie Geschwister mit einander aufwuchsen. Bei Ludwig kann Eulalia von ihren Büchern reden; er bringt ihr Pflanzen, die sehr schön in den hiesigen Wäldern wachsen sollen. Bei unseren Ausflügen sieht man sie fast immer beisammen."

Der Weg führte jetzt ganz aus dem Walde in das Wiesenthälchen, das sich hier in zwei noch schmalere theilte. Die beiden Bächlein aus den Thälchen vereinigten sich hier, und auf dem grünen Dreiecke, das sich dadurch bildete, stand die Ruine einer Waldkapelle ohne Thüre, ohne Fenster, ohne Dach. Durch die spitzbogigen Fensteröffnungen streckten sich die Aeste der im Innern aufgewachsenen Bäume und ließen auf das hohe Alter der Zerstörung schließen.

Unsere drei Jungen übersprangen jubelnd den Bach, um das Innere der Kapelle zu untersuchen, was inzwischen, wie ich hörte, jedesmal geschah, wenn die Gesellschaft hierher kam. Für die Damen war der Bach zu breit, weßhalb wir Steine zusammen trugen, um einen Uebergang zu bilden. Der Accessist schleppte mühsam einen großen Stein herbei und warf ihn so ungeschickt in den Bach, daß das Wasser hoch aufspritzte und die umstehenden Damen benetzte, wofür er den ganzen Tag leiden mußte. In der Kapelle war keine Spur von Verzierung mehr zu sehen, selbst der Mörtel war herabgefallen. Durch die Baumäste herein leuchtete der blaue Himmel und verwischte etwas

den traurigen Eindruck der Zerstörung. Eulalia mochte auch in das heitere Blau hinaufgesehen haben, plötzlich rief sie: „Ein Vogelnest! Da oben auf der Buche!“ Im Augenblicke war Ludwig oben. „Soll ich es Dir herunter holen, es sind Junge darin.“ — „Nein, o nein,“ rief sie ängstlich hinauf, „rühre sie nicht an, wir können sie nicht auffüttern, sie würden nur zu Grunde gehen.“ Als sie sah, daß Ludwig das Nest unberührt ließ, rief sie wieder freudig: „Wie viele sind es?“ — „Fünf!“ — „Sind sie recht munter? haben sie schon Federchen?“ — „Ja so ziemlich, hörst Du sie zwitschern, sie sperren die Schnäbel auf und wollen Futter.“ — „Dort am Fenster sitzt einer der Alten, wie ängstlich er ist! Komm herunter, daß er die Jungen füttern kann.“

Ich war während dieses Gespräches Eulalia gegenübergestanden, ohne daß sie mich gewahrte, und war überrascht von der Stärke des Ausdruckes ihres kindlichen Gesichtes. Die heiterste Freude ging über in Angst, Mißbilligung, ja als sie glaubte, Ludwig nähme das Nest, zeigte sich eine solche Entschiedenheit und Willenskraft in diesen kleinen Zügen, wie ich es ihnen nicht zugetraut hätte. Dabei sprühten ihre blauen Augen ein Feuer, das man kaum bei schwarzen so glänzend findet. Da ich sehr wünschte, völlige Gewißheit zu erlangen über meine Vermuthung, daß Eulalia das Mädchen sey, welches gestern so barmherzig gegen den Postillon gewesen, suchte ich sie in ein Gespräch zu verwickeln, indem ich sie fragte ob sie mir etwas über diese Ruine sagen könne? Bei meiner An-

rede drückte sich wieder Verlegenheit in ihren Zügen aus, erröthend und mit niedergeschlagenen Augen antwortete sie: „Man erzählt, sie sey von einem Grafen aus der hiesigen Gegend erbaut worden, der sich auf der Jagd verirrt hatte, und von seinem Gefolge auf diesem Punkte gefunden wurde. Im Schwedenkriege wurde sie zerstört."

Der Zug setzte sich nun wieder in Bewegung und beim Austritte aus der Kapelle wußte Eulalia mir wieder zu entkommen. Die ganze Gesellschaft zog still weiter. Es zeigte sich bei Allen Ermüdung. Ich besonders, nach der gestrigen Fahrt und nach der unterbrochenen Nachtruhe, fühlte mich in der Mittagshitze sehr ermattet. Ich mochte nicht reden und ging allein hinter den älteren Herren her, bis sie mich bemerkten, und ihre Unachtsamkeit gegen ihren Gast gut zu machen suchten, indem sie mich in ihre Mitte nahmen und mich zu unterhalten suchten. Ich wäre lieber allein geblieben. Die guten Herren hatten so viele Anliegen, die ich in der Hauptstadt erledigen sollte und konnten gar nicht begreifen, daß ich nicht mit allen dortigen Würdeträgern auf freundschaftlichem Fuße stehe, und ihre Sache bestens empfehlen könne. Ich wußte sie nur durch das Versprechen, mein Möglichstes thuen zu wollen, zufrieden zu stellen.

Glücklicherweise waren wir bald am Ziele unserer Wanderung. Das grüne Thälchen schloß hier ein enger Kreis von Waldbergen gänzlich ab. In der Mitte dieses Winkels lagen die Klostergebäude mit den Gärten ganz von einer Mauer umschlossen, die noch ziemlich

erhalten war, wogegen die Kirche und das Kloster sehr durch Mangel an Unterhaltung gelitten. Beim Eingange empfingen uns zwei ungeheuere Kettenhunde mit fürchterlichem Bellen und Toben. Sie waren Abkömmlinge der früheren Klosterhunde, welche in dieser abgeschiedenen Gegend und in wilden Zeiten den Mönchen sehr nöthig waren. Unter einem großen Kirschbaume, der seine reifen Früchte darzubieten schien, waren Tische, Stühle und Bänke für uns bereit, so gut und so schlecht sie eben der Pächter hatte. Er und seine Frau empfingen die Gesellschaft „aus der Stadt" mit großem Respekt, denn der Herr Hofkammerrath war Derjenige, von dem er gänzlich abhing. Die Pächterin brachte Brod und Wein herbei, woran wir uns einstweilen erquickten, während die mitgebrachten Flaschen in die frische den Klosterhof durchströmende Quelle zur Abkühlung gelegt wurden.

„Sie werden sehen, Herr Ministerialassessor, welch' trefflicher Wein auf unseren Bergen wächst," sagte der Intendant. — „Ja, ja, unsere Gegend hat auch ihre Vorzüge, wenn gleich die Herren sich oft sperren, wenn sie hierher versetzt werden sollen," fügte der Gegenschreiber behaglich lachend bei, „wenn sie einmal hier eingewöhnt sind, dann verlangen sie nicht mehr fort. Sehen Sie nur den Herrn Amtsassessor, er kam mit einer so sauren Miene hier an, als ob er ein Sibirien erwartete, jetzt ist er so fest hier eingewurzelt, daß es ihm das Herz zerreißen würde, wenn er fort müßte." Er blickte dabei ganz schelmisch nach meinem Freunde, der so vertieft in der Unterhaltung mit Cor=

nelia war, daß er nichts von der Neckerei vernahm. — „Das hat seine Ursache bei dem Herrn Amtsassessor," sagte der Hauptmann, „wenn diese Sonne hier nicht leuchtete, wie könnte es Jemand in diesem engen Thale aushalten, der nur ein einziges Mal in lachenderen Gefilden war." — „Der Herr Hauptmann denkt nur immer an Italien," bemerkte bescheiden der Accessist, „es wird aber dort auch seine Schattenseiten geben und das wird gerade eine recht breite seyn, daß es zu wenig Schatten hat," fügte er über seinen Witz lächelnd bei. — „Ich sage, das ist ein garstiger Vogel, der sein Nest beschmutzt," sagte trocken der Intendant. — „Ich bitte, meine Herren, keine gelehrten Dispute, das führt nur zu Streitigkeiten," fiel ängstlich seine Frau ein. Der Hofkammerrath beendigte das Gespräch. indem er uns einlud dem Ausfischen der Weiher zuzusehen, wozu ihn sein Amt rufe. Die Frau Hofkammeräthin ging mit Eulalia in die Pächterwohnung, wohin sie sich den mitgebrachten Korb tragen ließ, um die ländliche Mittagssuppe zu bereiten. Die jungen Leute waren schon voraus an die Weiher geeilt. Dieselben lagen hinter der Klostermauer und wurden von den Bergen dicht umschlossen. Die beiden ersten Teiche waren schon abgelassen. Die Sonnenstrahlen blitzten aus den Schuppen der Fische, die ängstlich nach den Vertiefungen im Boden zu entkommen, oder sich unter Wasserpflanzen zu verbergen suchten. Es half ihnen nichts. Mit großen Netzen versehen, stiegen die Fischer in den Teich hinab, und fingen alle zusammen; die kleinen wurden zurück in's Wasser geworfen, die großen

von den anwesenden Fischhändlern in Fässern auf Wagen geladen.

Das lärmende Treiben in dem Thälchen, das bloß für einsame Betrachtung geschaffen zu seyn schien, mißfiel mir. Ich schlich mich um die Klostermauer herum, und suchte mir ein stilles Plätzchen am letzten Teiche, der noch nicht abgelassen war. Er lag eben ganz im Waldschatten und hatte etwas ungemein Düsteres. Auf seinem dunkeln Wasser spiegelte sich die Umgebung so deutlich ab, daß man jedes vom Winde bewegte Blättchen in dem Teiche zittern sah, und am tiefsten unten schien der blaue Himmel herauf, aber nicht Friede und Freude bringend wie der Himmel, zu dem man hinauf sieht, sondern unheimlich, düster, schaurig. Ueber die Klostermauer sah traurig die dem Zerfalle übergebene Kirche herüber, und vollendete das düstere Bild. Da hörte ich aus dem jenseitigen Bergwalde die melancholischen Töne einer Ziehharmonika die Melodie: „Il pescator dell' onda" spielen. Dem Hauptmanne mißfiel wohl es auch in dem Gewirre; er hatte sich an einer einsamen Stelle niedergelassen und hauchte seine Gedanken an seine zweite Heimath in den Tönen der Harmonika aus.

Ich weiß nicht, war es körperliche Ermüdung oder die Düsterheit des Ortes, in Verbindung mit jener sehnsuchtsvollen Melodie, die mich so mißstimmte. Ich machte mir Vorwürfe über mein heutiges Treiben. Durch äußere Schönheit hatte ich mich blenden lassen, daß ich darüber den Freund vernachlässigte, vielleicht seine Eifersucht erregte, daß ich das Mädchen vergaß,

welches gestern durch seine ungekünstelte Barmherzigkeit, wie durch seine edle Schüchternheit mich anspornte, seine Bekanntschaft zu wünschen. Es ergriff mich eine Sehnsucht, diesen Schwächen zu entfliehen und ich fühlte mich wie gebunden. Die Seele verlangte aufzufliegen, zur Vollkommenheit, aber die Flügel fehlten ihr. Ich hörte nicht mehr auf die Töne der Harmonika, aber sie bildeten dennoch die Begleitungen zu meinen Empfindungen. Allmälig kehrten meine Gedanken zu dem Orte zurück, in dem ich mich befand. Ich dachte an das Leben, welches früher hier geführt worden. Eingegrenzt in dieses enge Thal, abgeschieden von der Welt, von ihrer Lust und ihrem Schmerze, selbst abgeschieden von den eigenen Genossen, blieb hier der Seele, wie dem Auge des Karthäusers einzig der Blick zum Himmel, und wie dem Auge, wenn es sich zur Erde wandte, nur Waldes- und Wiesengrün begegnete, so leuchtete der Seele, wenn sie sich aus der Beschauung zu irdischer Beschäftigung wandte, die Hoffnung, daß auch dieses Herabsteigen im Gehorsam ihr eine Stufe zu neuem Aufsteigen werde. Wie kleinlich mußte diesen Geistesmännern weltlicher Ehrgeiz, selbstsüchtige Habgier und eitle Liebe erscheinen.

„Zum Essen, zum Essen!“ ertönte der Ruf zu mir herüber. Konstantin war um die Klostermauer gelaufen, weil man mich auf jener Seite vermuthete, und schrie aus Leibeskräften: „Zum Essen!“

„Kommen Sie, Herr Ministerialassessor, wir haben Ihnen den schönsten Platz aufgehoben,“ riefen mir die Herren entgegen. Der Stuhl zur Rechten Corne-

lia's war für mich bestimmt, auf ihrer linken Seite saß Eduard. Nach meiner eben angestellten Betrachtung wäre ich lieber ferne von ihr geblieben; allein ohne grobe Unhöflichkeit konnte ich nicht ausweichen; so setzte ich mich denn mit dem Vorsatze, meinen Freund so wenig als möglich von Cornelia's Unterhaltung zu rauben. Mir gegenüber an einem besonderen Tische, saß mit der jüngeren Gesellschaft Eulalia. Ich konnte sie beobachten, ohne daß es bemerkt wurde und hoffte, sie werde mir ein Schirm seyn, wenn Cornelia's Schönheit mich wieder blenden sollte. Die allgemeine Unterhaltung drehte sich zuerst ganz um den Fischfang. Die wohl zubereiteten Gerichte bestanden größtentheils auch aus Fischen. Als Meisterstück erschien ein großer Karpfen, dessen Kopf gebacken, der Schweif blau gesotten, und das Mittelstück gebraten war, ohne daß diese Theile getrennt waren. Die Frau Hofkammerräthin bot ihn mit großer Genugthuung herum als ein Stück von Eulaliens Kochkunst. Das arme Kind ward über und über roth, als der Accessist mit dem Messer an dem Glase klingelte, dasselbe ergriff und auf das Wohl der geschickten Köchin Eulalia trank, wozu die ganze Gesellschaft einstimmte. „In der Residenz glaubt man gewiß nicht, ein Mädchen zu ehren, wenn man sie geschickte Köchin nennt," sagte Cornelia halblaut zu mir. „Wie sehr freue ich mich auf diesen Winter, wo ich in jenen Zirkeln andere Vorzüge werde rühmen hören." Eine trübe Wolke überflog Eduards Gesicht bei dieser Sehnsucht Cornelia's.

Ich hatte indessen immer den kleinen Tisch mit

den jungen Leuten im Auge behalten und bemerkt, daß dort Eulalia, vielleicht unbewußt, eine Herrschaft ausübte, welcher sich selbst der wilde Konstantin fügte. Sie war ungezwungen fröhlich, scherzte und lachte mit den Uebrigen, aber eine jungfräuliche Würde, eine Zurückhaltung drückte sich in allen ihren anmuthigen Bewegungen aus. Neben Cornelia konnte ihre Schönheit nicht in Betracht kommen, dagegen aber überwog der Ausdruck ihrer kindlich reinen Züge weit die Leere von Cornelia's regelmäßiger Schönheit. Die hohe, breite, stark gewölbte Stirn drückte Geist und Festigkeit aus, während der untere Theil des runden Gesichtchens durch die kindlichste Unschuld mit der Stirn fast contrastirte. Dazu ihre strahlenden, seelenvollen Augen und die blühendste Farbe, welche, wie der ganze Ausdruck ihrer Züge, stark wechselte und jede Regung im Innern augenblicklich verrieth.

„He da, ihr jungen Herren," rief der Hofkammerrath, „bringt jetzt den Wein her, der dort in der Quelle liegt. Jetzt sollen Sie einmal den Wartberger Wein kennen lernen, Herr Ministerialassessor, nachdem Sie die Berge gesehen haben, auf welchen er wächst. Trinken Sie Ihr Glas leer, daß ich Ihnen von diesem einschenken kann, das ist 1811er."

Der Wein war in der That ganz vorzüglich. „Ich gebe mir die Ehre," rief ich, „auf das Wohl unserer freundlichen Wirthe, des Herrn Hofkammerrathes und seiner Frau Gemahlin zu trinken; sie leben hoch!" Jubelnd fielen Alle ein und alle Gläser klirrten. „Sehen Sie, Herr Ministerialassessor," sagte behaglich

der Hofkammerrath, „so lebt man in einem Landstädtchen. Wir haben zwar keine Hoffeste, dafür aber ergreifen wir jede Gelegenheit uns selbst ein Fest zu bereiten. Ein Geburtstag, ein Namenstag der höchsten Herrschaften, sogar ein Fischfang, wie Sie sehen, oder sonst ein Geschäft in der Umgegend, geben uns Veranlassung zu Vergnügen, und wenn alle diese Ursachen fehlen, so benützen wir das schöne Wetter eines Sonntags zu einem Ausfluge. Am schönsten aber ist die Weinlese in einem guten Weinjahre, wie wir es jetzt erwarten." — „Da müssen Sie wieder kommen, Herr Ministerialassessor," sagte Cornelia. — „Ja, ja," fielen Alle ein, „versprechen Sie uns, daß Sie in den Herbst kommen." — „Wir freuen uns immer, wenn Fremde gerne hier sind und die Annehmlichkeiten unseres Lebens zu schätzen wissen," fuhr der Hofkammerrath fort, „und ich glaube zu bemerken, daß es Ihnen bei uns gut gefällt."

„Wie könnte es anders seyn," erwiderte ich, „wenn der Fremde mit so vieler Freundlichkeit und Herzlichkeit aufgenommen wird!" und ich versprach, wenn ich es möglich machen könne, im Herbste zu kommen.

„Trinken Sie aus, meine Herren," rief der Hofkammerrath wieder, „nun kommt die Krone unserer Berge, 1783er."

Die ganze Gesellschaft war nun in der fröhlichsten Stimmung. Selbst der Hauptmann stimmte in das Lob dieses Weines ein, obwohl er etwas von Lacrimä Christi und Falerner fallen ließ, was indessen Niemand beachtete. „Der Schönheit sey dies Glas geweiht!"

rief er, und leerte es in einem Zuge. Die ganze Gesellschaft stieß mit Cornelia an, welche, wie eine an Huldigung gewohnte Königin diese Schmeichelei aufnahm. „Was wir lieben!“ rief nun Eduard aus, mit einem ausdrucksvollen Blicke auf die Gefeierte. „Was wir lieben!“ sprach sie nach, ohne seine Anspielung zu beachten, und nippte an ihrem Glase eben so ruhig wie bei dem vorigen Toaste.

„Was wir lieben!“ erscholl es auch drüben an dem kleinen Tische, wobei die Mädchen lachend ihre Wassergläser an den Mund setzten, während die Jünglinge fröhlich Wein tranken. „Was liebst Du denn Ludwig?“ fragte das eine der Mädchen. — „Meine Bücher,“ war die Antwort.

„Und was liebst Du, Eulalia?“ fragte die andere. — „Meinen Onkel und meine Tante.“ — „Konstantin, was liebst Du?“ fragte der Junge, welcher sich noch am wenigsten bemerkbar gemacht hatte.

„Meinen Phylax.“

„Deinen Phylax! Hast Du denn keinen Menschen lieb?“ sagte ihm verweisend Eulalia. „Liebst Du denn Deine Eltern nicht?“

„Freilich,“ antwortete Konstantin in großer Ruhe, „das versteht sich aber von selbst, und deßhalb denkt man nicht daran.“

„Auf Ihr Widerkommen im Herbste,“ rief der Gegenschreiber, „Herr Ministerialassessor!“ Alle stießen mit mir an.

Der Hauptmann holte nun seine Harmonika, und spielte einige Melodien. Plötzlich riefen Einige: „Wir

wollen tanzen! Herr Hauptmann, nicht wahr, Sie spielen uns einen Walzer?" Derselbe war dazu bereit; der Accessist zog seinen Kamm hervor, mit welchem er, so oft er den Hut abnahm, die kahlen Stellen seines Kopfes sorgfältig zustrich, hielt ein Papier darüber, und blies darauf in einem schnarrenden Tone die Melodie mit. Jung und Alt hüpfte nun auf dem Rasen umher, nur Eulalia stand noch zusehend bei Ludwig. Ich glaubte, jetzt sey der Augenblick gekommen, wo ich mich ihr nähern könnte, um endlich Gewißheit über meine Vermuthung zu erlangen. Noch von ihr unbemerkt, hörte ich Ludwig zu ihr sagen: „Willst Du nicht auch tanzen, Eulalia?" — „Nein, auf diesem holperigen Boden möchte ich nicht tanzen," war ihre Antwort. — „Tanzen Sie überhaupt nicht gern, Fräulein?" redete ich sie an. Wieder erröthend, aber weniger schüchtern als am Morgen, antwortete sie: „O ja, in den Tanzstunden habe ich gerne getanzt; aber auf Bällen tanze ich nicht gerne, ich liebe den Walzer nicht." — „Wenn Sie nicht tanzen, Fräulein, darf ich Sie wohl um eine Gefälligkeit bitten?" — „Wenn ich Ihnen in etwas gefällig seyn kann, recht gerne," antwortete sie, in großer Verlegenheit. — „Sie sind gewiß hier genau bekannt, und mich würde es sehr freuen, ein Karthäuserkloster, wenn auch nur in seinen Ruinen, im Einzelnen kennen zu lernen; möchten Sie mir wohl eine belehrende Führerin seyn?" — „Ich kenne die Gebäulichkeiten nach ihrer früheren Bestimmung, wenn Ihnen damit gedient ist, so bin ich gerne bereit, sie Ihnen zu zeigen," sagte sie freundlich,

aber mit niedergeschlagenen Augen. Ich wagte es nicht, ihr den Arm zu bieten, es wäre offenbar eine neue Verlegenheit für sie gewesen. Ludwig begleitete uns unaufgefordert, und es war mir lieb, weil ich voraussetzte, Eulalia werde dadurch unbefangener seyn.

Wir gingen zu einem einzeln stehenden Saale, der zu beiden Seiten Fenster hatte, welche den Blick über die Umfangsmauer hinweg auf die grünen Berge gestatteten. „Dies war der Sommerspeisesaal des Priors, wenn Gäste hier waren, z. B. am Stiftungstage des Klosters," sagte Eulalia. „Hier sind die Bilder des Stifters und seiner Gemahlin," fügte Ludwig bei. Beide Bilder waren in mittelalterlicher Tracht, aber offenbar in viel späterer Zeit, mit wenig Geschick übermalt. Außer diesen Bildnissen war der Saal ganz leer. Die Bilder der Stifter haben also das Werk derselben überlebt und scheinen nun traurig auf die Zerstörung herabzusehen, bemerkte ich.

„Es sind noch mehrere aufgehobene Klöster in der Umgegend, aber kein einziges, das noch bestünde," sagte das Mädchen. — „Wir leben," erwiderte ich, in einer Zeit, die zu viel Werth auf materielle Güter legt, und sich zu wenig mit Religion beschäftigt, als daß sie die Bedeutung klösterlicher Anstalten verstehen könnte. Später, wenn man gelernt haben wird einzusehen, daß zeitliche Güter das Herz des Menschen nicht zu befriedigen vermögen, wird man diese Anstalten zurück wünschen, in welchen Tausende den Frieden gefunden haben, den die Welt nicht geben kann."

„Sie sind also auch ein Freund vom Kloster=

leben?" sagte Eulalia freudig, mich einen Augenblick mit ihren glänzenden Augen überrascht ansehend. — „Gewiß, mein Fräulein, es ist die Blüthe des Christenthumes." — „O, wie freue ich mich dies zu hören, hier denkt Niemand so, als der Herr Stadtpfarrer."

Wir kamen nun zur Kirche. Sie war im einfachsten Spitzbogenstyle erbaut, wie man deren noch viele in kleinen Städten sieht. Im Innern war keine Spur mehr von ihrer früheren Bestimmung. Die Fensterscheiben fehlten fast gänzlich; zum Theile war selbst das Blei derselben ausgebrochen. Das Gewölbe war überspønnen von Spinnengewebe; die Wände, wo der Regen gewöhnlich hereinschlug, grün und grau angelaufen. Sie diente dem Pächter als Scheuer; Heu und Stroh lagen darin. Die Kirche bildete eine Seite eines Viereckes, welches einen kleinen Hof, ehemals vielleicht Garten, einschloß. Die drei übrigen Seiten waren für die Wohnungen der Karthäuser bestimmt, vor welchen in diesem Hofe der Kreuzgang herumlief. Dieses Gebäude ging rasch seinem Verfalle entgegen. Thüren und Fenster fehlten, das Dach deckte es nur zum Theil, so daß der Regen freien Zutritt hatte. Es war mir indessen sehr interessant, die Eintheilung eines Karthäuserklosters kennen zu lernen. Eulalia wußte ganz gut Bescheid, nach der Tradition, die sich davon erhalten hatte. Sie erklärte mir: „Jeder Karthäuser hatte zwei kleine Zimmer, wovon das eine eine Thüre auf den Kreuzgang hatte, und eine Thüre in's Nebenzimmer, von welchem man nicht auf den Gang kommen konnte, wie Sie hier sehen. Das erste Zimmer diente

zur Ausübung eines Handwerkes, oder irgend einer körperlichen Beschäftigung, welcher sich jeder Karthäuser zur bestimmten Stunde widmen mußte. Hier, diese kleine Oeffnung in der Wand, war innen und außen mit einem Laden versehen und bestimmt das Essen für den Bewohner aufzunehmen, das vom Kreuzgange aus ihm gereicht wurde; denn diese Mönche essen mit seltenen Ausnahmen immer allein. Das innere, gänzlich abgeschlossene Zimmer war für das Gebet und die Betrachtung bestimmt, welches die Hauptbeschäftigung der Karthäuser ist. Sie haben jedoch viel gemeinschaftlichen Gottesdienst in der Kirche, der um Mitternacht schon beginnt. Leute, die dem Gottesdienste früher hier beigewohnt haben, sagen, er sey äußerst ergreifend gewesen. Ihr Gesang bewegt sich nur in den tiefsten Tönen und während der Wandlung, in der heiligen Messe lagen sie alle mit dem Gesichte auf dem Boden."

„Wie feierlich muß dies seyn," sagte ich. „Schon ihre weiße Ordenskleidung gibt ihnen etwas Ehrwürdiges."

„Hier im inneren Zimmer ist die Thüre," fuhr Eulalia zu erklären fort, „welche in das Gärtchen führt, das jeder hinter seiner Wohnung hatte, wie man noch sieht, durch Mauern eines von dem Anderen getrennt, so daß sie auch hier nicht zusammenkamen. Sie sehen sich überhaupt in der Regel nur in der Kirche. Begegnen sie einander im Gange, so ist der Gruß: „memento mori!" Das Einzige, was sie zusammen sprechen. Sein Gärtchen muß Jeder bebauen und mit

besonderem Vergnügen theilten sie hier den Besuchern ihre mit der größten Sorgfalt gezogenen Trauben und Blumen mit. Sie essen nie Fleisch, und haben viele Fasttage, dennoch sind sie, wie ich hörte, sehr alt geworden." — „In früheren Zeiten," bemerkte ich, beschäftigten die Karthäuser sich viel mit Bücherabschreiben, und manches werthvolle Buch des Alterthumes wurde durch ihre Vervielfältigung erhalten. Ich glaube, daß die regelmäßige Abwechslung zwischen Kopf- und Handarbeit, ihre Mäßigkeit, sowie die Beschäftigung im Garten, die Ursache ihres hohen Alters sind." Wir gingen in die kleinen Karthäusergärtchen hinaus, die wohl seit der Aufhebung des Klosters nicht mehr bebaut worden waren. Die Mauern zerfielen, Nesseln und Disteln wucherten im Boden; hier und da war ein Baum aufgewachsen, wohl durch Zufall entstanden, denn sicher pflanzten die Mönche in diesen kleinen Räumen keine Bäume. Ungepflegt schlang sich eine Rebe, wohl noch aus der Klosterzeit stammend, um einen blühenden Hollunderbaum; in einem Gärtchen blühte ein Rosenstrauch, in einem anderen überraschte uns schon beim Eintritte ein starker Blumengeruch. Ein großer Busch weißer Lilien, von selbst sich immer ergänzend, blühte hier unter wilden Rosen und Gestrüppe. „Die Lilie unter Dornen;" sagte Eulalia. Geisblatt rankte sich um die zerfallenen Mauern, welche von außen mit Epheu bewachsen waren, das üppig über sie hereinhing.

„Nun haben wir nur noch den Begräbnißplatz zu sehen," sagte Ludwig, „wollen Sie hingehen?"

„Gewiß," antwortete ich, „wenn ich Sie beide nicht zu lange von der Gesellschaft abhalte." — „Nein, nein," riefen sie und gingen sogleich auf einen, mit einer ebenfalls zerfallenen Mauer eingeschlossenen Platz zu. „Hier ruhen ihre Körper vereint, die im Leben so lange, nicht bloß durch die Mauer des Klosters, sondern durch die gleiche Gesinnung, gleiches Streben, und durch die gleichen Mittel ihres Strebens vereinigt waren," bemerkte ich, als wir den grünen Raum überschauten. Die Grabhügel waren eingesunken, der Boden eben, mit Rasen bedeckt. Ein einziger Rest eines hölzernen Kreuzes stand noch auf der Stelle eines Grabes. Kein Dorngestrüppe, keine Nesseln wucherten hier; der Platz war öde, aber friedlich.

Eulalia war nun ganz zutraulich zu mir geworden und zeigte keine Verlegenheit mehr. Es schien sie zu freuen, daß Jemand ihre eigenen Gesinnungen aussprach. „Ich gehe so gerne mit zu den alten Klöstern," fing sie wieder an, „wenn mein Onkel Geschäfte dort hat. Wenn ich dann thuen darf, was ich will, so wandle ich allein in den Gebäuden herum, oder suche mir ein heimliches Plätzchen, am liebsten im Garten, den der Kreuzgang einschließt, und stelle mir vor, das Kloster bestehe noch, Nonnen bewohnten es, und ich sey eine von ihnen. So kann ich lange fortträumen, und bin dabei seelenvergnügt." — „Ja," warf hier Ludwig in mißbilligendem Tone ein, „sie möchte gar zu gerne Klosterfrau werden. Es können doch nicht alle Leute in's Kloster gehen, man kann auch in der Welt fromm und selbst heilig leben, wie so Viele bewiesen

haben.“ — „Nicht alle Leute in's Kloster gehen? Ei, Ludwig, wen hast Du denn schon in's Kloster gehen sehen? Ich möchte lieber sagen, es müssen doch nicht alle Leute in der Welt bleiben, wie es jetzt eher den Anschein hat.“

„Ist es Ihnen Ernst, Fräulein, wollen Sie wirklich in's Kloster gehen?“ fragte ich sie.

„Ob ich es möchte!“ war ihre Antwort, dabei schlug sie ihre strahlenden Augen zum Himmel auf und die innigste Sehnsucht drückte sie in ihren kindlichen Zügen aus. Nach wenigen Sekunden senkte sie ihre Augen zu Boden, und erröthend vor innerer Bewegung, sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „ich darf ja nicht!“ Ich gestehe jetzt meine Schwäche, ich, der ich am Morgen hingerissen war von Cornelia's Schönheit, ich freute mich nun, daß dieses Kind nicht für das Kloster bestimmt wurde, trotz meiner aufrichtigen Verehrung des Ordensstandes. Darauf fragte ich: „Wer ist dagegen, Fräulein Eulalia?“ — „Ach, mein Onkel und meine Tante sind so gut und fromm, ich weiß nicht, wie es kommt, daß sie eine so geringe Meinung von den Klöstern haben. Sie sagen, der Mensch sey zur Arbeit geboren, und müsse sich nützlich machen in der Welt; man könne nicht immer beten; das Klosterleben sey Müßiggang; höchstens passe es für einfältige, kopfhängerische Leute, die sonst nirgends zu brauchen seyen.“ — „Ihre Verwandten,“ antwortete ich, „sind aufgewachsen in der Zeit, als man die Klöster aufhob, da fehlte es nicht an Beschuldigungen gegen dieselben, um ihre Unterdrückung zu

beschönigen. Ich will zwar gar nicht in Abrede stellen, daß manches Kloster von der hohen Idee seines Stifters herabgefallen seyn mochte; daß manches Ordensglied die Klosterregel, statt ihm Flügel zu seyn, mit welchen man sich zur Höhe geistlicher Vollkommenheit schwingt, als Fessel betrachtete, die es sich so leicht als möglich zu machen suchte, allein durch die Ausrottung der Klöster ist der guten Sache nicht geholfen worden." — „Ich weiß wohl," sagte Eulalia, „daß zu allen Zeiten einzelne Klöster allmälig lau geworden sind, und ihrem hohen Berufe nicht mehr entsprochen haben, allein immer hat es wieder ausgezeichnete Männer und Frauen gegeben, welche die Ordenszucht in solchen Klöstern wieder hergestellt und den ersten Geist in ihnen erneuert haben."

„Dann müssen wir uns auch gestehen, fuhr ich fort, daß unsere Zeit im Allgemeinen die höhere christliche Vollkommenheit nicht mehr recht begreift. Man glaubt, es sey genug, die Gebote Gottes und der Kirche zu halten, was darüber hinausgeht, sey Uebertreibung." — „Ich weiß es wohl, ich weiß es wohl!" sagte traurig Eulalia, „aber ich verstehe es nicht. Wenn ich die Kerzen vor dem Allerheiligsten sich im Dienste des Herrn verzehren sehe, wenn ich die Blumen auf dem Altare betrachte, wie sie duften zur Ehre Gottes, und dann welken, stelle ich mir vor: Dies ist das Bild einer Nonne. Eingeschlossen in der Klostermauer lebt sie einzig für Gott. Jeder Augenblick gehört ihm, in seinem Dienste verzehrt sie ihr Leben. Und wenn die einzelne der Welt verborgen bleibt, so leuchtet

doch die Tugend des ganzen Klosters hinaus in seine Umgebung und duftet Wohlgeruch, zur Erbauung Vieler, als Beispiel eines höheren Lebens. So war die Meinung der Ordensstifter und so lange die Regel pünktlich beobachtet wird in einem Kloster, verwirklicht es sicher diese hohe Idee."

„Wie es scheint, Fräulein, haben sie mehr die beschaulichen Orden im Auge, als die thätigen."

„Ja, wenn ich recht verstanden, was ich gelesen habe, so erstreben die beschaulichen Orden unmittelbare Vereinigung mit Gott, wodurch unser Leben sich schon mehr demjenigen nähert, welches die ganze Ewigkeit hindurch unsere Seligkeit seyn wird, während die thätigen Orden erst durch das Mittel der ausübenden Nächstenliebe jene Vereinigung erzielen."

„Sie haben vollkommen recht, die Kirche stellt auch die beschaulichen Orden höher, als die thätigen."

„Ich wäre indessen zufrieden, wenn ich auch nur in ein Kloster der letzteren kommen könnte; aber der Herr Stadtpfarrer sagt, ich sey meinem Onkel und meiner Tante so vielen Dank schuldig, weil sie mich zu sich nahmen, als ich ein kleines, armes, elternloses Kind war, und mich wie ihre eigene Tochter erzogen; nun müsse ich ihnen auch gehorchen, und ihr Alter ihnen angenehm machen. Wolle mich Gott als Klosterfrau, so werde er die Herzen meiner Verwandten dazu lenken, wolle er mich in der Welt behalten, so dürfe ich auch nichts anderes wollen."

„Sie werden auch immer Gelegenheit finden, Werke

der Barmherzigkeit zu thuen, und wenn mich nicht Alles trügt, so war ich gestern Zeuge eines solchen Werkes, das Sie verrichteten?" — „Ein Werk der Barmherzigkeit, wovon Sie Zeuge waren? Ich wüßte keines. Auch glaubte ich, Sie seyen erst gestern Nachts hier angekommen." — „Ja wohl, und gerade bei meiner Ankunft haben Sie mir selbst eine große Barmherzigkeit erwiesen. O, gewiß, Sie waren es!" Ein Blitz aus ihren Augen fiel in die meinigen, dann schlug sie dieselben nieder und stand erröthend mit der früheren Verlegenheit vor mir.

„Waren Sie es nicht, fuhr ich fort, die gestern Nachts einem Menschen, der etwas suchte, ein Licht brachte?"

„Ach ja, dem Kutscher, der vor unserem Hause hielt, ohne weiter zu können. Das war aber kein Werk der Barmherzigkeit; das war ja höchst nothwendig; er hätte doch nicht bis zum Tage da warten können." — „Es war mein Postillon. Ich hätte Ihnen danken sollen, denn mir kam Ihre Barmherzigkeit auch zu gut. Ich war höchst ermüdet von der Reise; zum ersten Male hier, wußte ich mein Gasthaus nicht zu finden. Ich ließ mich vor Ihnen nicht sehen, weil mir die Zumuthung des Menschen doch gar zu stark schien, und ich mich seiner Unbescheidenheit schämte. Aber seyen Sie überzeugt, ich bewunderte Sie und fühlte im Herzen die tiefste Dankbarkeit, die ich mich freue, Ihnen nun aussprechen zu können." — „Darf ich fragen, wie die Sache war?" fragte Ludwig, worauf ich ihm den Hergang erzählte. — „Ja, da bitte ich

um Entschuldigung, wenn ich Eulalia vollkommen Recht gebe, daß das nichts Besonderes war; das hätte jeder Andere gethan, wenigstens hier; ganz gewiß! Wäre Eulalia nicht hinuntergegangen, — aber, eben fällt mir ein, Du hättest die Laterne an eine Schnur binden, und sie vom Fenster hinablassen sollen, das hätte ihm mehr geholfen. Nun, wenn Du nichts gethan hätlest, so wäre dem Postillon nichts übrig geblieben, als Jemanden aus dem Schlafe zu klopfen oder zu schreien, der gefälliger gewesen wäre, und sicher hätte er Jemanden gefunden."

„Ich freue mich, wenn hier die Barmherzigkeit allgemein ist; nichtsdestoweniger werde ich Ihnen stets dankbar bleiben. Doch ich glaube, es ist Zeit zur Gesellschaft zurückzukehren. Ich habe nur zu lange schon, Sie Beide in Anspruch genommen und danke Ihnen herzlich für Ihre Erklärungen."

Wir trafen die Uebrigen bei Gesellschaftsspielen, mit Ausnahme der alten Herren, die am Tische ihre Pfeifen rauchten. „Ei, ei, Herr Ministerialassessor, wir haben schon geglaubt, die alten Karthäuser hätten Sie in ihre Zellen verschlossen," rief der Hofkammerrath. „Haben Ihnen die Kinder Alles gezeigt? Hätten Sie mir doch nur einen Wink gegeben, so hätte ich es mir zur Ehre gerechnet, Sie herum zu führen. Ich hatte noch mit den Fischhändlern zu thuen, sonst hätte ich es gewiß nicht versäumt." Ich dankte dem alten Herrn und versicherte ihm, daß ich ganz gut berathen gewesen sey. „Hat denn Eulalia ihr Mäulchen aufgethan?" erwiderte er, „oder hat sie Alles Ludwig über-

lassen?“ Er war sichtlich erfreut, als ich ihn versicherte, Fräulein Eulalia habe mir alle gewünschte Auskunft ertheilt, und daß ich mich sehr gut mit ihr unterhalten habe, da sie vortrefflich unterrichtet sey. „Nun, ich denke immer, das Mädchen macht sich doch noch. Besser zu blöde, als zu keck,“ antwortete er schmunzelnd.

Als ich zum Kreise der Uebrigen trat, fragte Eines um das Andere: „Hat Eulalia mit Ihnen gesprochen? Hat sie Sie angesehen?“ Letzteres konnte ich nun nicht so recht behaupten, dennoch meinten sie, ich müßte eine besondere Kunst besitzen, ihre Blödigkeit zu überwinden, man habe sie noch nie mit Fremden sprechen hören, obgleich sie bei ihren Bekannten gesprächig sey. Die Hofkammerräthin erinnerte nun an den Aufbruch und bald waren Alle bereit. In dem engen Thälchen war die Sonne schon hinter den Bergen; angenehme Kühle erquickte uns; ein leises Lüftchen spielte mit den Blättern der Bäume; Grillen zirpten im Grase und im Walde fingen die Vögel ihr Abendlied an. Die Mädchen trugen ihre Strohhüte am Arme, Cornelia hatte den Accessisten mit dem ihrigen beehrt. Die Gesellschaft vertheilte sich in beliebige Gruppen und trat heiter den Rückweg an. Mein Wunsch, ihn mit Eulalia zu machen, erfüllte sich leichter, als ich gehofft hatte. War es Zufall, oder war es auch ihr Wunsch, wie ich mir schmeicheln wollte, ich fand sie mit Ludwig vor dem Klosterthore, und konnte mich ihr leicht anschließen. Bald begrüßte uns aus dem Walde die Melodie des alten Volksliedes: „Ich sah

ein Schifflein schwimmen“ auf einem mir ganz fremden Instrumente gespielt. Als dieses eine Strophe geendigt hatte, kam dieselbe Melodie von der entgegengesetzten Seite wie ein Echo zurück. „Das sind Hirten, welche ihr Vieh hüten, sie werden gleich kommen und um ein Trinkgeld bitten,“ sagte Ludwig, als er mein Befremden sah. Sie wechselten noch einmal mit einer Strophe, indem sie oben im Walde längs des Thales hinliefen und kamen dann in wenigen Minuten zu uns herab. Ihr Instrument war ein drei bis vier Fuß langs, unten sich ausbiegendes Rohr, das sie selbst aus Baumrinden verfertigten. Die Armuth ihrer Kleidung gab ihnen ein malerisches Aussehen. Unsere kleinen Gaben machten sie sehr vergnügt; zum Danke bliesen sie zusammen das alte Schäferlied: „Wie wohl ist mir allhie bei meinem Vieh!“ Der Hauptmann erkannte, wie ich, diese Melodie und hielt sich über die Anzüglichkeit auf, an die jedoch die guten Hirten gewiß nicht gedacht hatten.

Im Gespräche mit Eulalia fand ich immer mehr Ursache, ihre Kenntniß der Geschichte, sowie ihr Wissen in verschiedenen religiösen Fächern zu bewundern. Mancherlei hatte sie mich zu fragen, was ihr nicht klar war, oder worüber sie noch nichts gelesen hatte. Meine Antworten schienen ihr viele Freude zu machen, sie äußerte: „Wie freue ich mich, einmal mit Jemanden über diese Dinge reden zu können. Ich bin Ihnen sehr dankbar für die Geduld, die Sie mit mir haben. Hier ist Niemand bei dem ich mich aussprechen kann. Der Herr Stadtpfarrer gibt mir zwar Bücher, hat

aber nicht Zeit, meine Fragen anzuhören. Die Mädchen hören mich zwar an, wenn ich ihnen erzähle, was ich gelesen habe, aber es scheint, als interessire es sie nicht." — „Nun, mit Ihrem Freunde Ludwig werden Sie doch über diese Materien sprechen können?" — „Ja, ich kann wohl mit ihm davon sprechen und es geschieht auch oft, aber er weiß davon auch nicht mehr als ich; er kann mir darüber keine Belehrung geben. Er ist ja jünger als ich." — „Immer hält sie mir vor, daß ich jünger bin;" protestirte Ludwig, „ein Jahr ist sie älter als ich, was ist dies für ein Unterschied?"

„Nun, beruhige Dich nur, ich bin überzeugt, daß Du in allem Anderen mehr weißt, als ich, Du gehst ja in's Gymnasium, während ich bloß die Volksschule besucht habe." — „Sie nimmt nichts von mir an, was ich sie lehren will, denn sie interessirt sich nur für Das, was Beziehung zur Religion hat."

„Wie gerne hätte ich Latein von Dir gelernt; weißt Du es nicht mehr?"

„Ja das ist recht schade, sie hatte ganz schnell die Declinationen gelernt und so gut Regeln begriffen, da bemerkte es ihre Tante und fertig war's damit!"

„Meine Tante sagte, sie wolle keine Gelehrte erziehen; ein Mädchen brauche nur die Haushaltungsführung zu verstehen, und sie verliere die Lust dazu, wenn sie hinter Büchern sitze."

„Ihrem Wissen nach müssen Sie doch sehr viel gelesen haben," bemerkte ich. — „Ich glaube nicht, daß es viel ist," erwiderte sie, „aber daß ich lesen darf,

das verdanke ich dem Herrn Stadtpfarrer, der es bei meiner Tante durchgesetzt hat, indem er ihr vorstellte, man müsse heutzutage viel besser in der Religion unterrichtet seyn, als früher, weil die Angriffe gegen dieselbe von allen Seiten her sich mehren; weßhalb junge Leute mit einem Wissen ausgerüstet werden müßten, welches sie fähig mache, sich und Anderen Rechenschaft über ihren Glauben zu geben; nur auf diese Weise sey es möglich, die Zweifel, welche unfehlbar von außen angeregt werden würden, zu lösen und fest im Glauben zu bleiben. Meine Tante meinte zwar, das sey wohl für Jünglinge gut, aber ein Mädchen brauche keine Spitzfindigkeiten, sie solle nur so fortfahren, wie sie es in der Schule gelernt habe, allein der Herr Stadtpfarrer bestand darauf, indem er noch anführte, wie früher die Religion viel mehr als jetzt das häusliche und öffentliche Leben durchdrungen habe, wodurch der Glaube in den Gemüthern immer lebendig erhalten worden sey; während man sie jetzt fast bloß auf die Kirchen beschränkt habe. Nun, meine Tante, weil sie gut und fromm ist, gab nach, und läßt mich lesen, was ich vom Herrn Stadtpfarrer bekomme. Dafür aber, sagt er mir, müsse ich in allem Anderen um so gehorsamer gegen meine Pflegeltern seyn, die so gut gegen mich sind." — „Ich wollte sie nur ein wenig mit den Klassikern bekannt machen," nahm wieder Ludwig das Wort, „denn sie begriff Alles leichter, als meine Mitschüler; da brachte ich ihr eine Uebersetzung von Homer, dann Schiller's Jungfrau von Orleans, da sagte ihre Tante, Romane und

Komödien dürfte Eulalia nicht lesen, sie wollte keine Romanheldin im Hause haben. Später brachte ich ihr Schiller's Gedichte. Nun stellen Sie sich vor, die gibt sie selbst mir zurück und sagt, sie seyen nicht schön, sie wolle sie nicht!"

„Sie werden mir gewiß Recht geben," vertheidigte sich Eulalia. „Ich habe nur einige gelesen, die waren gar nicht christlich. Kann etwas schön seyn, wenn es nicht christlich ist?" — „Die ganze christliche Welt bewundert die heidnischen Klassiker," eiferte Ludwig, „und sie will sagen, was nicht christlich, sey nicht schön!" — „Ich meine," erwiderte Eulalia, „weil die christliche Lehre von Gott gegeben ist und von Gott doch nur Schönes kommen kann, so kann Etwas, was dem Christenthume widerspricht, unmöglich schön seyn. Wie ganz anders sind die Gedichte vom h. Franz von Assisi, die Gedichte der h. Theresia, die altchristlichen Hymnen und Kirchenlieder! Obwohl der Herr Stadtpfarrer sagt, sie seyen nicht immer gut übersetzt, so lese ich sie doch sehr gerne."

„Ich bitte, entschuldigen Sie, Herr Ministerialassessor!" drängte Ludwig.

„Wenn wir noch Gottes Ebenbild unverwischt an uns trügen," sagte ich, „so würde unsere gottähnliche Natur nichts Anderes hervorbringen, als was mit Gott übereinstimmt, und es würde uns auch etwas Anderes nicht gefallen können. Nun wir aber von unserer ursprünglichen Höhe herabgefallen, das Ebenbild Gottes in uns getrübt und entstellt ist, so denken und wollen wir Anderes, als was göttlich, d. i. was wahr

und gut ist, und irren deßhalb auch ab von dem göttlich Schönen. Weil aber das Ebenbild Gottes in uns nicht so zerstört ist, daß es nicht noch gottähnliche Züge trüge, so kann auch der Mensch noch Schönes hervorbringen, aber es wird mit Irrthum, Unschönem und Schlechtem vermischt seyn, wenn er nicht durch die göttliche Offenbarung geleitet wird, deßhalb finden wir auch bei den alten heidnischen, wie bei den neuen Schriftstellern, welchen der christliche Glaube verloren gegangen, dennoch so viel Schönes, und mitunter wahrhaft christliche Ideen, weil der menschliche Geist und das Christenthum beide aus Gott stammen. Die vielfältigen, sich oft widersprechenden Irrthümer dieser hervorragenden Geister liefern uns den Beweis der Nothwendigkeit der positiven Offenbarung Gottes, denn wenn selbst diese größten Geister der gebildetsten Völker mit ihrer natürlichen Vernunft nicht die Wahrheit zu finden vermochten, so ist es einleuchtend, daß Gott selbst uns zu Hilfe kommen mußte, um uns nach unserem Falle wider die Wahrheit zur Kenntniß zu bringen. In dieser doppelten Beziehung, einmal ihrer natürlichen Schönheiten wegen, die freilich bei manchen bloß in der Darstellung, in der Form bestehen, und dann, um zu erkennen, wie weit der menschliche Geist, ohne die christliche Offenbarung kommen kann, ist das Studium dieser Schriften für den im Christenthume gründlich Unterrichteten lehrreich und nützlich; niemals aber kann ich billigen, wenn man sie ohne Auswahl Jedem zur Geistesbildung anpreist. Der Werth derselben wird im Allgemeinen auch meistens überschätzt."

„Wir haben das Lilium martagon vergessen," rief hier Ludwig. „Nun, übermorgen haben wir den Nachmittag frei, da werde ich allein heruntergehen, um es Dir zu holen. Ich habe mir die Bäume wohl gemerkt, und werde es gewiß finden."

Mit einem Ausrufe freudigen Erstaunens begrüßte jetzt die Gesellschaft den Eintritt aus dem engen Wiesenthälchen in das breitere Mainthal. Die Ruine des Tempelhofes lag gerade vor uns; hinter derselben war eben der Mond aufgegangen, was ihr den Anschein gab, als sey sie zu einem Feste beleuchtet. Der Anblick war überraschend schön. Unhörbar zog neben dem Wege der silberglänzende Fluß ruhig dahin. Tiefe Stille herrschte im ganzen Thale. Nur zuweilen spielte ein leises Lüftchen mit den Locken der Mädchen und kräuselte die Oberfläche des Wassers. Vom Walde her tönte noch der Gesang der Vögel, immer schwächer werdend, indem wir uns immer mehr entfernten.

Da schon am Morgen beschlossen worden war, den Rückweg ganz zu Fuß zu machen, so hielten wir uns bei dem Tempelhof nicht lange auf. Um eine der vielen Wendungen des Flusses gekommen, hörten wir fernen Gesang, der allmälig näher kam bald sahen wir hinter einen Vorsprung eines Hügels weiter oben einen großen Nachen hervorkommen, mit einer ganzen Schaar Menschen, welche, wie wir nun deutlich vernahmen, das schöne Muttergotteslied „Stern des Meeres sey gegrüßt," sangen.

„Das sind Wallfahrer," sagte mir Eulalia, „die den nächsten Wallfahrtsort, Maria Retzbach, besucht haben und

nun zurückfahren. Es ist heute Maria Heimsuchung." — „Ich wundere mich nur," bemerkte der Hauptmann, „daß die Polizei immer noch den Aberglauben der Wallfahrten gestattet. Derartige abergläubische Gebräuche waren das Einzige, was mir in Italien mißfiel; dort aber erfährt man überhaupt nichts von der Polizei, aber hier zu Lande mengt sie sich in Alles und doch gestattet sie diesen Unfug."

„Aber, ich bitte um Entschuldigung, Herr Hauptmann," sagte mit großer Bescheidenheit der Accessist, „ich sehe keinen Unfug bei diesen Leuten, sie singen ja nur." — „Keinen Unfug, Herr Accessist? Die Leute hätten jetzt auf dem Felde zu arbeiten, statt dessen machen sie Wallfahrten, als ob sie zu Hause nicht genug beten könnten; geben ihre paar Kreuzer auf der Reise für Zehrung und am Orte selbst für Kerzen und anderen Aberglauben aus, kommen dann mit leeren Beuteln und müden Gliedern heim, abgesehen von Dem, was sonst noch Schlimmes dabei geschehen kann." — „Seit wann sind Sie denn ein so strenger Moralist geworden, Herr Hauptmann?" spottete Eduard, „da müßten Sie den Landleuten das Arbeiten in Feld und Wald verbieten und noch gar viel Anderes, was Gelegenheit zu Unfug geben könnte. Dagegen scheinen Sie zu verlangen, daß das arme Volk tagtäglich den Boden aufwühle. Gestatten Sie ihm doch auch einen Tag lang seinen Kopf und sein Herz etwas höher emporzuheben."

„Der Herr Amtsassessor hat ganz recht, ganz recht!" nahm der Accessist wieder das Wort, „man

muß jedem Menschen auch eine Erholung gönnen. Aber freilich der Aberglaube, der Aberglaube! der sollte nicht dabei seyn!"

„Herr Accessist," fiel ich nun ein, „ich habe in der Residenz Männer gesehen, und man wird dergleichen überall finden, die weder an Gott noch an den Teufel glaubten, wenigstens dies vorgaben, die sich aber nicht schämten, von gewissen Handlungen Hilfe zu erwarten, z. B. Spielglück, oder von anderen Unglück befürchteten, von welchen keine menschliche Vernunft den Grund einer solchen Wirkung einzusehen vermöchte. Wenn aber das Volk glaubt, daß an gewissen Orten Gott das Gebet mehr erhöre, als an anderen, und sich dabei auf die Erfahrung stützt, so finde ich darin nichts Vernunftwidriges und nichts gegen den christlichen Glauben, d. h. keinen Aberglauben."

„Der Herr Ministerialassessor versteht dies allerdings besser als ich, ich bin kein Theologe und streiche gern die Segel," erwiderte der Accessist äußerst demüthig, während der Hauptmann ein spöttisches Lächeln blicken ließ. Zum ersten Male sah mich hierbei Eulalia mit einem vollen Blicke ihrer schönen Augen an; ich glaubte ihren Dank darin zu lesen.

Der Accessist bekam nun andere Beschäftigung. Von den vielen Johanniswürmchen, die theils umher flogen, theils aus dem Grase und den Hecken leuchteten, hatte sich eines Cornelia's Locken zum Ruhepunkte erwählt; dadurch kam dem galanten Herrn der Gedanke, ein leuchtendes Diadem auf das Haupt des Mädchens zu setzen, und schnell waren alle Hände der

jungen Gesellschaft bereit, ihm zu helfen; sogar Konstantin, der seither sich mit einem großen Hirschkäfer, den er gefunden, ausschließlich unterhalten hatte, schien diesen zu vergessen und fing Glühwürmchen. Immer flogen wieder einige und mußten durch andere ersetzt werden, so daß eine stete Bewegung unter den jungen Leuten war. Ludwig ließ sich nicht dazu herbei. „Man macht sie immer noch eitler und sie ist es schon genug.“ sagte er zu mir; „ich mag sie nicht. Sie will uns Alle beherrschen, wie wenn wir Kinder wären und doch weiß sie nicht den zehnten Theil von dem, was Eulalia weiß. Weil sie französisch spricht, welches hier blos am Gymnasium gelehrt wird, so meint sie“ — —

Ein greller Angstschrei, den Cornelia ausstieß, unterbrach hier jede Rede und jede Handlung; Alle drängten sich zu ihr hin, die, immerfort schreiend, die rechte Hand heftig schleuderte, um, wie ich nun bemerkte, einen großen Hirschkäfer loszuwerden, der sich fest in ihren Finger gekneipt hatte. Fürwahr! das Mädchen war schön! Der stärkste Ausdruck des Schmerzes und des Schreckens konnte diese schönen Züge nicht entstellen. Ihre Locken, vom nächtlichen Thau gelöst, hingen tief auf den weißen Hals herab; die Blässe ihres Gesichtes war durch den Schrecken und die Mondscheinbeleuchtung zur Alabasterweiße geworden; die schwarzen Haare, übersäet mit leuchtenden Sternchen, stand sie vor uns, wie eine zürnende Göttin der Unterwelt. Schon ward der Wunsch in mir rege, den Rest des Weges an ihrer Seite zurückzulegen, als mein Blick

auf Eulalia fiel. Sie hatte ihre Locken glattgescheitelt, zurückgestrichen, das glänzende, im Zwielichte des Mondes dunkle Auge empor auf Cornelia gerichtet, glich sie nun vollkommen einem altdeutschen Madonnenbilde. In demselben Augenblicke brach Cornelia, alle Poesie ihres Anblickes vernichtend, zornig in einen Strom von Schmähworten gegen Konstantin los, der ihr mit den Johanniswürmchen den großen Hirschkäfer in die Haare gesetzt hatte, wo sie, mit der Hand nach dem fremden Gegenstande forschend, von seinen Scheeren erfaßt und gekneipt wurde. Eduard war so glücklich, sie von dem Ungethüm zu befreien. Ich überließ sie nun willig seiner Gesellschaft allein. So gerne ich zu Eulalia zurückgekehrt wäre — schien es mir doch, als hätte ich ihr etwas abzubitten, — so fiel mir gerade noch zur rechten Zeit ein, daß die Pflicht der Höflichkeit von mir einige Aufmerksamkeit für unsere freundliche Wirthin verlangte. Daß ich fürchtete, Eulalia's Tante durch Unterlassung dieser Pflicht zu mißfallen, mochte ich mir damals noch nicht eingestehen. Die gute, dicke Frau war sehr ermüdet und nahm dankbar meinen Arm zur Stütze an, was mir, ehrlich gestanden, sehr sauer ward am Abende des zweiten anstrengenden Tages.

„Macht das Mädchen doch ein Geschrei, als hätte es ein Messer in der Kehle," sagte sie in Beziehung auf Cornelia. „Nein, ich möchte sie nicht zur Tochter, bei all ihrer Schönheit! Aber ihr Vater liebt sie wie seinen Augapfel und läßt sie thuen, was sie will; Jedermann schmeichelt ihr, kein Wunder, wenn nichts

Rechtes aus ihr wird." — „Die Frau Hofkammerräthin kann sich glücklich schätzen, in Fräulein Eulalia eine so liebenswürdige Pflegetochter erzogen zu haben," erwiderte ich. — „Sie sind zu gütig, Herr Ministerialassessor," sagte die gute Frau sehr erfreut, „ich bin im Ganzen zufrieden mit ihr. Ich war ganz erstaunt zu sehen, daß sie mit Ihnen sprach, aber gewiß redete sie nur von ihren Büchern. Das eben ist meine Klage, daß sie zu gerne liest und zu wenig Freude am Umgange mit Anderen hat." — „Lassen Sie sie immerhin lesen, denn sie liest, wie ich vernommen, nur gute Bücher; ich habe mich sehr gut mit ihr unterhalten."

„Ja, ich glaube, daß sie ziemlich viel weiß, sie ist sehr belesen und hat ein sehr gutes Gedächtniß; aber in ihrem Köpfchen sind eigene Ideen, wie ich merke, obwohl sie nicht den Muth hat, sie an den Tag zu geben. Meinen Sie, sie verlange auf einen Ball, in ein Concert, oder in ein Theater? Wenn ich sie gewähren ließe, so säße sie von Morgens bis Abends hinter Büchern; am Ende wollte sie vielleicht gar noch Verse machen, wie eine ihrer Bekannten, die zu nichts Anderem zu brauchen ist; aber ich dulde so etwas nicht. In meiner Gesellschaft muß sie unter die Menschen gehen und sich benehmen lernen; zu Hause hat sie die Haushaltung zu besorgen und sich zu einer tüchtigen Hausfrau heranzubilden. Findet sie dann eine Versorgung, nun, so ist ein Mann nicht mit ihr angeführt, und muß sie ledig bleiben, so kann sie sich doch in jeder Haushaltung nützlich machen und wird

nicht so grämlich herumsitzen, wie manche andere alte Jungfern."

Der spießbürgerliche Ton der guten Frau verletzte mich; ich wußte ihr jedoch nichts zu erwidern, das ihre Ansichten hätte ändern können; sie hatte auch einigermaßen Recht, und doch that es mir wehe, Eulalia so in die gemeine Häuslichkeit herabgezogen zu sehen. So ließ ich ihr Zeit, fortzuplaudern, wobei sie sich vortrefflich zu unterhalten schien, ohne daß ich dazu beizutragen nöthig hatte. Ich brauchte dafür meine Kräfte, sie zu führen. Deßhalb begrüßte ich freudig den Ruf der vordersten Gesellschaft. „Man sieht schon das Licht des Thurmes auf dem Schlosse!" — „Ich sehe weiter unten eins." — „Ich zwei!" — Bis endlich das ganze Städtchen mit der Schloßruine, vom Monde beglänzt, und fast in jedem Fenster ein Licht, vor uns lag und sich in der Tiefe des Wassers wiederspiegelte. Bald waren wir ihm gegenüber und mußten wir nur noch über den Fluß setzen. Ein Nachen nahm uns auf und geräuschlos fuhren wir hinüber, die schöne Mondscheinlandschaft im Angesichte. Konstantin wollte seinen Tag würdig beschließen, indem er versuchte den Nachen in ein starkes Schwanken zu bringen, er ward aber gleich beim Beginnen von seinem Vater so kräftig zur Ruhe verwiesen, daß er keinen weiteren Versuch mehr machte. Der Abschied wurde ziemlich laut und lang, bis ich Allen gedankt und Allen versprochen hatte, im Herbste womöglich wieder zu kommen. Erröthend sagte mir auch Eulalia: „Nicht wahr, Sie kommen wieder im Herbste?" während Cornelia mir

zurief: „Wenn Sie nicht hierher kommen, so werde ich Sie wenigstens im Winter in der Hauptstadt sehen.“ Mit einem düsteren Blicke bot ihr Eduard den Arm, sie nach Hause zu führen.

In wenigen Schritten war ich in meinem Gasthause. Der Schloßhund bellte, geweckt durch unseren Abschiedslärm, wie wenn er Wache hielte über die ganze Stadt. Die Uhr vom Kirchthurme schlug Zehn. Es waren keine Gäste mehr im Wirthszimmer. Der Wirth erwartete mich und leuchtete mir, da ich nichts mehr bedurfte, auf mein Zimmer. Lange lag ich noch unter dem Fenster, nicht meine Ermüdung achtend, und schaute hinaus in die friedliche Mondscheinlandschaft. Cornelia und Eulalia, welch' ein Gegensatz! Dort die vollendetste körperliche Schönheit, hier eine sich entfaltende geistige Schönheit, um so liebenswürdiger, weil sie unbewußt ist! Diese Gedanken umgaukelten mich, bis ich mich erinnerte, daß der morgige Tag mit ernsteren Geschäften mich erwarte, weßhalb ich der Ruhe bedurfte.

Der Morgen des folgenden Tages ward ganz meinem Amte gewidmet. Ich sah dabei meinen Freund Eduard, aber sprechen konnte ich ihn erst, als wir zusammen auf meinem Zimmer speisten.

„Hat Dich der gestrige Ausflug gereut?“ fragte er mich, sobald wir ruhig einander gegenüber saßen. „Durchaus nicht,“ entgegnete ich, „im Gegentheile, ich bin Dir recht dankbar dafür.“ — „Nun wirst Du leichter mir glauben, daß es sich hier angenehm leben läßt.“ — „In dieser herrlichen Gegend, mit so freund-

lichen Menschen allerdings. Ganz besonders aber, wenn man sein Herz hier verloren hat," erwiderte ich ihm lachend. — „Habe ich Dir zu viel gesagt, von der Schönheit der hiesigen Mädchen?"

„Nein, ich habe nie so viel Schönheit unter einer so kleinen Zahl gefunden, wie gestern. Sie waren doch Alle hübsch; freilich läßt die Eine die Andere weit hinter sich zurück; eine so vollendete Schönheit wie Cornelia ist mir noch nie vorgekommen." Eduard lächelte zufrieden vor sich hinsehend, und doch fühlte ich das innigste Mitleid mit ihm. Ich wollte ihn wenigstens warnen, deßhalb fragte ich: „Liebt Dich Cornelia?" — Eduard sah mich wie erschrocken an. „Was denkst Du denn," sagte er dann, „das schönste Mädchen im Umkreise!"

„Nun, daß Du sie liebst, das ist für mich kein Zweifel." — „Leider auch für mich nicht! Wäre ich so sicher, daß sie meine Liebe erwiderte, dann wäre ich überglücklich. Sie läßt sich meine Huldigungen gefallen, aber auch die eines jeden Anderen." — „Lieber Freund," sagte ich ihm mit aller Offenheit, „ich halte dies Mädchen keiner ächten Neigung fähig. Ihrer natürlichen Oberflächlichkeit ist nicht durch eine weise Erziehung entgegengewirkt worden, und die fortwährenden Huldigungen verderben ihren Charakter mehr und mehr."

„Ja, diese Huldigungen! Die der hiesigen Herren kümmern mich wenig, aber jeder Fremde erregt meine Besorgniß! Ich gestehe Dir, lieber Freund, gestern Morgen, als ich Dich ausschließlich mit Cornelia be-

schäftigt sah, reute es mich, Dich zu diesem Ausfluge beredet zu haben, so sehr ich mich zuvor darauf gefreut hatte, von Dir das Lob ihrer Schönheit zu hören."

„Von mir hast Du nichts zu fürchten, Eduard, aber von Cornelia glaube ich, daß sie Dich nicht glücklich machen kann. Reiße Dich los, melde Dich zu einer Versetzung an einem anderen Orte, ich will Dein Gesuch mit allen Kräften unterstützen."

„Nein, nein, es ist zu spät! ich kann nicht mehr ohne sie leben." — „Eduard, ist dies christlich? ist es nur männlich?" Meine Vorstellungen vermochten nichts über ihn, der gänzlich gefangen war von seiner Leidenschaft. Armer Freund!

Nachmittags beendigte ich meine Geschäfte und ohne das Städtchen im Innern gesehen zu haben, mußte ich eilen, an den nächsten Ort meiner Bestimmung zu gelangen, um so mehr, als der vorige Tag für die Geschäfte gerechnet gewesen war. Dieser einzige in Wartberg zugebrachte Tag, änderte meine Ansicht, die ich bisher über das Leben an kleinen Orten hatte; ich hielt es nun für möglich, zufrieden, ja selbst gern da zu seyn, wo man in einer herrlichen Gegend so gemüthlich zusammen lebt.

An meine Leser! Sie werden mir wahrscheinlich nicht glauben wollen, daß ich vorstehend beschriebene Erlebnisse nach zwanzig Jahren so Wort für Wort aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben habe, und darin haben Sie vollkommen Recht.

In meinen jüngeren Jahren glaubte ich, wie so

viele Andere, es werde ein berühmter Mann aus mir werden, dessen Lebensgeschichte für die Nachwelt vom höchsten Interesse seyn müßte; nun, um meinem einstigen Geschichtschreiber ein ganz echtes Material an die Hand zu geben, führte ich pünktlich viele Jahre lang ein Tagebuch, worin ich jeden Abend, mochte es noch so spät, ich selbst noch so müde seyn, die Begebenheiten des verflossenen Tages aufzeichnete. Warum ich diesen eben erzählten Tag so ausführlich beschrieben, werden meine geehrten Leser vielleicht schon errathen haben, wenn nicht, so werden sie es in den nächsten zu erzählenden Tagen erfahren.

II.

Ein Herbsttag.

Anfang Octobers schrieb mir Eduard eine dringende Einladung im Namen der Karthäusergesellschaft, wie in seinem eigenen, zur Weinlese nach Wartberg zu kommen, indem er mir zugleich die Zeit derselben näher bestimmte. Er ließ dabei einfließen, daß er sich sehne, mit mir über Manches zu sprechen, um von dem Freunde Trost und Rath zu erhalten. Da es mein eigener Wunsch war, wieder einen Tag in der traulichen Gesellschaft zu verleben, so nahm ich Urlaub auf acht Tage, um zugleich einen anderen Jugendfreund, der inzwischen in jene Gegend versetzt worden war, heimzusuchen und reiste zur bestimmten Zeit nicht mit Postwagen, sondern mit einem Einspänner, nach Wartberg ab.

Es war ein kühler, nebliger Herbstmorgen und nur die nächsten Umgebungen sichtbar, so daß ich mit meinen Gedanken vollkommen allein war. Der natürliche Zug derselben ging nach dem Ziele meiner Reise. Meine Geschäfte und das bewegtere Leben der Hauptstadt hatten jenen in Wartberg verlebten Sommertag

etwas in den Hintergrund gedrängt, doch hell und klar schauten stets Cornelia's Schönheit und Eulalia's kindliche Lieblichkeit daraus hervor. Ich hatte seitdem nichts Aehnliches von Beiden gefunden. Jetzt, in meiner Einsamkeit trat wieder frisch und lebendig die ganze Gesellschaft jenes Tages vor meine Seele; die gutmüthige Kleinstädterei der Männer und Frauen, die naturwüchsigen Jünglinge, der blasirte Hauptmann, der einfältige Accessist und mein lieber Freund Eduard — wird er glücklich seyn durch Cornelia's Gegenliebe? Ich bezweifelte es von Anfang an, und nach dem düsteren Tone seines Briefes schien mir das Gegentheil gewiß. Freundlich umgaukelte mich Eulalia's anmuthiges Bild; von ihrem ersten Erscheinen an, als Lichtträgerin, bis zum Abschiede, schwebte sie nun an meiner Seele vorüber, und mit Freude dachte ich an ihr baldiges Wiedersehen. Wird sie sich verändert haben? Ohne Zweifel wird sie größer und stärker seyn. Ob sie noch so schüchtern ist, oder ob sie ungezwungen, gewandt in der Gesellschaft sich bewegt? Nein, Eulalia, dies sinnige, nur in seinem Innern lebende Kind konnte nicht der Welt so schnell sich anpassen!

So in meine Gedanken vertieft, fuhr ich ohne Achtsamkeit auf die Landschaft dahin, bis ein Gefühl von Frost mich aus meinen Träumen weckte. Der Nebel löste sich nach und nach in einen feinen Regen auf und nöthigte mich, meine kleine Chaise ganz zu schließen. Es hatte mehrere Tage geregnet, und als wir von der Kunststraße in einen mehrere Stunden näheren Feldweg einbogen, war derselbe in dem lehmigen

Boden äußerst schlecht. Eine Zeit lang strengte das arme Pferd noch seine Kräfte an, dann ging es immer langsamer, und als gar die Straße bald stieg, bald sich senkte, blieb es oft ganz stehen. Wir machten Halt im nächsten Orte, um Mann und Roß mit einem Imbiß zu stärken. Hier wurde uns der Zustand des noch übrigen Feldweges so gräßlich geschildert, daß der Kutscher erklärte, wenn ich heute noch nach Wartberg wollte, so müsse er hier Vorspann nehmen, natürlich auf meine Kosten. Freilich willigte ich ein, denn ich sah selbst, daß wir auf die bisherige Weise nicht weiter kämen. Von unseren Rathgebern trug sich sogleich einer an, mit seinen großen starken Pferden auszuhelfen. Nach Verfluß einer langen Zeit, in welcher wahrscheinlich der Gaul vom Acker geholt wurde, kam der Vorspann und gar seltsam nahm sich mein Einspänner aus, als die zwei Pferde hintereinander davor gespannt waren. Ich war froh, daß wir nur endlich weiter kamen. Durch das Dorf ging es ganz leidlich. Der große Ackergaul mit unaufhörlichem Auf- und Abschwingen des Kopfes voraus, ihm nach mein müdes Residenzroß. Nur zu bald aber verfiel der große in seinen gewöhnlichen Pflugschritt, den er wahrscheinlich heute schon den ganzen Tag gegangen war. Nichts vermochte das Zusprechen der beiden Fuhrleute, weder gute noch böse Worte brachten die beiden Pferde aus dem langsamen Tact. Nun gebrauchten die Kutscher ernstlich die Peitsche, mit welcher sie bisher nur leichte Winke gegeben, und zwar ließ Jeder seinen Unmuth an dem Pferde des anderen aus, wodurch sie in Streit

miteinander kamen und wenig fehlte, daß sie die Peitschen gegen sich selbst gebraucht hätten. So erreichten wir denn doch endlich die Kunststraße wieder und konnten den müden Vorspann zurückschicken. Im nächsten Orte erklärte mein Kutscher hier füttern zu müssen; ich könne zugleich hier Mittag machen, es sey ein gutes Wirthshaus da. Was hätte ich dagegen einwenden können? Es war Mittagszeit, und noch zwei Stunden bis zu dem Städtchen, in welchem ich zu essen bestimmt hatte.

Die angerühmte Güte des Wirthshauses bestand lediglich in seinem Weine, zu essen bekam ich, da hier das Mittagessen schon vorüber war, bloß Butter und Käse, wozu auf mein dringendes Verlangen noch etwas warme Speise, noch abgesottene Kartoffeln kamen. Nachdem wir zwei Stunden gerastet hatten, fuhren wir in etwas schnellerem Schritt weiter, aber wir hatten schon zu viel Zeit verloren, das Pferd war bald wieder müde, und obschon wir die lange Steige hinauf wieder Vorspann nahmen, ging es doch so langsam vorwärts, daß ich bald die Unmöglichkeit einsah, diesen Abend noch nach Wartberg zu kommen. Es fragte sich nur, wo man mit einiger Bequemlichkeit übernachten könnte. Der Kutscher war jetzt äußerst gefällig, da ich mit ihm accordirt hatte, in einem Tage nach Wartberg zu kommen. Er versicherte, er wolle mich gewiß in ein gutes Nachtlager bringen. Gegen sieben Uhr Abends kamen wir denn in dem von ihm als solches bezeichneten Städtchen an.

Ein freundlicher Wirth führte mich in's Gastzim-

mer, wo ich einen Gast am gedeckten Tische fand; ich freute mich endlich am Abende mit einem meines Gleichen reden zu können, nachdem ich den ganzen Tag allein gewesen. Allein der Mann war so vertieft in einer Zeitung, daß er von den Eintretenden keine Kenntniß nahm. Ich setzte mich ihm gegenüber, und da kein zweites Blatt da war, hatte ich Muße, ihn zu betrachten. Es war ein großer stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren. Ein militärischer Schnurr- und Knebelbart zierte sein gebräuntes regelmäßiges Gesicht. Ich konnte in ihm den Offizier nicht verkennen. Nach Verfluß einiger Zeit wurde die Suppe gebracht, und noch nie in meinem Leben war ich so sehr von der Wahrheit eines Wortes überzeugt, als ich es jetzt von dem des Militäres war, der sein Blatt bei Seite legte und mich freundlich grüßend ausrief: „Es ist doch ein herrlicher Moment im Leben, wenn das Essen gebracht wird!"

„Ja, besonders am Abende eines naßkalten Reisetages, dem das Mittagessen gefehlt hat," antwortete ich. — „So sind wir Kameraden, Herr! Es ist mir auch so gegangen. Ich habe deßhalb die Zeitung in die Hand genommen, um das Bellen meines Magens nicht zu hören. Nun wollen wir am Abende einbringen, was wir am Mittage versäumt haben." — Der fremde Herr war nun sehr gesprächig; trotzdem daß wir unseren Vorsatz in Betreff des Essens ausführten, stockte die Unterhaltung niemals. Nach einiger Zeit sagte er lachend: „Es ist doch ein Glück, daß ich nicht heute Abend mein Ziel erreicht habe; wenn meine

Braut mich so essen sähe, würde am Ende die ganze Sache zu Wasser."

„Sie reisen zu Ihrer Braut?"

„Ja, oder vielmehr erst zur Brautschau. Vielleicht verfolgen Sie einen ähnlichen Zweck bei Ihrer Reise?"

„Nein, nein, daran denke ich noch nicht," erwiderte ich; aber es war mir, als hätte ich eine Unwahrheit gesagt.

„Ich rathe Ihnen, heirathen Sie bald, warten Sie nicht so lange, wie ich. In der Jugend heirathet man viel leichter; man liebt, man wird geliebt, man wünscht den Hochzeitstag als den glücklichsten seines Lebens herbei, und kommt in den Ehestand ohne zu wissen wie." — „Ist es mir erlaubt zu fragen, warum Sie selbst diese Lehre nicht befolgt haben?" fragte ich dreist.

„Das will ich Ihnen sagen. Mit achtzehn Jahren trat ich in's Militär und machte alle Feldzüge unseres Corps mit, bis zum Friedensschlusse. Da blieb ich nirgends lange genug, um mich festzubinden, und außerdem, was für ein trauriges Geschöpf ist in Kriegszeiten die Frau eines Militärs! Das habe ich oft genug gesehen auf unseren Zügen. Nun ist freilich der Friede schon vor zehen Jahren geschlossen, und ich liege ruhig als Major in Mannheim in Garnison. Da hätte ich schon lange heirathen können, aber wie das so geht, ich war das Junggesellenleben gewöhnt, ich hatte viel gesehen, wußte daher viel zu erzählen, weßhalb ich in allen Gesellschaften beliebt war, und das

gefiel mir; auf der anderen Seite hatte ich Erfahrung und Einsicht genug, um mir nicht einzubilden, ein junges, hübsches Mädchen nähme mich mit meinen vierzig Jahren einzig meiner Liebenswürdigkeit wegen, und eine, die nur ihre Versorgung im Auge gehabt hätte, wäre mir nicht anständig gewesen. So verfloß die Zeit, ohne daß ich es merkte. Deßwegen, lieber Herr, rathe ich Ihnen, heirathen Sie jung."

„Ich bin hierin ganz Ihrer Meinung, Herr Major, wenn ich auch für den Augenblick noch nicht dazu entschlossen bin. Darf ich nun auch noch wissen, was Sie bestimmt, Ihren ledigen Stand jetzt aufzugeben, mit dem Sie doch zufrieden zu seyn scheinen. Ohne Zweifel haben Sie eine Braut nach Ihrem Herzen gefunden." — „Ja, das ist eben der verflammte Casus bei der Geschichte, daß ich sie noch gar nicht kenne! Ich reise erst zur Brautschau. Was mich bestimmt, in meinen alten Tagen noch zu heirathen? Nun, so hören Sie, das will ich Ihnen sagen! Ich habe vielerlei erlebt auf meinen Zügen, viel gesehen, viel mitgemacht, im romantischen Spanien, im lustigen Frankreich, im schönen Italien und im eisigen Rußland! Es ist mir meistens gut gegangen, ich habe viel Glück gehabt und Glück gemacht, aber es hat mir dennoch immer etwas gefehlt. So war es auch später in meinem Garnisonsleben. Ich ging von einer Gesellschaft, von einer Zerstreuung zur anderen, es ging mir ganz gut, aber wenn ich zu Hause war, so kam eine Unzufriedenheit über mich, die manchmal, ich versichere Sie, unerträglich war. Wie ich älter wurde, fand ich

die Vergnügungen fade, die Gesellschaften langweilig; ich kam zur Einsicht, daß wir bei den Menschen nur gerade so viel gelten, als sie Nutzen von uns ziehen. Ich meine damit nicht bloß den Nutzen eines Juden, eines Wucherers, ich meine, man schätzt uns nach Dem, was man von uns hat; sey es Geld und Gut, Hoffnung, etwas durch uns zu erlangen, sey es Vergnügen, Unterhaltung, kurz, was wir bieten können, das gelten wir. Haben wir nichts mehr für Andere, so ist's aus mit der Freundschaft! Adieu Partie!"

„Aber, Herr Major, Sie wollen doch gewiß nicht läugnen, daß es wahre Freundschaft gibt?" — „Wahre Freundschaft? Ja in der Jugend, da schwärmt man für die Freundschaft. Man braucht einen Vertrauten für seine Herzensangelegenheiten, einen Aushelfer bei verschiedenen Thorheiten, verzeihen Sie, das gibt dicke Freundschaften. Aber beweisen Sie nicht gerade die Wahrheit meiner Theorie? Man braucht einander! Sagt solch ein Herzensfreund einmal in der Einfalt ein etwas zu freimüthiges Wort, kommt gar eine leidige Eifersucht hinter die Freunde, so ist's aus mit der Freundschaft, rein aus, sage ich Ihnen. Gibt es noch eine wahre Freundschaft, so lebt sie unter Kriegskameraden im Felde! Ich hatte einen solchen Freund. Einer von uns stand für den Anderen in jeder Gefahr. Wir theilten unser letztes Geld, wie unser letztes Brod, wickelten uns in einen Mantel, wenn wir nicht zwei hatten, schliefen auf einer Bank, wenn nicht jeder eine haben konnte. In der Schlacht bei Lützen traf ihn eine Kugel in's Herz. An meiner Seite stürzte

er zusammen. Seitdem habe ich keinen Freund mehr gehabt!"

„Also, Herr Major, lassen Sie doch eine Freundschaft gelten?" — „Ich sagte im Felde. Man ist auf die Kameraden beschränkt, umgeben von den Feinden: man spricht miteinander von der Heimath, die in der Ferne doppelt theuer ist; man trägt das Gute und das Schlimme gemeinsam. Aber, zum Henker! beweist denn dies Alles nicht gerade wieder meine Theorie von der Nutzbarkeitsfreundschaft? Betrachten Sie einmal so eine Gesellschaft Philister, die jeden Abend in einer Kneipe zusammen kommt. Das ist eine Freundschaft und eine Herrlichkeit! Bleibt einer von den Stammgästen etwas länger aus, so ist keine Ruhe unter den Anderen; fehlt er einen Abend ganz, so erschöpft man sich in Vermuthungen, was er nur für Abhaltungen haben kann; kurz es ist, als wolle der Abend nicht vergehen, wenn nicht alle Stammgäste um ihren Tisch in der Kneipe herumsitzen. Lassen Sie aber einmal einen derselben krank werden und verlangen, daß einer seiner Freunde bei ihm, statt im Stammhäuschen zubringe, — o, wie ist das zu viel verlangt von der Stammgastfreundschaft! Doch, ich werde zu weitschweifig, komme nicht zum Ziele. Ich habe Alles versucht, was man Vergnügen nennt und wonach das Herz verlangt, aber ich bin nirgends recht befriedigt worden und bin es jetzt am allerwenigsten; nun bleibt mir nur noch der Ehestand übrig. Ich bin noch kein alter Krüppel, wie sie sehen, der heirathet, um eine Wärterin zu bekommen; nein, so

möchte ich den Ehestand nicht herabwürdigen, sondern ich suche Zufriedenheit in meinen vier Wänden. Ein Herz, dem ich vertrauen kann und das mir vertraut. Es ist auch Selbstsucht, welche die Eheleute, die Eltern und Kinder aneinanderkettet, aber sie ist doch nicht so grobknochig, wie sonst im Leben. Ich bin überzeugt, daß ich ein guter Ehemann werde, wenn ich es nur gut mit der Wahl meiner Frau treffe; aber es gibt doch auch wahre Hausteufel von Frauen! Ich kenne dergleichen Satane. Wenn ich am Ende gar einen solchen heimführte!"

„Kennen Sie denn Ihre Braut noch gar nicht?" — „Durchaus nicht! Ich komme in Mannheim seit Jahren viel mit einer gewissen Familie zusammen, sehr achtungswerthe, charmante Leute, die mich durch und durch kennen, meine Gewohnheiten und kleinen Eigenheiten wissen, diese haben mir eine Verwandte der Frau empfohlen, die alle Eigenschaften besitzen soll, die ich wünsche. Sie haben diesem Frauenzimmer meine Absichten geschrieben, mich wahrscheinlich eben so vortheilhaft geschildert und morgen ist der Tag, wo wir einander sehen sollen. Ich sage Ihnen, lieber Herr, es war mir am Vorabende einer Schlacht nicht so bange, wie mir heute ist, vor dieser Brautschau!"

„Je nun, Sie sehen ja das Frauenzimmer erst, sie muß ja nicht Ihre Braut werden, wenn sie Ihnen nicht gefällt!"

„Freilich, freilich, Lieber, das ist das Beste! Gefällt sie mir nicht, gefall' ich ihr nicht, so mache ich

Kehrt und fahre leichten Herzens in meine Garnison zurück!“

„Aber es ist schon spät,“ sagte er auf aufstehend. Gute Nacht, lieber Herr! Sie werden jedenfalls ruhiger schlafen, als ich. Vergessen Sie meine Lehre nicht, heirathen Sie, so lang Sie jung sind.“ Dabei schüttelte er mir so kräftig die Hand, daß ich es bis in's Schultergelenk fühlte.

Wenn nur diese Freierei dem guten Major nicht einen neuen Beweis für seine Freundschaftstheorie liefert, dachte ich, während mir der Wirth auf mein Zimmer leuchtete.

Eine dumpfe Luft empfing mich hier. Es hatte wohl schon lange Niemand in diesem Zimmer übernachtet, und die Fenster waren nicht geöffnet worden; ich beeilte mich daher, dies nachzuholen. Die Nacht war finster. Leise rieselte noch der kalte Regen herunter. Allmälig glaubte ich die Umrisse von Bäumen und dann auch von Bergen zu erkennen. Es erregt immer ein eigenes Gefühl in mir, wenn ich Nachts an einem ganz fremden Orte in die Gegend hinaus sehe. Die Unbestimmtheit, mit welcher wir die Gegenstände um uns erblicken, beschäftigt unsere Einbildungskraft, jedes Geräusch, das wir hören, ist uns fremd, ja selbst der Geruchsinn zeigt uns eine neue Umgebung an. Je nachdem wir gestimmt sind, erregen diese Wahrnehmungen entweder unsere Neugierde, wecken den Trieb mit dem Fremden uns bekannt und vertraut zu machen, oder wir fühlen uns durch sie wie verletzt, das Fremde berührt uns unheimlich

und wir ziehen uns von ihm ab, in uns selbst zurück.

Ich war an jenem Abende nicht in der Stimmung, um mich angenehm von der fremden Umgebung anregen zu lassen. Ich hatte darauf gerechnet, diesen Abend bei meinem Freunde zu seyn, den andern Morgen früh Eulalia zu sehen, und den Tag in heiterem Herbstvergnügen zuzubringen; statt Dessen befand ich mich einsam in dieser Herberge, ohne zu wissen wann und wie ich das Ziel meiner Reise erreichen werde. Das leise Rieseln des Regens war mir unangenehm, weil es mir den anderen Tag zu verderben drohte; das Murmeln eines nahen Röhrbrunnens fand ich langweilig, die tiefe Stille, die übrigens herrschte, kam mir unheimlich vor. Da gellte ein langgehaltener Eulenschrei zu mir herüber, dem andere folgten. Ich glaubte, selbst einen dieser Nachtvögel von meinem Fenster aus in kurzer Entfernung, mit seinem weichem Fluge vorüberschweben zu sehen. Sangen sie dem Major ein Hochzeitslied? Jetzt vernahm ich in der Ferne ein Posthorn, und bald hielt mir schräg gegenüber ein Wagen. Der Postillon stieg ab und schrie an das finstere Haus hin: „Ein Courier! Pferde heraus!“ Es lag dort Alles im ersten Schlafe. Erst nach verstärktem Rufen, begleitet von Fluchen und tüchtigen Schlägen an die Thüre, entstand Licht im Hause. Dann erschien ein Postillon mit einer Stalllaterne. Die Pferde wurden mit großem Geräusche unter gegenseitigem Zanken und Poltern der beiden Postillone gewechselt; der Posthalter im Schlafrocke erschien und nahte sich

dem Wagen, der eben abfuhr; worauf das Licht verschwand, das Haus geschlossen wurde und Alles wieder still und finster war, wie zuvor.

So erschien mir an jenem Abende Eulalia, dachte ich, leuchtend und dann verschwindend! Soll sie mir mein Leben erhellen, oder wird sie für mich verschwinden, wie damals? — Sie ist ein Kind, wozu diese Gedanken!

Ich schloß das Fenster, um mich zur Ruhe zu begeben. Zuvor ließ ich einen prüfenden Blick durch's Zimmer gleiten. Die weiß getünchten Wände mißfielen mir nicht. Dagegen erschrak ich vor dem Federberge, der mich für die Nacht aufnehmen sollte. Eine zweischläfrige hellblau angestrichene Bettstelle, an welcher noch vier Pfosten den Himmel trugen, woran vormals in ihrer Blüthezeit der Bettvorhang befestigt gewesen, der jedoch der neuen Mode, die ihre Herrschaft auch auf dieses Dorf erstreckte, hatte weichen müssen, war so hoch mit Betten angefüllt, daß ich überlegte, ob ich einen Stuhl zur Hilfe nehmen sollte, um hinauf zu kommen. Ein roth und weiß gewürfelter Ueberzug bekleidete ein ungeheueres Deckbette, sowie die Kopfkissen; reinlich und glatt hing das Leintuch breit über die Bettstelle herunter. Ich tröstete mich mit der sicheren Aussicht, unter dem Gewichte dieser zwölfpfündigen Federdecke endlich warm zu werden, nachdem ich den ganzen Tag gefroren hatte. Es war gerade die unangenehme Zeit, wo man noch nicht einheizt und doch auch wenig Wärme in den Zimmern hat. Als glücklich das Bett erklettert war, versank ich

darin wie in einem Bade, rings um mich schlugen die Federwellen an mich herauf. Wenn ich mich den Tag über erkältet hatte, mußte mich die Nacht unfehlbar wieder curiren. Triefend von Schweiß erwachte ich, geweckt durch einen wahren Höllenlärm. Ueber mir, unter mir, rings um mich her war ein Poltern, Jagen und Toben, das ich mir nicht eher erklären konnte, bis ich deutlich darunter Rattengeschrei erkannte. Alle Wände mußten ausgehöhlt und der Tummelplatz dieser Thiere seyn. Ich versuchte sie durch starkes Klopfen mit dem Stuhle zu verscheuchen, was aber nur auf einige Minuten gelang, immer fing der Lärm von Neuem an. Ich suchte nun mein Schwitzbad zu beendigen, indem ich die schwere Decke auf den Boden warf. Auf welche Weise ich sie ersetzte, muß jedoch mein Geheimniß bleiben, so gerne ich es auch Demjenigen in's Ohr sagen möchte, der in ähnlicher Verlegenheit sich befände.

Als ich wachend und schlafend, je nachdem es der Rattenlärm zuließ, noch einen Theil der Nacht zugebracht hatte, kam der Hausknecht mit Licht. Es war vier Uhr. Ich eilte an's Fenster, der Regen hatte aufgehört, der Himmel war mit funkelnden Sternen besäet, die Luft sehr frisch und kalt. Ich freute mich nun doch einen schönen Tag für Wartberg zu bekommen. Schnell war ich angekleidet und eben am Frühstücke, als mein Kutscher eintrat. Mit einer Armensündermiene sagte er: „Es ist ein Unglück geschehen, wir können heute nicht weiter.“

„Was, nicht weiter? Gestern hatten wir nach Wart-

berg kommen sollen, nun willst Du heute nicht einmal mich hinbringen? Was ist denn geschehen?“ Nun erzählte er, sein Pferd sey von der gestrigen großen Anstrengung krank geworden; er habe ihm bereits das Universalmittel aller Kutscher applicirt, jedoch ohne Erfolg; er könne unmöglich mit ihm weiter. „Deßhalb brauche ich nicht auch hier zu bleiben,“ rief ich. „Du holst da drüben von der Post ein Pferd und fährst mich auf der Stelle nach Wartberg; um acht Uhr muß ich dort seyn.“ — „Ach Herr, Sie werden doch mein Unglück nicht wollen. Ich kann das Roß nicht verlassen, wenn es drauf ginge, so ließ mir mein Herr mein Aeckerchen verkaufen und jagte mich zum Teufel!“

„Du kannst doch nicht verlangen, daß ich Dir und Deinem Rosse Gesellschaft leiste! Geh und hole einen Postillon mit einem Pferde und mache nur, daß ich endlich an's Ziel komme.“

„Ja, Herr! Gleich, Herr! Aber natürlich doch auf Ihre Kosten?“

„Ja, denn! Eile nur!“

Schneller als gestern die Extrapost war mein Chaischen bespannt. Es war noch Nacht, als ich einstieg, nur die Sterne erhellten den Weg. Der Kälte wegen schloß ich das Fenster, wickelte mich in meinen Mantel und in eine Ecke gedrückt, ließ ich mich, wie in einer Nußschale, durch den nächtlichen Morgen hinrollen. Mit dem Postwagen war es schlecht bei meiner vorigen Reise, aber mit dem Einspänner war es diesmal noch schlechter! — Dies waren die Gedanken,

unter welchen ich bald einschlief. Ich erwachte erst, als der Kutscher abstieg, den Radschuh für die letzte Steige vor Wartberg einzulegen. Heller Sonnenschein schien mir durch das Fensterchen entgegen, das ich schnell öffnete. Die Luft war klar, blau wölbte sich der Himmel über die freundliche, in buntem Blätterschmucke des Herbstes prangende Gegend. Im Thale bezeichnete ein weißer Nebelstreifen, welcher in zackiger Form aufwärts strebte, den Lauf des Flusses zwischen den Bergen. Die Stadt war vom Nebel bedeckt, der wie weiße Schleier um die Bergruine zog, bald sie verhüllend, bald ihr Gemäuer durchscheinen lassend. Wo die Sonnenstrahlen durch die Fensteröffnungen des Schlosses auf den vorüberziehenden Nebelschleier fielen, erschien derselbe wie Goldgewebe. Es war ein herrlicher Anblick, wie er uns in dem eben gelegenen Karlsruhe nie zu Theil wird! Eine Viertelstunde später fuhr ich durch das niedere, schmale Thor, über welchem noch ein alter Stadtthurm stand, in die enge Straße Wartbergs ein.

Da ich bei meinem vorigen Aufenthalte vom Innern der Stadt fast nichts gesehen hatte, so war ich jetzt erstaunt über die alterthümliche Bauart. Wer eine helle moderne Stadt gewöhnt ist, den befällt eine Bangigkeit, wenn er in diese engen Straßen einzieht. Die meisten Häuser kehren die Giebel der Straße zu, wodurch sie vier- bis fünfstöckig erscheinen, während sie eigentlich nur zwei bis drei ganze Stockwerke haben. In der Regel ist jedes Stockwerk um einen Fuß über das untere vorgebaut, so daß die Giebelspitzen

der beiden Häuserreihen sich zusammen neigen, und die enge Straße noch düsterer wird. Einige Häuser sah ich von oben bis unten mit Schiefer überzogen, andere zeigten das braune Gebälk ohne Verputz, während die Zwischenfüllung reinlich getüncht und am Rande der Balken mit einem farbigen Streifen versehen war. Ein Haus ist mir besonders aufgefallen; es war das Gebälk zierlich ausgehauen und an passenden Stellen mit erhabener Schnitzarbeit, Menschen- und Thierköpfe vorstellend, verziert. Ein anderes hatte alterthümliche Steinfiguren, welche halb erhaben aus der Mauer schauten. An einem etwas freieren Plätzchen stand ein großer alterthümlicher Brunnen, mit Säulen, deren jede einen steinernen Ritter trug. Durch die Unregelmäßigkeit der Straßen entstehen oft etwas breitere Stellen, welche sogleich von anwohnenden Handwerkern als Arbeitsplätze benützt werden, wodurch ein reges Treiben die Stadt belebt. Die Winkel, welche hie und da durch ein einzeln schräg zurückstehendes Haus gebildet werden, waren benützt, um Wägen, Faßdauben, Bauholz und dergleichen da abzustellen. Die Straßen noch mehr zu verengen, trugen die großen Auslagen der Metzger und Bäcker bei, welche wie Tische vor den Häusern standen, vollgelagert mit den Waaren, die den Tag über zum Verkaufe hinreichend schienen. Als ob nicht schon Schatten genug hier wäre, hingen an zwei Häusern von der Höhe der Giebel blaugefärbte Stücke Tuch so weit herunter, daß man gerade noch durchfahren konnte. Wie ich hörte trocknen die Färber auf

diese Art ihre Waaren, da die Häuser sehr oft ohne Höfe sind. Wenn man eine etwas geradere Straße durchsieht, so geben die bei Beschreibung meiner ersten Ankunft in Wartberg erwähnten Wirthsschilde, derselben ein ganz eigenes Ansehen. Sie hängen so weit in die Straßen hinein, daß sie sich berühren würden wenn zwei einander gerade gegenüber angebracht wären.

Mein Postillion schien noch wenig in der Stadt gewesen zu seyn, er fuhr mich in eine so enge Straße, daß wir etwa in der Mitte derselben durchaus nicht weiter konnten. Es wohnten hier fast bloß Metzger, welche mit ihren Auslagen die Straße beinahe versperrten. Im Augenblicke versammelte sich die ganze Nachbarschaft um mein Fuhrwerk. Alles schrie, schalt und tobte durcheinander; die Metzgerhunde, durch den fremden Anblick aufgeregt, bellten dazwischen und mein Kutscher schalt entgegen; ich bedeutete ihm jedoch, zu schweigen; die Leute um uns sahen drohend genug aus. Die Metzger waren aus ihren Häusern gelaufen, wie sie eben beschäftigt waren, mit blutigen Kleidern, Messer, Beile, oder Stricke in den Händen. Aus ihrem Geschrei konnte ich endlich so viel verstehen, daß es verboten sey, durch ihre Straße zu fahren; da wir jedoch, wenn wir rückwärts heraus gewollt hätten, mehr Schaden angerichtet haben würden, so verstanden sich die Leute endlich auf mein Bitten dazu, ihre Laden abzuräumen und zu schließen. Eine solche Auslage ist zugleich der Laden für zwei neben einander befindliche Fenster, über welche sie von unten hinauf

geschlagen und oben von Innen befestigt werden. So kamen wir endlich durch ein Seitengäßchen aus der Metzgergasse hinaus.

Es war neun Uhr, als ich an dem mir schon bekannten Gasthause ankam. Wie bei meiner vorigen Ankunft hatte mich Eduard bis spät in die Nacht, das heißt bis zehen Uhr, im Adler erwartet und war am Morgen wiedergekommen, um nach mir zu fragen. Er trug dem Wirthe auf, mich sogleich nach meiner Ankunft zu dem Weinberge des Herrn Hofkammerrathes führen zu lassen, wohin er eben mit der Familie desselben und den eingeladenen Freunden sich auf den Weg mache. Bis mein Führer bereit war, erzählte mir der Wirth vergnügt, daß Wartberg seit meinem letzten Hierseyn, unendlich gewonnen habe durch eine Garnison, welche durch allerhöchste Vergünstigung hieher verlegt worden sey. Ich hatte wohl in der Residenz gehört, daß eine Compagnie Infanterie für einige Zeit in dieses Grenzstädtchen gekommen sey, es war mir aber nicht im Gedächtniß geblieben. Seitdem sey ein ganz anderes Leben in Wartberg, fuhr der Wirth fort; der angekommene Hauptmann sey ein Graf, der Oberlieutenant ein Baron, gar vornehm, schöne Herren. Der Lieutenant sey noch gar ein junges Blut, nicht von Adel und scheine auch nicht vermögend, denn er verzehre nicht viel. Tanzgesellschaften, Wasserpartien, Landpartien, Bälle, wozu immer noch Offiziere aus der größeren Garnison der nächsten Kreishauptstadt des Nachbarlandes kamen, wechselten mit einan-

der ab. Alle Wochen sey irgend ein Vergnügen und dies trage der Stadt auch etwas ein.

Ich ließ dies Alles auf sich beruhen und trat mit dem Hausknechte, der unterdessen sich in seinen Sonntagsstaat geworfen hatte, meine Wanderung an. Wir setzten zuerst über den Fluß und zwar in einer Fähre, welche außer mehreren Menschen eine Chaise und zwei Wagen mit Pferden und Ochsen bespannt enthielt, so daß für erstere wenig Platz war. Die Ueberfahrt ging mit dem schweren Fahrzeuge sehr langsam, indem es bloß zwei Männer vorwärts schoben mit eisenbeschlagenen Stangen, die sie in den Grund des Flusses stießen. Es war mir gar nicht heimlich, als die Pferde an der Chaise unruhig wurden und auf beiden Seiten gehalten werden mußten, da der beschränkte Platz durchaus keine solche Bewegungen erlaubte, ohne daß Alle in Gefahr kamen, von den Fuhrwerken beschädigt zu werden. Die Thiere an den Wagen standen ganz ruhig; die Menschen zeigten keine Furcht. Mein Führer erklärte mir, die unruhigen Pferde seyen fremde und wahrscheinlich nicht an Wasserfahrten gewöhnt; die einheimischen scheueten dieses gar nicht. Ich war froh, als wir glücklich am anderen Ufer ankamen. Der Nebel war nun ganz aufgelöst und glänzte nur noch als Thau auf den Grasspitzen im hellen Sonnenscheine. Der Weg führte zwischen dem Flusse und den Weinbergen hin, wobei ich die Aussicht auf die gegenüberliegende, schönere Seite des Thales hatte, auf die Stadt, das alte Schloß und die Waldberge. Auf unserer Seite war es äußerst lebhaft. Auf dem Wege Men-

schen, die zu den Weinbergen gingen oder von dorther kamen; Wagen mit dem Segen des Herbstes beladen, die steilen Berge besäet mit Lesern, wie man hier die mit dem Abschneiden der Trauben Beschäftigten nennt; alle in höchster Lustigkeit fortwährend Freudenschüsse abbrennend aus allen möglichen alten Schießgewehren und dabei ein eigenthümliches, langgehaltenes Geschrei ausstoßend, das sie „juchsen,“ jauchzen, nennen. Mein guter Hausknecht war sehr gesprächig. Der Gegenstand seiner Herzensergießungen war ebenfalls die neue Garnison, die er jedoch mit ganz anderen Augen betrachtete, als sein Herr.

„Sehen Sie,“ sagte er, „in jedem Weinberge sind Soldaten und essen Trauben, was in sie geht. Bei jedem Vergnügen sind sie vornen daran; unser Einer gilt gar nichts mehr. Wo Tanzmusik ist, nehmen sie die Mädchen weg, wir können zusehen, wie sie tanzen, nnd die einfältigen Dinger sind ganz verschamerirt in das zweierlei Tuch, sie sehen uns gar nicht mehr an. Aber lange wird's nimmer so fortgehen. Für die Kirchweihe haben wir uns schon verabredet. Wenn wir wieder nur das Zusehen haben sollen, so warten wir bis zum Abend und dringen dann in einem Haufen in die Tanzstube; da werden die Lichter ausgelöscht, die Stuhlbeine herausgerissen und damit auf die Köpfe darein geschlagen, daß es eine Art hat. Entweder bleiben sie liegen, oder sie müssen die Platte putzen.“ Ich wollte ihm begreiflich machen, daß sie gegen Militär nichts ausrichten würden, daß sie den größten Nachtheil von solcher Schlägerei haben müß-

ten, aber der Mensch war so in Wuth, daß er immer noch mehr schrie: „Es liegt mir an Allem nichts, wenn sie nur ihre Schläge haben."

So kamen wir in die Nähe des Weinbergs des Herrn Hofkammerraths. Als man mich erkannte, versammelte sich der größte Theil der Gesellschaft auf der untersten Terrasse und empfing mich mit einer Salve aus allen ihren großen und kleinen Gewehren. Konstantin, welcher der Gesellschaft wegen aus dem benachbarten Weinberg seiner Eltern gekommen war, hatte, um seine Pistole recht knallen zu lassen, dieselbe zu stark geladen, in Folge dessen sie zersprang, zum Glück ohne weiteren Schaden als einer starken Prallung der Hand, deren Schmerz er heldenmüthig verbiß.

Ich fand fast dieselbe Gesellschaft, welche ich im Sommer hatte kennen gelernt und wurde wie ein alter Bekannter mit Herzlichkeit empfangen. Die Hofkammerräthin und Eulalia sah ich nicht, so sehr ich auch nach letzterer mich umschaute, dagegen begrüßte mich Cornelia mit aller Freundlichkeit. Ihr Aeußeres hatte noch gewonnen seit meiner Abwesenheit; ihre schlanke Gestalt war etwas voller geworden; ihr zarter Teint hatte durch die Sommerhitze etwas mehr warmen Ton, ja selbst eine leichte Röthe bekommen und der Ausdruck ihrer schönen Züge war höchste Heiterkeit und Glück. Das Gegentheil fand ich an meinem armen Freunde. Er hatte sichtlich abgenommen und sah trübe und bekümmert aus, obschon meine Ankunft ihn sehr zu freuen schien. Nach den ersten gegenseitigen Fragen und Antworten stellte mir der Hauptmann Hahn,

dessen sich meine Leser noch von dem Gang zur Chartause erinnern werden, den Accessisten vor, mit den Worten: „Sehen Sie, Herr Assessor, wie wir seit Ihrem Hierseyn gewonnen haben; wir besitzen nun ein Mode-Journal und zwar ein lebendes, in dem Herrn Accessisten.“

In der That schien der Mann ganz funkelnagelneu. Eine blonde, lockige Perrücke bedeckte seinen früher kahlen Scheitel, ein hoher steifer Hemdenkragen schien ihm bei jeder Bewegung des Kopfes die Ohrläppchen abzusägen, weßhalb er seinen Hals sehr wenig drehte, eine schwarze Sammtcravatte, vornen mit einer goldenen Schnalle befestigt, darunter einen feingefälteten Battistjabot, zum Theile von einem rothseidenen Tuche bedeckt, das mit einer Brillantnadel zusammengeheftet war; darüber eine helle seidene Weste, und dann ein senfgrüner, feiner Tuchüberrock, an welchem mir nur auffiel, daß die beiden vorderen Ecken der Schöße fehlten oder vielmehr abgerundet waren: dieser Anzug war wirklich nach der neuesten Mode und damaligen Eleganz. „Betrachten Sie diesen Rock, Herr Assessor,“ fuhr der Hauptmann fort, „einen solchen Schnitt haben Sie gewiß in der Residenz noch nicht; dieser kommt direct aus Paris.“ — „Aber Herr Hauptmann, Herr Hauptmann, Sie wissen ja, wie das gekommen ist,“ sagte das moderne Männchen, „aber da heißt es auch wieder: Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht sorgen!“

„Ich bitte Sie, Herr Assessor,“ rief Cornelia, indem sie meinen Arm nahm, „erzählen sie mir, wie es

in der Hauptstadt zugeht. Herr Amtsassessor wollen sie nicht an meine grüne Seite kommen und uns begleiten?" Freudigen Blickes folgte mein armer Eduard ihrer freundlichen Einladung, während ich einen andern Wunsch hegte. Ohne Umstände führte uns Cornelia von der Gesellschaft hinweg auf den Rasen unten am Weinberge, von welchem man die Straße nach der Stadt eine große Strecke weit übersehen konnte. „Trägt man dort auch diese Hütchen, wie das meinige? und solche Amazonenkleider? Wäre ich dort modern gekleidet?" Cornelia trug ein gelbes Nankingkleid mit weißen Perlmutterknöpfen und ein schwarzes Sammthütchen, wie sie jetzt noch Damen zum Reitanzuge tragen. Beides war damals sehr elegant. Ich antwortete ihr: „Ganz modern, Fräulein! Uebrigens jede Kleidung, die Sie tragen, wird gefallen. Ihre Fragen geben mir die sichere Hoffnung, daß wir Sie nun bald in der Hauptstadt begrüßen dürfen."

„Nein, nein," antwortete sie schnell, „noch nicht so bald. O, ich bin jetzt ganz gerne hier, wir haben ein ganz anderes Leben, seit die Garnison hier liegt."

Eduards Gesicht überzog eine düstere Wolke, während Cornelia's Züge die höchste Freude ausdrückten. „Ein Vergnügen folgt dem anderen, fuhr sie fort, es kommen immer viele Offiziere von der Würzburger Garnison hieher, lauter feine, gebildete Leute, voll Artigkeit gegen Damen; kurz, wir werden ganz großstädtisch."

„Fräulein Cornelia," rief der Hauptmann von der

Weinbergsmauer herunter, „der Herr Assessor wollte ja zur Weinlese kommen, Sie aber führen ihn auf dem Rasen herum.“

„Es steht doch wohl dem Herrn Assessor frei, wo er seyn will?“ rief sie schnippisch zurück; „aber kommen Sie, sonst läuft die ganze Krähwinkler-Sippschaft herunter, Sie zu holen.“

Cornelia wandte noch einmal ihre Augen nach der Straße zurück, auf welche sie schon öfters hingeschaut, wie ich während des Gespräches bemerkt hatte, und wir gingen zu den Anderen hinauf.

Die Weinberge jener Gegend sind ihrer Steile wegen in Terrassen von etwa zwanzig Fuß Tiefe, abgetheilt; dann folgt eine Mauer von ungefähr zehen Fuß Höhe. Die Abtheilung eines jeden Eigenthümers geht von unten bis oben hinauf und heißt ein Weinberg. Zwischen diesen Abtheilungen sind schmale Steintreppen, auf welchen man von einer Terrasse zur anderen gelangt. Der obere Theil des Berges, auf welchem wir herbsteten, war nicht angebaut, sondern mit Gebüsch bewachsen. Auf der ersten Terrasse des Berges angekommen, fand ich endlich Eulalia und war überrascht von dem lieblichen Eindrucke, den sie auf mich machte. Ihre zarte Gestalt war vollendeter, ihre kindlichen Züge waren mehr ausgebildet, sie glich einer sich eben entfaltenden Rose. Einen Augenblick begegnete ich ihren strahlenden Blicken, aber tief erröthend senkte sie dieselben sogleich zu Boden. Ich begrüßte sie und ihre Tante, neben welcher sie stand, mit der Herz-

lichkeit eines alten Bekannten, und bald verlor sich ihre Verlegenheit.

„Ohne Zweifel, Herr Ministerialassessor,“ rief mir der Hofkammerrath zu, „wollen Sie die Weinlese nach allen Regeln der Kunst mitmachen, Sie werden daher erlauben, daß man Ihnen als Neuling die nöthige Belehrung ertheilt.“ Ich erklärte mich zu Allem bereit.

Jeder der Anwesenden nahm nun wieder seinen Platz ein, mir ward ebenfalls eine Reihe von Weinstöcken zugetheilt und ein Messer gegeben, mit welchem ich die Stöcke aufschneiden, und der Reihe nach rein ablesen sollte, wozu ich wie die anderen ein hölzernes Kübelchen bekam. Der Accessist war beauftragt, uns nachzusehen, ob wir in unserer Reihe blieben, und weder einen Stock noch eine Traube übersähen. Ließ sich Jemand etwas dieser Art zu schulden kommen, so erhielt er von dem Aufseher einen Schlag mit einem langen dünnen Pfahle, der halb gespalten war, weßhalb er laut klatschte, ohne wehe zu thuen. Natürlich wurde diese Strafe jedesmal von dem Gelächter der anderen Leser begrüßt, bis ein anderer von ihnen dieselbe bekam. Der Accessist war sehr pünktlich im Nachsehen und machte von seinem Stabe, der ihm trefflich anstand, häufig Gebrauch, allezeit aber sich entschuldigend, daß dies seine Pflicht sey. Auffallend war mir, daß er besonders vergnügt aussah, wenn er Eulalia strafen durfte, was er jedoch stets mit äußerster Zartheit that. Er schien sie besonders in Aufsicht genommen zu haben, obgleich sie wenig Veranlassung zur

Bestrafung gab. Cornelia kümmerte sich wenig um das Lesen. Sie blieb auf der unteren Terrasse, ließ sich von Eduard, dem Hauptmanne und wer sonst in ihre Nähe kam die vorhandenen Pistolen laden, und schoß dieselben gegen die Straße hin ab. Jeder Schuß ward von den jungen Leuten und den Taglöhnern, welche oben am Berge lasen, mit lautem „Juchsen" beantwortet. Ebenso schossen und jauchzten die Leute in den übrigen Weinbergen. Konstantin konnte wegen seiner schmerzhaften Hand nicht mehr schießen und auch nicht wohl Trauben abschneiden, er suchte deßhalb eine andere Unterhaltung, indem er sich an die Butten hielt, in welche wir unsere Trauben zu leeren hatten, und worin sie mit hölzernen Stößern zerquetscht wurden, eine reinlichere Art, als diejenige in anderen Gegenden, wo man sie mit den Füßen zerstampft. Konstantin suchte sich hier ohne Mühe von den Trauben aus, was er essen wollte und schöpfte dann mit einem Glase den quellenden Saft, als den allerneuesten Wein, den er vortrefflich fand und Allen credenzte, wobei ihm aber Niemand Bescheid thuen wollte, weil die Brühe durch ihre Trübe und die darin schwimmenden Kerne und Hülsen gar zu unappetitlich aussah. Die Trauben und der neue Wein, welcher am vorigen Tage schon gekeltert worden, und wovon uns aus der Stadt Proben gebracht wurden, waren vortrefflich. Der Gegenschreiber und der Intendant waren aus ihrem Weinberge herüber zu uns gekommen, und befanden sich, wie alle Andere, in bester Laune, während sie die Güte und die Menge des heu-

rigen Gewächses besprachen. Konstantin bekam einen Verweis über sein leichtsinniges Schießen von seinem Vater, der ihn dann mit sich fort nahm.

Eulalia war bald in meiner Nähe, bald wieder entfernt, wie es das Einsammeln der Trauben mit sich brachte; sprechen konnte ich nur hie und da ein Wort mit ihr. Nicht lange, so ward sie von ihrer Tante ganz abgerufen, und doch wünschte ich so sehr, mich von den Fortschritten ihrer geistigen Bildung zu überzeugen, die sie während meiner Abwesenheit gemacht haben mußte. Die Sonne schien warm; in Vereinigung mit der ungewohnten Beschäftigung, erhitzte sie uns Alle. Indessen war gar bald die Mittagsstunde herbei gekommen, wo der Hofkammerrath vorschlug, ein wenig auszuruhen und eine Erfrischung zu nehmen, wie sie im Weinberge eben zu haben sey. Seine Frau hatte dafür gesorgt, daß Niemand Noth litt. Mit hausmütterlicher Umsicht hatte sie ein Plätzchen im Weinberge gewählt, von welchem das Thal bis über die Stadt hinaus übersehen werden konnte. Hier war eine große Steinplatte angebracht, auf welcher ein Feuer brannte, bei dem Kaffee gekocht wurde, während in der heißen Asche Kartoffeln brieten. In der Nähe waren einige Rasenbänke; wer hier keinen Platz fand, suchte sich einen auf einer Mauer, Treppe oder einem großen Steine. Kalte Küche war aus der Stadt gebracht worden und ebenso alter und neuer Wein. Ich wunderte mich über den guten Appetit, den wir Alle zeigten, nachdem wir spielend fast immer Trauben gegessen hatten, ward aber belehrt, daß diese

gute Eßlust eben die Wirkung der Trauben sey. Die Frau Hofkammerräthin rühmte mir besonders die Kartoffeln, welche ihrer Güte wegen nach München auf die Tafel des Königs Max gebracht würden. Der Hauptmann spöttelte darüber, daß man hier statt die an Licht und Sonne gereifte Frucht des Kastanienbaumes, nur die lichtscheuen, im Dunkel der Erde erzeugten Knollen habe.

„Nur nichts von Italien, Herr Hauptmann, ich bitte Sie!“ rief Cornelia zu ihm hinüber, „jetzt, wo wir ja hier so glücklich sind.“ Ihr Blick fiel auf Eduard, dessen trübe Miene ihren letzten Satz zu widerlegen schien. Schnell fügte sie bei: „Sollen wir leckerhafter seyn, als König Max, der doch nur unsere guten Kartoffeln und nicht diese herrlichen Trauben erhält und gewiß nicht mit so treuen Freunden sie verspeist, als wir hier zusammen sind.“

„Sie wissen immer Ihre Reden gut zu enden, mein schönes Fräulein, wenn Sie wollen,“ entgegnete der Hauptmann, „möge Ihnen dies auch mit Ihrem Schicksale so gelingen!“ Ein zweideutiges Lächeln, begleitete seine Worte, welche Cornelia zu überraschen schienen. Einen Augenblick sah sie nachdenkend vor sich hin, dann aber kehrte schnell ihre Heiterkeit zurück. Den ganzen Morgen schon schien es, als erwarte sie etwas; nun zeigte sich der Gegenstand ihrer Erwartung. Als wir uns von den Sitzen erhoben, um wieder zu deu Weinstöcken zu gehen, rief sie nach der Straße gewendet freudig aus: „da kommen sie endlich, der Graf und der Baron!“ und wie im Fluge

eilte sie die Treppen, den Offizieren, welche von der Stadt herkamen, entgegen.

„Nein, es ist nicht mehr auszuhalten mit Cornelia," rief die Hofkammerräthin ärgerlich. „Sie ist von uns eingeladen und nun, ohne zu fragen, holt sie uns die Offiziere herein! Geh hinauf zu den Taglöhnern, Eulalia, und sieh nach, ob sie ihre Schuldigkeit thuen." Eduard sagte mir leise, „Ich halte es hier nicht mehr aus, nimm es mir nicht übel, daß ich gehe. Heute Abend erwarte ich Dich im Adler."

„Ich will Dich begleiten, Eduard, nimm mich mit," antwortete ich ihm, allein er behauptete, nur die anstrengendste Arbeit sey ihm jetzt ersprießlich und diese finde er auf dem Amte. Während er nun auf einem Umweg, ohne den Offizieren zu begegnen, in die Stadt ging und die übrige Gesellschaft sich vertheilte, wandte sich die Hofkammerräthin vertraulich zu mir: „Ach, Herr Ministerialassessor, wenden Sie ihren Einfluß bei Ihrem Freunde an, um ihn von seiner unseligen Neigung zu Cornelia zu heilen. Der arme Mensch vertrauert sich ganz, weil er sieht, daß sie sich nichts aus ihm macht. Aber selbst wenn er sie bekommt, so macht sie ihn unglücklich. Das ist keine Frau für ihn! Sie wird überhaupt keinen Mann glücklich machen. Ich glaube aber, daß sie trotz ihrer Schönheit und ihrem Gelde als alte Jungfer stirbt. Sie fängt es ganz dazu an. Jetzt läßt sie sich die Cour machen von dem Grafen, der mit dem Militär hierher gekommen ist, und nebenbei noch von jedem Andern. Die gehen alle wieder fort, wie sie gekommen sind, und führt sie Keiner

heim, denn Courmachen und Heirathen ist zweierlei!" — „Was sagt denn ihr Vater dazu?" fragte ich. — — „Ihr Vater ist so von ihr eingenommen, daß Alles recht ist, was sie thut, und Niemand sich nur einen leisen Tadel gegen sie bei ihm erlauben darf."

„Ah, nun ist es mir klar, warum sie die Lust in die Hauptstadt zu kommen, verloren hat." — „Ei freilich, jetzt ist es ihr gut genug hier. Ueberhaupt, Herr Ministerialassessor, sehe ich es für ein rechtes Unglück an, daß das Militär hier ist, wie groß auch die Männer den Vortheil finden, den es der Stadt bringen soll. Einmal ist Alles dadurch theuerer, aber das wäre noch das Geringste! Da ist nun ein Fest um das andere, von allen Straßen kommen fremde Offiziere dazu; die Mädchen denken nur noch an Putz, Bälle und Offiziere. Wenn meine Eulalia so wäre, nicht acht Tage behielte ich sie im Hause. Ich bin jetzt ganz froh, daß sie so sehr an ihren Büchern hängt. Die Offiziere laufen ihr auch zu Gefallen, aber sie bemerkt es nicht einmal. Mit den Dienstmägden ist gar nichts mehr anzufangen. Alle haben Bekanntschaften mit Soldaten und stehen auf den Straßen, mit ihnen zu plaudern, anstatt ihrem Dienste nachzukommen. Sogar meine alte, die über die Bekanntschaften hinaus ist, läuft um die Ecke, wenn das Militär unten an der Straße zum Exerciren geht, um ihm nachzusehen, so lange der Staub auffliegt. Ich bitte Sie, Herr Ministerialassessor, sorgen Sie für uns, daß wir dieses Unheil wieder los werden, sonst geht hier Alles zu Grunde!" Ich versicherte der guten Frau, daß ich im Kriegsministe-

rium gar nichts vermöchte, so gerne ich ihrem Wunsche entsprechen würde. Sie meinte aber, ich kenne doch gewiß die Herren, die damit zu thuen haben und könne etwas bewirken.

Eben ließ sich Musik vernehmen, die unten auf dem Rasen einen Walzer spielte. „Nun ja, jetzt gar auch noch Tanzmusik hier im Freien! Können denn die jungen Leute nicht genug im Wirthshause des Dorfes tanzen, wo ja ohnehin Musik ist?" rief die Hofkammerräthin. „Es kommt immer besser! Eulalia darf nicht hinunter. Nun wird das junge Volk aus allen Weinbergen hier zusammenlaufen."

Ich äußerte den Wunsch, die waldige Höhe des Berges zu besteigen, um die schöne Gegend mehr übersehen zu können, eigentlich um im oberen Theile des Weinberges bei den Tagelöhnern Eulalia zu finden. Die Hofkammerräthin war gütiger als ich erwarten konnte, sie sagte mir, daß sie eben Ludwig kommen sehe, welcher mich begleiten könne, und da die Taglöhner bald fertig seyen, dürften Eulalia und und ihre Freundin Henriette auch mitgehen; auf diese Weise wäre dem Tanzen ausgewichen. Freundlich und unbefangen begrüßte mich Ludwig. Auch er war größer, seine Stimme tiefer geworden. Sogleich war er bereit zu diesem Gange. Wir fanden Eulalia bei den Lesern beschäftigt, aber der Wille ihrer Tante schien ihr Vergnügen zu machen. Sie rief Henriette, die ich bisher nicht beachtet hatte. Es war ein hübsches Mädchen, von zierlicher Gestalt, in Eulaliens Alter, mit braunen, etwas schwärmerischen Augen, welche sich sehr zu

freuen schien, auf den Bergrücken zu gehen. Der Boden war steinig, Felsstücke traten hervor, das Gebüsch war daher nicht dicht, weßhalb es an vielen Stellen den freien Durchblick lies. Der Berg war so steil, daß es von unserem Standpunkte aus schien, als könnten wir mit einem einzigen Sprunge unter die Tanzenden hineinhüpfen, die wir unten auf dem Rasen sich erlustigen sahen, und deren Musik zu uns heraufkönte. „Ich finde es doch viel poetischer, hier in dieser hohen Waldesregion zu schweben, als da unten den gemeinen Walzer zu tanzen," sagte Henriette. — „Wenn nur immer Alles poetisch ist, nicht wahr, Henriette?" entgegnete Ludwig verdrießlich, „aber ich sehe eben, daß Du ganz unpoetisch ein Loch im Strumpfe hast."

Das Mädchen gerieth in die größte Verlegenheit, wurde über und über roth und die Thränen traten ihr in die Augen. „Das ist gar nicht unpoetisch, junger Herr, unsere neuen Poeten haben sehr viel Zerrissenes an sich," erwiderte ich. Eulalia verwies Ludwig seine Unart und suchte Henriette zu beruhigen. „Wenn sie nur nicht immer so sentimental wäre," sagte ersterer vor sich hin; „ich möchte es ihr abgewöhnen."

Die Sonne brannte heiß, die beiden Mädchen waren durch das viele Bücken bei dem Einherbsten ermüdet, wir gingen langsam, blieben oft stehen und schauten in das Thal und auf die belebten Weinberge, von welchen noch immer das Schießen und Jauchzen wiederhallte.

„Was hat denn heute der Accessist für einen närrischen Rock an?" fragte Ludwig.

„Er hat zufällig eine Ecke davon weggebrannt," antwortete Eulalia, „dann zog er sein Federmesser heraus, schnitt sie zirkelrund weg, legte das abgeschnittene Stück über das andere und schnitt dieses auch darnach, so daß das Ebenmaß wieder hergestellt war." — „Wo hat er ihn denn verbrannt?" — „Hier im Weinberge," nahm Henriette das Wort, „er wollte Eulalia beim Feueranmachen helfen und wie er überall ungeschickt ist, verbrannte er sich dabei den neuen Rock."

„Nun, das geschieht ihm einmal Recht," entgegnete Ludwig. „Es ist zwar häßlich, Jemanden etwas Uebeles zu gönnen, aber das ist ja nichts so Arges, er ist reich genug, um sich einen anderen machen zu lassen. Aber wo Eulalia ist, da muß er auch seyn, und das ärgert mich!"

„Ludwig, Ludwig! Du hast heute keinen guten Tag!" ermahnte ihn Eulalia.

„Aber Fräulein," sagte ich scherzend, „es hat mir doch auch geschienen, als mache der Herr Accessist Ihnen ein klein wenig den Hof."

„Ein klein wenig?" entgegnete Ludwig eifrig, „Ja, sehr viel! Wo sie ist, da muß er auch seyn. Jedermann muß es sehen, nur sie sieht es nicht. Nicht ohne Ursache hat er sich eine Perrücke machen lassen, nachdem schon alle Welt mit seiner Glatze bekannt war, und war er je einmal so im Staate wie jetzt? Es

ist eine wahre Schande für einen so alten Mann. Er ist gewiß vierzig, und sie ist sechzehn Jahre alt!"

„Ist dies Alles ein Grund, zu schließen, daß er mir den Hof macht?" — „Was ich sehe, das glaube ich! Wo Du bist, da ist er auch und alle Tage geht er in Euer Haus!" — „Er kommt täglich zu meinem Onkel, so lange ich denken kann; er kennt mich von meiner ersten Kindheit an und deßhalb ist er mir gut, wie ich ihm auch gut bin." — „Wie Du ihm auch gut bist? Nun, das wäre noch schöner! Doch nein, Du meinst es nicht so; aber denke an mich, Eulalia! er ist reich, und es gibt Leute, die glauben könnten, er sey eine recht gute Versorgung," fügte er, einen besonderen Nachdruck auf das letzte Wort legend, bei.

Henriette rümpfte ihr Näschen und sagte: „Pfui, eine Versorgung!"

„Lassen wir das," entgegnete Eulalia, „es ist keine Unterhaltung für den Herrn Ministerialassessor!" Wir waren eben in der Mitte des Bergrückens, wo sich eine große Vertiefung gebildet hatte. „Sehen Sie," sagte Eulalia, „hier soll ehemals ein Schloß gestanden seyn."

„Aber es zeigt sich ja keine Mauer, keine Spur mehr davon," entgegnete ich. — „Weil es in den Boden versunken ist. Wir müssen Ihnen den Berg zuerst mehr zeigen, dann wird die Sage deutlicher, die wir Ihnen erzählen wollen." Wir gingen von der Mitte vor gegen das Thal, von dem wir herauf gekommen waren. Es brauchte kaum hundert Schritte

bis zu dem steilen Abfalle des Berges, welcher seiner ganzen Länge nach aus der Reihe der übrigen vorsprang, wodurch das Thal abgeschlossen schien, während der Fluß ihn ausspülend, nur einen schmalen Durchgang auf der Seite hatte. Die Sonne stand uns gerade gegenüber und beleuchtete das ganze Thal. Links schimmerten die herbstlichen bunten Blätter der Waldberge mit den weißen Birkenstämmen; weiterhin lag die Stadt, von der Burgruine gekrönt; unterhalb derselben das schon früher erwähnte Dörfchen, an den Fuß des steilen, dunklen Tannenberges geschmiegt. Rechts zog sich die Reihe der Weinberge mit dem fröhlichen Treiben der Leser hin. Hie und da war schon ein Berg geräumt.

Wagen auf der Straße und Schiffe auf dem Flusse brachten den reichen Segen, unter fortwährendem Jauchzen und Schießen ihrer Begleitung in die Stadt. Das ganze sonnige Thal schien Freude und Jubel auszusprechen. „Nun wollen wir Ihnen zeigen, wie der Main auf der anderen Seite den Berg umspült," sagte Eulalia, indem wir wieder die Mitte des Berges überschritten, und drüben an den Abhang kamen. Sehen Sie, dort kommt er zwischen den Bergen herein, hält sich ganz an den Fuß des unserigen, wie im vorderen Thale, um ihn auf drei Seiten zu umschließen, so daß dieser Berg nur durch eine schmale Stelle mit den übrigen zusammenhängt. Würde diese Stelle durchgraben, so ständen wir auf einer Insel."

Ich war überrascht, nicht sowohl von dem Laufe des Flusses, der von dem starken Vorsprunge des Ber-

ges bedingt war, als vielmehr von dem Gegensatze den dieses kleine Thälchen mit dem vorderen Thale bildete. Es lag ganz im Schatten unseres Berges. Hier wuchs kein Wein, nur Wiesen und Wald kleideten es aus, deren Grün dunkler schien, als in sonnigeren Gegenden; selbst das Laub war noch weniger bunt in diesem Schattenthale. Tiefe Stille herrschte. Obgleich unten in dem Winkel ein kleines Dörfchen zwischen Berg und Fluß sich hineingeschmiegt hatte, und diesem gegenüber auf einem vorspringenden Hügel ein zweites kühner an diesem hinaufgebaut lag, oben mit einer kleinen Kirche gekrönt, so war doch kein menschliches Wesen zu sehen. Wer nicht zu Hause beschäftigt war, hatte wohl im Weinberge des vorderen Thales Arbeit genommen. Der Eindruck des Thälchens war dennoch durchaus nicht düster, sondern nur der tiefer Ruhe und Einsamkeit. In weiten Kreisen schwebte ein Fischadler über dem Thale; sie immer enger ziehend, senkte er sich langsam tiefer, bis er plötzlich niederschoß und von der Oberfläche des Wassers einen Fisch erfaßte, der sich zu weit herauf gewagt hatte. „Wie dauert mich der Fisch,“ sagte Henriette, mit ihrem schwärmerischen Auge dem Adler folgend, der sich mit seiner Beute langsam über die Berge schwang. „Aufsteigend aus der kalten, finsteren Tiefe, wollte er das Licht der Sonne trinken, da kam der fliegende Räuber, ihn zu morden!“

„Weinst Du, Henriette?“ fragte neckend Ludwig, sie schien es nicht zu hören. Vertieft in den Anblick des stillen einsamen Thales rief sie aus: „In diesem

grünen Thale möchte ich wohnen, wie lieblich muß es hier seyn, fern von dem gemeinen Treiben der Welt, nur sich selbst zu leben!" — „Das scheint mir doch erchт selbstsüchtig, Henriette," entgegnete Eulalia, „Du meinst doch wohl nicht, daß man bloß für sich leben soll, wir sind ja für Gott geschaffen, und für ihn müssen wir leben, und zwar an dem Orte, wo er uns haben will."

„Nun ja, freilich! aber hier in dieser grünen Umgebung, wo die Vögel das Morgenlied singen, kann man gewiß leichter das Herz zu Gott erheben und von den Himmelsfreuden träumen, ohne durch gemeinen Lärm gestört zu werden." — „Sie lieben die Einsamkeit, Fräulein?" sagte ich. — „O, ungemein! was kann es Süßeres geben, als mit einem schönen Buche in der Hand in diesen grünen Auen zu lustwandeln?"

„Geh, Henriette," sagte Ludwig dazwischen, „wer kann dann sein Leben lang lustwandeln?"

„Nicht wahr, Eulalia," entgegnete sie, „Du hast schon erzählt, daß es früher Einsiedler und Einsiedlerinnen gegeben hat, die ihr ganzes Leben nur mit der schönen Natur zugebracht haben?" — „Mit dem Schöpfer der Natur, willst Du sagen," erwiderte Eulalia, „aber das war kein Lustwandeln, wie Du es meinst, es waren meist recht dornige Wege, die Gott sie führte, um ihre irdische Liebe zu zerstören und die himmlische in ihnen zu entzünden. Diese Wege wären wohl für uns zu schwer zu gehen."

„Wir müssen dem Herrn Assessor die Sage noch erzählen," bemerkte Ludwig, der nur mit Ungeduld

Henriette angehört hätte, „erzähle sie doch, Eulalia, Du weißt sie gewiß am Besten.“

„Hier in der Mitte des Bergwaldes,“ erzählte dieselbe, „stand in alter Zeit ein Schloß, welches zuletzt eine hartherzige Gräfin bewohnte, die den Berg durchgraben lassen wollte, um auf der dadurch gebildeten Insel sicher vor den Armen zu seyn, die häufig bei ihr Almosen forderten. Bei dieser Arbeit drückte sie ihre Unterthanen schwer und hörte nicht auf ihre Klagen, aber die Strafe blieb nicht aus. Als sie einmal mit Gästen zu Tische saß, entstand bei hellem Himmel ein fürchterliches Gewitter, und das Schloß versank mit Allem in die Tiefe.“

„Sehen Sie, Herr Ministerialassessor,“ bemerkte Ludwig, „es wächst auf diesem Platze, wo das Schloß gestanden, weder ein Baum, noch Gras, das ist doch auffallend! Man kann freilich nicht alle Sagen glauben, aber an vielen muß doch etwas Wahres seyn.“

„Viele Sagen knüpfen sich an Geschichtliches an,“ antwortete ich. „Die meisten zeigen, wie diese, einen richtigen, moralischen Sinn und tragen dabei das Gepräge des Volkes, dem sie angehören. Ich liebe sie sehr. Es gibt wohl viele in hiesiger Gegend?“ — „So ziemlich viele,“ sagte Eulalia, „allein sie werden aussterben; man hört sie nur noch in der Schule, d. h. von Schulkindern und von ganz alten Leuten; die Uebrigen nennen sie Aberglauben aus alter, finsterer Zeit und wollen nichts wissen davon. Ich meine eine Zeit, die so schöne Punkte für ihre Schlösser und

Klöster zu finden wußte, könne nicht so finster gewesen seyn. Wie herrlich ist wieder die Lage dieses Schlosses gewesen, von dessen Fenstern man in beide Thäler sah. Alle alte Schlösser und alle Klöster, die ich kenne, es sind freilich nur die in hiesiger Gegend, liegen so schön!"

„Wie viele großartige Zeichen der Gelehrsamkeit, der Kunst, der Frömmigkeit und des Glaubens, hat uns das Mittelalter hinterlassen," fügte ich bei. Ein glänzender Blick aus Eulaliens strahlenden Augen belohnte mich dafür. Freudig rief sie aus: „O, wie froh bin ich, daß Sie dies sagen! Nun darf ich mich doch ruhig meiner Liebe für das Mittelalter überlassen! Mir scheint jene Zeit viel geistiger, als die unserige. Während jetzt Jeder für sich selbst sorgt, während nichts gilt, als was das Leben bequem und angenehm macht, so war man damals fähig, Gut und Blut, Leib und Leben für den Glauben oder einen Gegenstand des Glaubens hinzuopfern. Wie oft bin ich als Kind, jetzt darf ich es freilich nicht mehr, allein auf das alte Schloß gegangen, habe mir ein stilles Plätzchen gesucht und dort von jenen alten Zeiten geträumt, wie wenn jetzt noch Alles so wäre, wie damals; oft habe ich gemeint, die Fräulein müßten aus den Fenstern schauen oder ein Zug von Rittern ausziehen nach dem gelobten Lande, das Grab des Erlösers den Ungläubigen zu entreißen." — „Ja," rief Ludwig begeistert aus, „die Kreuzzüge des Mittelalters waren etwas Herrliches. Eine Schmach ist es für Europa, daß es die heiligen Stätten in den Händen der Un=

gläubigen läßt. Was dem Mittelalter trotz der heldenmüthigsten Anstrengung nicht gelang, zum Theile aus Schuld der treulosen Griechen, die vielleicht gerade deßhalb nun seit Jahrhunderten unter den Türken schmachten müssen; ja, was damals Wunder der Tapferkeit nicht vermochten, das wäre jetzt ein Leichtes für Europa's Fürsten! Und sie thuen es nicht!"

„Wärest Du mitgezogen, Ludwig," fragte Henriette, „wenn wir in jener Zeit gelebt hätten?"

„Ja, gewiß mit tausend Freuden! Das ist etwas Anderes, für eine großartige Idee sein Leben einsetzen, als für den Ehrgeiz eines Fürsten und weil man eine niedere Nummer gezogen." — „Dann hätte ich Dir eine recht schöne Feldbinde dazu gestickt," sagte Eulalia, „und inzwischen für Dich gebetet, und für den Sieg des christlichen Heeres! O, wie oft, wie oft habe ich mir solches vorgestellt, in meinen Träumereien!" — „Wenn er aber nicht mehr zurückgekommen wäre, dann hättest Du es bereut, ihn dazu aufgemuntert zu haben," warf Henriette ein.

„Nein, nein, niemals!" Eulalia erhob sich bei diesen Worten, so, daß ihre Gestalt größer schien; ihr Gesicht glühte, ihre Augen glänzten noch stärker als gewöhnlich. „Welch schönerer Tod kann erdacht werden, als für den Glauben zu sterben!" fuhr sie fort. „Wäre dies nicht auch ein Tod um des Glaubens willen, wie jener der heiligen Märtyrer? Lebten wir in damaliger Zeit, so wäre ich in einem Kloster! Niemand würde mich davon abhalten; dies hätte damals

für Gottesraub gegolten. Dort würde ich mein Leben lang beten für den im heiligen Kampfe gefallenen Freund, obgleich er wohl, nach einem solchen Tode, mein Gebet nicht mehr würde nöthig gehabt haben."

„Ich kann mich nicht zu solcher Höhe erschwingen," erwiderte Henriette, „ich könnte es nicht überleben, wenn Jemand, dem ich gut bin, in den Krieg zöge; bei den vielen Händeln, welche die alten Ritter immer mit einander hatten, war man ja nie sicher, daß Einem nicht Jemand todtgeschlagen würde, den man liebte. Es war doch ein grausames Geschlecht!"

„Welche zarten, lieblichen Gestalten weist neben jenen tapferen Kriegern das Mittelalter auf!" nahm Eulalia das Wort; „wie wunderschön ist die Geschichte der h. Elisabeth von Thüringen! Als Kind von vier Jahren ward sie in einer goldenen Wiege aus Ungarn an den gefeierten Hof auf der Wartburg gebracht, wo sie ganz für ihren künftigen Gemahl und ihren künftigen Beruf als Landesmutter Thüringens erzogen werden sollte. Zwölf Edelfräulein begleiteten sie dahin. Ist nicht dieser Anfang schon herzlich lieb, wie wenn das Christkindchen am Weihnachtsabende es erzählte? Wie ritterlich und zart ist dann die Liebe des jungen Ludwig zu seiner Braut und Gattin; wie schützt er sie gegen die Unbilden seiner nächsten Verwandten; wie rührend ist beider Abschied, als er zum Kreuzzuge ging, und wie herzergreifend Elisabeths Trauer bei der Kunde von Ludwigs Tode in fernem Lande! Und doch ist ihre Hingebung in den Willen Gottes, ihre Entäußerung von Allem, woran das Menschenherz

hängt, noch bewunderungswürdiger! Solchen Beispielen zartester Liebe bei wahrer Seelengröße begegnet man vielen in der Geschichte des Mittelalters."

„Es war großartig im Glauben, wie in der Liebe, daher diese heldenmüthigen Opfer der Einzelnen, wie ganzer Geschlechter! daher die Denkmäler jener Größe, die wir noch jetzt bewundern," sagte sich. — „Wie danke ich Ihnen, für diese Aeußerung," erwiderte Eulalia freudig; „Niemand als Ludwig stimmt hier mit mir überein. Nun bin ich überzeugt, daß ich Recht habe, und mich auch künftig am Mittelalter erfreuen darf."

„Es war aber doch viel Grausamkeit im Mittelalter," entgegnete wieder Henriette, „ich habe schon gräßliche Rittergeschichten gelesen."

„Freilich, Romane," sagte Ludwig, „da schreibt Jeder, was er will und weil er zugibt, daß es erfunden ist, so kann ihm Niemand vorwerfen, daß er lüge." — „Wir wollen zugestehen," bemerkte ich, „daß man damals weniger verfeinert war, als jetzt; Manches erscheint uns grausam, was das damalige Gefühl nicht so fand. Ein Heldengeschlecht schaudert nicht vor Schmerzen und Tod, welchen es sich auszusetzen so oft genöthigt war. Inzwischen auch das Mittelalter hat seine Schattenseiten, wie jede andere Zeit, und wo Großartigkeit im Guten ist, da findet sie sich wohl auch im Schlechten. Indessen, verfeinerter Betrug, übertriebene Genußsucht, engherzige Selbstsucht, Versunkenheit in irdisches, weltliches Treiben gehören unserer vielgepriesenen Zeit an. Doch, ich glaube, wir

müssen an den Rückweg denken, das Schießen läßt nach, viele Weinberge sind schon leer."

„Wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist," sagte Ludwig, „so könnten wir durch die Schlucht hinabsteigen, welche der Anfang des Durchstiches der geizigen Gräfin seyn soll. Eulalia kann ganz gut hinabklettern, Henriette will ich führen, die könnte sonst fallen."

Ludwig ging mit Henriette voraus, ihnen folgte Eulalia; ich hielt mich der letzte, denn ich wollte meine Ungeschicklichkeit nicht bloßstellen. Leicht, wie ein Reh, hüpfte Eulalia von einem Felsen zum andern und bog dabei dem dazwischen wachsenden Gestrüppe geschickt aus. Eben so gewandt führte Ludwig die furchtsame Henriette, die mehrmals laut aufschrie, wenn eine Kröte oder ein Regenmolch, durch den ungewohnten Besuch aufgeschreckt, über die Steine hüpfte. Einmal behauptete sie, eine Schlange gesehen zu haben und war fast nicht mehr weiter zu bringen, bis die Vorstellung bei ihr Eingang fand, daß durch längeres Verweilen diese Thiere aus ihren Schlupfwinkeln herauskommen würden, und wir keinenfalls hier bleiben könnten, worauf sie zitternd weiter ging. Die Schlucht war sehr eng und schien die Sage, daß der Berg hier hätte durchgraben werden sollen, zu bestätigen. Ein spärliches Wässerchen fiel von Stein zu Stein herunter. Ludwig erklärte, es sey dies Wasser nur von dem Regen der vorigen Tage, sonst sey die Schlucht trocken. Ich hatte viele Mühe, mich durchzuwinden und mehrmals mußten die Hände aushelfen, wo die Füße nicht

fest stehen konnten. Endlich waren wir im Thale angekommen. Die Schlucht hinaufblickend schien es mir unmöglich, hier durchgekommen zu seyn; scharfkantige Felsen starrten überall hervor, und dazwischen so dichtes Dorngestrüppe, daß kein Durchgang zu sehen war.

Die Sonne, welche wir auf dem Berge noch hell leuchten sahen, fanden wir, unten angekommen, hinter den jenseitigen Berg hinabgesunken, so daß es im Thale fast schon dämmerte. Es war nun bedeutend ruhiger in der Gegend geworden. Die Weinberge waren größtentheils verlassen; nur der Weg zur Stadt und der Fluß waren belebt durch die mit den Trauben heimkehrenden Leser, die noch nicht müde waren, zu schießen und zu jauchzen. Wir hatten eine kleine Strecke über den Rasen zu gehen bis zu dem Weinberge des Herrn Hofkammerrathes, wo wir eine größere Gesellschaft vorfanden, als wir verlassen hatten. Aus dem benachbarten Weinberge waren die Bekannten hier versammelt, wobei ich diejenigen von der Landpartie nach der Karthause, welche ich bis jetzt noch nicht gesehen hatte, auch vorfand. Die Gesellschaft war sehr belebt, theils wegen des guten Ausfalles des Herbstes, theils in Erwartung einer Ueberraschung, zu welcher der Hauptmann Hahn den ganzen Nachmittag auf einer höheren Terrasse die Vorbereitungen getroffen hatte. Die meisten der Gesellschaft hatten noch nie ein derartiges Schauspiel gesehen und ergingen sich in Vermuthungen, was wohl aus den papiernen Rädern und Stäben werden sollte. Der Graf und der Baron

waren mit dem Hauptmanne noch beschäftigt, das Ganze zu vollenden und Cornelia schien sich nicht von ihnen trennen zu können. Wir sahen sie auch auf der Terrasse hin- und hereilen, die einzige Dame bei den Offizieren, und scheinbar mithelfen, obgleich es wahrscheinlich das erste Feuerwerk war, das sie sah. Ihr Benehmen entging nicht dem Tadel der Frauen, und Worte wurden vernommen, zu demüthigend für Cornelia, als daß sie nur dieselben für möglich gehalten hätte. Niemand aber mochte es auf sich nehmen, sie an das Unziemliche ihres Benehmens zu erinnern.

Die Herren umringten mich und wollten wieder Neues aus der Residenz hören und mir ihre Wünsche an's Herz legen, wie sie es im Sommer gethan. Es ward jener Landpartie mit allen ihren Einzelheiten gedacht und die Frau Hofkammerräthin wegen ihrer heroischen Rettung des Weines geneckt. So verging rasch die kurze Zeit bis zur größten Dunkelheit. Ich sah mich nach Eulalia um und gewahrte den Accessisten an ihrer Seite; Ludwig zugleich auf der anderen Zischend stieg eine Rakete empor, als Zeichen des Anfanges des Schauspieles. Mit Staunen und mit Jubel wurde sie begrüßt. Pistolenschüsse antwortete ihrem Zischen. Die Musik, welche sich in das am Ufer liegende Schiff begeben hatte, spielte einen schmetterden Tusch. Aller Blicke waren auf die obere Terrasse gerichtet; der Hauptmann Hahn hatte die Schwefelfäden angezündet und stand in sicherer Ferne mit den Offizieren und Cornelia.

Wie es so oft bei Feuerwerken geht, daß sie nicht

losgehen wollen, so wurde auch diesmal die Geduld der Zuschauer auf die Probe gestellt. Cornelia konnte nicht länger mehr warten, sie lief hinzu, obgleich die drei Offiziere ihr zuriefen zurückzubleiben. In dem Augenblicke, als sie vor dem Rade stand, vielleicht durch den Luftzug ihres Herbeieilens beschleunigt, ging es zischend und krachend los. Das Mädchen stand wie in einem Feuermeere. Ihre Haare brannten. Schreiend lief sie gegen die Offiziere, von welchen die beiden jüngeren Offiziere vor der brennenden Gestalt zurückwichen; der Hauptmann Hahn jedoch, schnell besonnen, drückte ihr seinen Hut über das in Flammen stehende Haupt und erstickte schnell den Brand. Dies Alles war das Werk eines Augenblickes. Natürlich waren wir sogleich Alle dazu geeilt und bemerkten zu unserer Beruhigung, daß die Zerstörung des Feuers sich auf die Locken beschränkt hatte, das Gesicht war kaum verletzt.

Ein zufälliger Blick auf den Fluß ließ mich einen kleinen Nachen wahrnehmen, der eilig dem gegenüberliegenden Ufer zugerudert wurde. „Ist das nicht Fräulein Eulalia, die den Nachen lenkt?" fragte ich erstaunt die Hofkammerräthin. — „Ja wohl," antwortete diese, „sie fährt mit Ludwig und Karl eilig nach dem Dorfe, wo sie bei unserer Näherin Watte zu erhalten denkt, um sie auf Cornelia's Brandflecken zu legen."

Meine Blicke folgten ihr, die ruhig im Nachen saß und mit einem Ruder denselben geschickt lenkte, während die Knaben vornen die Ruder zogen, so daß

das kleine Fahrzeug in einigen Minuten die Breite des Flusses überflogen hatte.

Cornelia geberdete sich, wie wenn sie das größte Unglück betroffen hätte und statt dem Hauptmann für ihre Rettung zu danken, warf sie ihm vor, er habe ihr Unglück veranlaßt durch das Feuerwerk, welches nicht gut angeordnet gewesen sey. „Hätten Sie gefolgt, Fräulein Cornelia," antwortete er ihr heftig, „so wäre Ihnen nichts geschehen. Warum konnten Sie nicht abwarten, bis es losging?" — „Du bist undankbar, Cornelia," sagte die Hofkammeräthin, „wäre der Herr Hauptmann nicht so besonnen gewesen, so hättest Du jetzt vielleicht den schmerzhaftesten Tod zu erwarten. Denn durch Dein schnelles Davoneilen fachtest Du die Flamme immer mehr an."

Eulalia kam bald vom Dorfe zurück und legte die Baumwolle auf Cornelia's Brandflecken; allein ungeduldig, wie sie nun war, litt sie sie nicht. „Das vermehrt ja nur den Schmerz," rief sie aus, „und bringt mir doch meine Locken nicht zurück." Als Eulalia sie trösten wollte mit der Vorstellung, es sey doch noch ein Glück, daß sie nicht stärker verletzt sey; im Vergleiche mit dem Unglücke, das ihr gedroht habe, könne sie den Verlust der Locken leicht verschmerzen, fuhr sie wüthend auf: „Ja, wenn ich in's Kloster gehen wollte, wie Du, da brauchte ich freilich nicht zu klagen! aber ich habe keine Ursache mich hinter dumpfen Mauern zu verschließen und bin nun entstellt zum Spotte der Menschen." — „Die Haare wachsen bald wieder, Fräulein Cornelia!" sagte schüchtern der Accessist.

„Jetzt will ich meine Locken," schrie sie, „wenn ich alt bin, kann ich eine Haube tragen; aber jetzt brauche ich sie! O, es ist zum Verzweifeln!"

„Erlauben Sie, mein Fräulein," sagte ihr der Graf, „daß ich Sie aufmerksam darauf mache, daß nichts im Stande ist, Ihre unvergleichliche Schönheit zu trüben, im Gegentheile, jede Aenderung in Ihrem Aeußern zeigt Sie in einem neuen Glanze." Obgleich Cornelia gegen die beiden Herren, die so feig sie im Stiche gelassen, aufgebracht war, blieb sie doch nicht unempfindlich gegen diese grobe Schmeichelei, wodurch der Oberlieutenant ermuthigt wurde, ihr zu sagen: „Wäre Ihnen dieses Unglück in Paris geschehen, mein Fräulein, auf Ehre, alle Damen würden ihre Haare abschneiden, und das nächste Modejournal brächte der erstaunten Welt die Nachricht von der Niederlage der Damenlocken."

Cornelia schien sich durch derartige Trostgründe beruhigen zu lassen. Es war indessen Nacht geworden und Alle mahnten zum Aufbruche. Von dem Feuerwerke hatte Niemand etwas gesehen, als die Jungen, welche Cornelia's Unglück nicht beachteten und sich fortwährend von dem nie gesehenen, herrlichen Schauspiele unterhielten. Ich verglich in meinen Gedanken unwillkürlich Cornelia am heutigen Abende mit ihr an jenem Sommerabende, wo sie das Diadem von Leuchtkäferchen trug, deren sanftes, unfühlbares Licht ihre Schönheit so sehr hervorhob, daß selbst der Ausdruck des Schmerzes und der Angst derselben keinen Abbruch zu thuen vermochten. Heute trug sie eine zerstörende

Flammenkrone und was auch die Schmeichelei ihr sagen mochte, der Schmerz, der unbändige Zorn, die leichten Brandflecken und der Verlust der Haare entstellten sie. Damals war sie ein fröhliches, leichtsinniges, eitles, aber doch immer noch kindlich unschuldiges Mädchen: heute war nichts Kindliches mehr in ihrem Benehmen, keine jungfräuliche Zartheit in ihrem Auftreten; sie hatte die Grenzen der Weiblichkeit überschritten. Armer Eduard! — Ich dachte dann an Eulalia, die sich in den wenigen Momenten geistig und körperlich so schön entwickelt hatte. Wie erhaben ist ihre Weltanschauung, wie klar ihr Urtheil, wie fest ihr Wille für das Gute, wie rein und unschuldig ihr ganzes Wesen! ihre Geistesbildung verdankt sie einzig der Religion, welche an diesem Kinde ihre veredelnde Kraft beweist. Wie glücklich wäre ich, wenn Eulalia . . . .

Wir stiegen in ein großes Schiff, welches einige Weinbergsnachbarn zusammen gemiethet hatten, um die Trauben in großen Holzgefäßen nach Hause zu den Keltern zu fahren. Es war dies die letzte Fahrt, für diesen Abend, zu welcher alle Bekannte sich einschifften und wie es eben gehen wollte, Platz nahmen. Vornen im Schiffe pflanzten sich die Jungen mit ihren Schießgewehren auf, um bei der Heimfahrt die letzten Freudenschüsse dieses Tages abzufeuern; denn Alles war jetzt still in der ganzen Gegend, wir hatten uns am längsten aufgehalten. Am Ende des Schiffes saßen die Musikanten und spielten was sie wußten. Cornelia saß zwischen den beiden Offizieren, die sich bemühten,

ihr den Unfall und ihr eigenes feiges Benehmen dabei vergessen zu machen. Ich sah Eulalia neben ihrer Tante und setzte mich zu ihr. Der Hauptmann Hahn nahm an meiner Seite Platz. Er war noch verstimmt über Cornelia's Benehmen gegen ihn und sagte mir in's Ohr: „Heute hat sie sich die Locken verbrannt, aber der Schmetterling wird noch die Flügel verbrennen! Ich sehe es schon kommen, der heutige Unfall war nur das Vorbild."

„Schade um so viel Schönheit!" antwortete ich, „wenn das Mädchen eine sorgfältige Erziehung erhalten hätte, daß ihre Geistesbildung der Vollendung ihres Körpers gleich käme, welch' Ideal wäre sie!" — „Das Unglück wird sie bilden!" war die bittere Antwort des Hauptmannes. Eulalia war still und ernst; auf mein Befragen sagte sie mir, daß sie sehr erschrocken sey über Cornelias Unfall; als sie dieselbe in hellen Flammen habe in größter Schnelle laufen sehen, sey sie von ihrem Tode überzeugt gewesen, und dies habe sie so erschreckt. Ich theilte ihr meine Bewunderung mit über ihre Schifferkunst. „O, das ist nichts," antwortete sie, „das können hier, wo man den Flüssen so nahe ist, fast alle Mädchen. An den warmen, hellen Sommerabenden fahren wir oft auf dem Wasser spazieren und singen dabei. Die kleinen Nachen gehen so leicht und der Main hat so wenig Fall, daß das Rudern nur geringe Anstrengung kostet. Ich habe große Freude an solchen Fahrten ohne Schiffer." Die Frau Hofkammerräthin ergoß sich in Tadel über Cornelia, worin die anderen Frauen flüsternd einstimmten.

Man kann sie nicht mehr einladen, war das Urtheil von Allen, sie paßt nicht mehr zu wohl erzogenen Töchtern.

Es war nun völlig Nacht geworden, weder Mond noch Sterne schienen, der Nebel lag feucht und kalt über dem Wasser, so daß wir alle Verwahrungsmittel gegen die Kälte hervorholten. Es wurden im Schiffe Fackeln angezündet und von den Männern über den Schiffsrand hinausgehalten. Das brennende Pech tropfte in die Wellen, zischend berührte es das Wasser, brannte noch auf demselben schwimmend, bis das feindliche Element es verschlang. Die rothe Gluth und der dicke Qualm der Fackeln ließen uns nichts außerhalb des Schiffes erkennen, wogegen dasselbe vom Ufer aus durch den dichten Nebel gesehen, eine schaurige Wirkung gemacht haben muß. Nicht ganz im Einklange hiemit spielten die Musikanten friedliche Lieder, wie z. B. „Willkommen, o seliger Abend," und „O wie wie wohl ist mir am Abend, mir am Abend." Nachdem sie einige Tacte gespielt hatten, fingen sie erst einzelne Stimmen an mitzusingen, dann mehrere und endlich sang Alles mit, was eine Stimme hatte. So kamen wir singend, schießend, leuchtend in Wartberg an, ohne daß wir irgend etwas von der Stadt bemerkten, ehe wir gelandet waren. Ich hatte schon während der Fahrt Eulalia mein Bedauern ausgesprochen, daß ich am nächsten Morgen schon wieder abreisen müsse; sie antwortete mir unbefangen, daß es ihr sehr leid sey, daß sie wünsche, mich öfters sprechen zu können, da es ihr so viel Trost und Befriedigung ge-

währe. „Wann darf ich wiederkommen?“ fragte ich sie scherzend. „Ich werde mich allezeit freuen, wenn ich Sie kommen sehe, sowie mir Ihr Gehen jetzt leid ist.“

Beim Abschiede verlangten Alle, ich solle gleich meine nächste Ankunft festsetzen. Da ich über die Zeit zweifelhaft war, so sagte einer der Herren: „Ei kommen Sie auf den Neujahrsabend, da geht es auch immer lustig hier zu.“ Ich versprach es gerne, denn ich wußte jetzt ganz genau, was mich nach Wartberg zog. Zwei der Jungen, Ludwig und ein anderer, führten mich mit ihren Fakeln leuchtend nach meinem Gasthause, das ich in der tiefen Dunkelheit nicht leicht gefunden hätte, da wir an einer mir unbekannten Stelle gelandet waren. Hier erwartete mich Eduard in tiefem Kummer. Meine Theilnahme an seinem Schmerze war um so inniger, als meine wachsende Neigung zu Eulalia mich sein Leid mehr beurtheilen ließ. Ich erinnerte ihn an meine frühere Warnung und er gestand mir, daß er wünsche, damals meinen Rath befolgt zu haben. „Ich rathe Dir nochmals, reiße Dich los, bewirb Dich um Versetzung von hier; Du kannst mit ihr nicht glücklich werden. Wenn Du sie heute Abend gesehen hättest, Du würdest leichter von ihr scheiden.“ So sprach ich ihm zu, bis er einwilligte und mir auftrug, seine Eingabe um Versetzung in Karlsruhe zu unterstützen; er wolle sie ungesäumt machen, koste es ihm auch noch so viele Ueberwindung. Er wünschte an die reizenden Ufer des Bodensees zu kommen, weit entfernt von Wartberg, wo eine andere

Natur, andere Menschen, andere Mundart, andere Sitten ihn losreißen sollten, von seinen seitherigen Wünschen; wo die großartige Natur am geeignetsten wäre, die Lücke in seinem Herzen auszufüllen. So schieden wir von einander in später Nacht.

Ich sah hinaus in den Nebel; es war tief dunkel, aber in meiner Seele war es klar, was ich wollte, was ich wünschte, nur wußte ich nicht, was ich hoffen durfte. Auf dieser Seite war meine Zukunft so dunkel, wie die Nacht. Wenn ich aber an die Erfüllung meiner Wünsche dachte, dann stand meine Zukunft in heller Mittagssonne, und mit diesem Gefühle begab ich mich zur Ruhe. Am anderen Morgen fuhr ich im Nebel eingehüllt durch das Thal, nichts von dem Städtchen, nichts von der Gegend wahrnehmend, zu einem wenige Stunden entfernten Freunde. Die Zeit meiner einsamen Fahrt verkürzte ich mir mit der Berechnung der Tage bis zu meinem nächsten Besuche in Wartberg.

III.

Ein Wintertag.

Der Winter mit Schnee und Eis war eingetreten, in der Residenz fast nur bemerkbar durch die Unannehmlichkeit des nothwendigen Einheizens und durch die vielen Ankündigungen und Einladungen zu Bällen, Concerten, Soiréen, Kränzchen und sonstigen Zeittödtern, bestimmt die langen Abende auf die angenehmste Weise wegzustehlen Denjenigen, welche nicht wissen, wozu ihnen die Zeit dienen soll.

Von Wartberg hatte ich lange nichts gehört. Eduard war auf seinen Wunsch an den Bodensee versetzt worden und suchte dort im Drange eines neuen Geschäftslebens, sowie im Genusse der großartigen Natur, Heilung seines verwundeten Herzens.

Hatte ich auch lange nichts von Wartberg gehört, so war ich doch mit meinen Gedanken sehr oft in jenem kleinen Städtchen; die Tage bis zum 30. December hatte ich gezählt und jeden Abend einen abgerechnet. So war er allmälig nahe gerückt und ich bereitete mich zur Abreise. Da ich es die beiden vorigen

Male mit dem Postwagen und dem Einspänner schlecht getroffen hatte, so wollte ich diesmal vorsichtiger seyn und nahm einen bequemen, gut verschließbaren Wagen mit zwei starken Pferden von einem der ersten Miethkutscher der Stadt. Am frühen Morgen fuhr ich ab. Die Nacht war kalt. Ein Meer von Sternen funkelte am Himmel, in einem Glanze, wie wir ihn nur in kalten Winternächten sehen. Das eigenthümliche Klingen beim Fahren, wie Glasglocken, das Zeichen großer Kälte, ließ sich hören. Ein dicker Mantel und ein guter Fußsack schützten mich. Wenn der Wagen anhielt, sah ich hinauf in dieses wunderschöne Sterngeflimmer und je länger ich hinauf sah, je mehr Sterne glaubte ich zu sehen, hinter den vordern wurden immer neue sichtbar, in's Unendliche. Ein Gefühl der unbegrenzten Größe und Allmacht Gottes drückte mich in das Nichts herab. So viele Welten ziehen ihre Bahnen, wohl jede von Millionen Geschöpfen bewohnt — welch undenkbare Zahl! Die Erde, eine der kleinsten dieser Welten, und auf dieser Erde ich! Was bin ich? Ein Sonnenstäubchen im Verhältnisse zu diesen Welten! Ich sah mich in unendlicher Nichtigkeit. „Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest? und was ist des Menschen Sohn, daß Du Dich seiner erbarmest?" Tief empfand ich die Wahrheit dieses biblischen Spruches. Einzig Gottes Erbarmung ist es, die dem Menschen Werth und Würde gibt. Gottes Liebe, welche es nicht verschmähte, menschliche Natur mit der göttlichen zu vereinigen, hat dadurch dem Menschen eine Würde gegeben, die kein anderes Ge-

schöpf besitzt. O, daß wir doch allezeit unserer eigenen Nichtigkeit und dieser uns verliehenen Würde eingedenk wären!

Die Sterne erbleichten, aber die Sonne kam nicht zum Vorschein. Der Himmel überzog sich mit einfarbigem Grau. „Wir werden Schnee bekommen," rief mir der Kutscher herein, als er abstieg, um bei einem kleinen Abhange den Radschuh einzulegen. „Der Wind hat sich gedreht, es ist nicht mehr kalt. Wenn wir nur noch durch die Hohlwege kommen, ehe es einen tiefen Schnee legt, sonst geht es uns übel." — „Du mußt nun um so schneller fahren, daß wir dem Schnee zuvorkommen," antwortete ich ihm.

Es währte nicht lange, so kamen erst kleine einzelne Flöckchen, da aber die Luft schnell wärmer wurde, so fielen sie immer größer und bald war der Boden ringsum weiß bedeckt. Noch waren wir weit von den Hohlwegen und die Pferde zogen schon schwerer durch den Schnee. Einzelne Windstöße fegten die Flocken an erhöhten Stellen weg und häuften sie wo irgend ein Anhalt zusammen. Ich sah eine Zeit lang dem Spiele des Windes mit den Schneeflöckchen zu, die sich als herrliche Sternchen von großer Mannichfaltigkeit an meine Wagenfenster hingen und daran zerschmolzen; dann in die Wagenecke zurückgelehnt überließ ich mich meinen Gedanken, die vorauseilten über Schnee, Hohlweg, Berg und Hügel, um in Wartberg zu verweilen bei der lieben, lieben Eulalia! Wird sie mich erwarten? Wird meine Ankunft sie freuen? Ihr Wunsch ist in's Kloster zu gehen; darf ich etwas Anderes

wünschen? Aber sie klagte ja, daß sie keine Hoffnung habe, ihr Ziel zu erreichen, daß sie gar nicht davon sprechen dürfe. Wenn sie auch ihrem Wunsch entsagen müßte, wäre dadurch schon mein Wunsch erfüllt? Sie sprach freundlich und gerne mit mir; ihre Bekannten erklärten dies als etwas ganz Ungewöhnliches, es ist wahr; aber sie sprach so unbefangen, als ob an ein näheres Verhältniß gar nicht zu denken wäre.

Unter diesen Gedanken verfloß die Zeit rasch, ohne daß ich bemerkte, daß der Wagen immer langsamer sich fortbewegte, bis sein gänzliches Stillstehen mich aus meinen Träumen weckte. Wir waren an den Hohlwegen angelangt; die Pferde dampften und waren schon jetzt äußerst ermüdet, während die größte Anstrengung noch bevorstand. Der Schnee war in den Hohlwegen mehrere Fuß hoch zusammengeweht. Um den Wagen zu erleichtern stieg ich aus und ging oben am Rande des Weges, wo der Schnee weggeweht war. Mit der größten Mühe arbeiteten sich die müden Thiere durch. Auf der offenen Straße ging es wieder etwas leichter. Ich war gezwungen, mich wieder einzusetzen, weil der Schnee stärker fiel und auf dem ebenen Wege ihm weniger auszuweichen war, so daß ich bald durchnäßt wurde. So kamen wir mühsam an den zweiten Hohlweg, wo indessen der Schnee noch höher zusammengehäuft war. Wir konnten voraussehen, daß wir nicht hindurch kämen, indessen mußten wir es doch versuchen, da weder ein Dorf in der Nähe, noch ein Mensch zu sehen war, den man nach Vorspann hätte schicken können.

Langsam, — bei jedem Schritte mußten die Pferde angetrieben werden, — fuhren wir in den Hohlweg ein; aber nicht lange, so waren die Pferde nicht mehr weiter zu bringen. Sie standen bis an den Leib im Schnee und ermattet, wie sie waren, konnten sie den Wagen nicht mehr weiter bringen. Nach einigem Ueberlegen spannte der Kutscher aus, welcher in großer Sorge war, die erhitzten Thiere möchten im Schnee steckend krank werden und beschloß, mit ihnen in den nächsten Ort zu reiten, um Vorspann zu holen. Ich blieb unterdessen im Wagen. zu beiden Seiten durch die steilen und hohen Wände des Hohlweges aller Aussicht beraubt, konnte ich nur geradeaus sehen, wie immer mehr der Weg sich mit Schnee füllte. Ich war in einer eigenthümlichen Lage: immer mehr häufte sich der Schnee um meinen Wagen herum auf, da derselbe ihm als Schutz gegen den Wind diente, wodurch ich ganz von der übrigen Welt abgeschlossen ward. Ich dachte an einzelne Häuser in hohen Gebirgen, die oft gänzlich eingeschneit werden, so daß ihre Bewohner wochenlang ohne alle Verbindung mit der Außenwelt sind. Auch die alten Einsiedler beschäftigten mich, abgeschlossen von allen Menschen, im Winter auch wohl nur auf ihre Hütte beschränkt, lebten sie viele Jahre in glücklicher Zufriedenheit, während mir die kurze Zeit, welche ich hier ausharren mußte, unendlich lang erschien. Sie waren nicht vereinsamt, denn sie waren in der Nähe Gottes, zu dem sich ihre Seele in ungestörtem Fluge in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt erheben konnte. Aber wie schwer wird uns geschäftigen

Alltagsmenschen ein solcher Aufschwung, und wie bald sinken wir ermattet zurück!

So saß ich lange in Gedanken verloren, bis Schellengeklingel mir angenehm entgegentönte. Ich konnte zuerst nur eine Wolke von Schnee entdecken, die auf den Hohlweg zukam, durch welche ich dann in größerer Nähe sechs dampfende Pferde vor einem Bahnschlitten erkannte? Letzterer war mit jungen Landleuten besetzt, welche laut aufjubelten, als sie das Ziel ihres Weges, meinen im Schnee begrabenen Wagen erblickten. Vor dem Hohlwege hielten sie die keuchenden Rosse an, und von dem vorderen Sattelpferde schwang sich ein junger stämmiger Bursche gewandt herunter, der, obwohl vielleicht der jüngste unter allen, geschickte Anweisungen gab. Der Schlitten wurde aus der durch ihn eröffneten Bahn geschafft, die Pferde ab und vor meinen Wagen gespannt, welchen die vereinten Kräfte der sechs Rosse, unter dem antreibenden Geschrei der munteren Burschen, aus dem Hohlwege zogen. Hier stieg ich aus, meinen Befreiern zu danken.

„Ei, das ist ja der Herr Ministerialassessor!“ rief der Anführer der jungen Leute und eilte auf mich zu, mir die Hand zu geben. „Konstantin, sind Sie es wirklich? ich erkenne Sie ja kaum wieder, so groß und stark sind Sie geworden!“ antwortete ich. „Wie finde ich Sie hier in dieser Jahreszeit, weit von Wartberg?“ — „Ich glaube gerne, daß Sie sich wundern,“ antwortete er; „ich aber bin sehr froh, Wartberg mit seinem langweiligen Gymnasium hinter mir zu

haben. Jetzt bin ich in meinem Elemente!“ — „Sie müssen sich nun zu mir in den Wagen setzen und mir erzählen,“ sagte ich ihm, denn ich freute mich, einen Wartberger zu sehen, der mir von dem lieben Städtchen erzählen und den ich über Eulalia ausfragen konnte, ohne ihm aufzufallen. Ueberdies mochte ich das Naturkind wohl leiden.

Konstantin folgte meiner Aufforderung, obgleich er offen gestand, daß er viel lieber nach Hause geritten wäre. Mein Kutscher spannte nun seine Pferde wieder vor meinen Wagen, die vier übrigen zogen den Bahnschlitten mit den lustig singenden Burschen vor uns her, und rasch kamen wir nun, unter fortwährendem Schneegestöber auf der vom Schlitten gebauten Bahn, in den nächsten Ort, Konstantins neue Heimath. Derselbe erzählte mir unterwegs, daß kurz nach meiner letzten Abwesenheit in Wartberg Prüfung gewesen, wobei er sehr schlecht bestanden sey, weßhalb er nicht in die nächste Classe vorrücken durfte. Seine Eltern gaben auf Dieses seinen oft wiederholten Bitten nach, ihn Landwirth werden zu lassen, da sie seiner Erklärung, daß er durchaus in den Büchern nichts lernen könne, Glauben schenkten. Sie gaben ihn dem Gutsverwalter im Rothhof in die Lehre, wo er sich äußerst glücklich fühlte. Ich fragte ihn, ob er denn hier gar nichts mehr aus Büchern lernen müßte, worauf er antwortete: „Im Anfange sollte ich allerdings lernen, aber als der Verwalter sah, daß mir das Vieh lieber war als die Bücher und daß ich ihm durch meine

Arbeit einen Knecht ersparte, da ließ er mich in Ruhe mit dem Lernen."

Wir hatten gerechnet, zu Mittag hier anzukommen, nun ging es aber schon gegen Abend. Obgleich ich *schon* Erfahrungen in Betreff ländlicher Wirthstafeln gemacht hatte, die nicht überladen waren, so mußte ich doch nach der langen Fahrt vom Morgen bis zum Abend, gezwungen nach einer Art Mittagessen fragen und wurde diesmal, wo meine Erwartungen so gering waren, besser befriedigt als früher. Was ich in der Stille erwartet hatte, trat nun ein; der Kutscher erklärte, mit dem schweren Wagen im Schnee nicht weiter zu kommen; der Wirth und einige Landleute stimmten bei. Was war nun zu thuen? Ersterer bot mir einen Schlitten mit frischen Pferden an, da der Kutscher versicherte, die seinigen seyen so ermüdet, daß sie heute nicht mehr weiter könnten. Ich mochte nun wollen oder nicht, wenn ich nach Wartberg wollte, so mußte ich einwilligen; doch verlangte ich zuerst den Schlitten zu sehen. Sein Anblick benahm mir nun freilich alle Lust, auf diese Weise weiter zu kommen. Der Schlitten bestand lediglich aus einem Brette auf zwei Schlittenläufen, auf dem man rücklings sitzen mußte, ohne allen Schutz gegen die Kälte und den Schnee. Wie hängt des Menschen Laune so sehr von Kleinigkeiten ab! Der Anblick dieser Weiterbeförderungsmaschine brachte mich ganz außer Fassung. Gerade zur rechten Zeit kam nun Konstantin mich einzuladen, mit ihm auf dem Schlitten des Verwalters nach Wartberg zu fahren, wohin er wegen eines Ge-

schäftes müsse und bis den Neujahrstag bleiben dürfe. Dankbar nahm ich dieses Anerbieten an, bedeutete meinem Kutscher, seine Pferde gut zu pflegen und bereit zu seyn, bei meiner Rückkunft von Wartberg sogleich weiter zu fahren.

In einer Viertelstunde saß ich auf einem bequemen Schlitten, der mit zwei guten Pferden bespannt war; die, angetrieben durch Konstantin, unter lustigem Schellengeklingel über den Schnee dahin eilten. Konstantin saß hinter mir, ich konnte auf diese Weise leicht mich mit ihm unterhalten. Hatte er mir bei der vorhergehenden Fahrt durch die Erzählung seiner jüngsten Geschichte nicht Zeit gelassen zu fragen, was ich gerne erfahren hätte, so ergriff ich jetzt desto kräftiger das Wort, um, wenn auch auf Umwegen an's Ziel zu gelangen, das heißt: von Eulalia zu reden und von ihr zu hören.

Ich fragte zuerst nach Cornelia: „Sie ist Braut," sagte Konstantin. — „Braut, mit Wem?" — „Nun, das können Sie sich leicht denken, wenn Sie sich erinnern, wie sie sich im Herbste nur mit den Offizieren unterhalten hat. O, sie ist hochmüthig! Unser Einen sieht sie gar nicht mehr an. Ich glaube, sie schämte sich, wenn ich sie anredete. Aber sie wird noch gedemüthigt werden, das stolze Ding! Sie ist zwar des Grafen Braut, aber ich wollte Alles wetten, daß er sie nicht heirathet."

„Also des Hauptmanns Graf von . . . Braut ist sie? Je nun, warum sollte er sie nicht heirathen? sie ist jung, schön, reich." — „Ja, aber zur Gräfin macht

er sie doch nicht," fiel mir Konstantin in's Wort. „Ich habe gesehen, daß er sie auslachte, als sie im Herbste bei dem Feuerwerke die Haare verbrannte und so albern darüber jammerte. Da bedauerte sie der Graf über die Maßen, als sie aber auf die andere Seite sah, stieß er den Baron an und sie lachten zusammen. Das hat freilich Niemand gesehen, als ich; aber ich bin auch fest überzeugt, daß er sie nicht heirathet und das geschieht ihr ganz recht. Sie wird dann die Flügel hängen lassen!"

„Was wissen Sie denn von Hofkammerraths?" fragte ich klopfenden Herzens.

„Ja, dort ist eine dumme Geschichte."

„Wie? Was?" fragte ich erschreckt.

„Die alte Hofkammeräthin will durchaus Eulalia mit dem Accessisten verheirathen, der doch so einfältig ist, daß ihn Jedermann zum Besten hat."

„Nun, was sagt Eulalia dazu?"

„Sie hat nicht das Herz, etwas dazu zu sagen, aber sie klagt es Ludwig und der ist bitterböse darüber und hat der Hofkammerräthin gesagt, daß sie sie nicht dazu zwingen könne, lieber solle sie sie in's Kloster gehen lassen, wie sie ja immer wollte. Ich begreife freilich nicht, wie man in's Kloster gehen kann, aber ich meine doch noch lieber in's Kloster, als den einfältigen, affectirten Menschen heirathen!"

In Gedanken verloren ließ ich Konstantin fortreden, ohne weiter auf ihn zu achten, allein mit dem beschäftigt, was ich eben gehört hatte. Erst nach einiger Zeit fragte ich: „Will sie denn immer noch in's

Kloster gehen?" — „Wer?" erwiderte Konstantin, und ich bemerkte erst, daß er indessen von ganz anderen Dingen gesprochen hatte. — „Eulalia," sagte ich. — „Freilich will sie es. Wenn sie es zuvor nicht gewollt hätte, so würde sie jetzt es wollen, um dieser abscheulichen Heirath zu entgehen. Aber ihre Tante hat fest und bestimmt erklärt, daß sie dies nie zugäbe und es als die gröbste Undankbarkeit ansehe, wenn Eulalia ferner daran denke." Wieder versank ich in Nachdenken, während Konstantin fortredete.

Es war indessen ganz Nacht geworden, aber das Schneegestöber hatte nachgelassen und der Himmel leuchtete im Sternenglanze wie am Morgen als ich wegfuhr. Der Schnee warf das Licht der Sterne zurück, so daß die Nacht ziemlich helle war. Es wurde sehr kalt auf der Hochebene, und bei der schnellen Fahrt schnitt die Luft um so empfindlicher. Es lag etwas Großartiges in der Stille der Natur, die durch das einförmige Schellengeklingel nicht gestört wurde. Konstantin hatte sich ausgeplaudert und ich, meinen Empfindungen hingegeben, forderte ihn nicht mehr zum Reden auf. So kamen wir endlich auf der Höhe vor Wartberg an. Kein Laut drang zu uns herauf, nur die vielen Lichtchen, die aus den Fenstern schimmerten, zeigten, daß noch Leben in dem Städtchen war. Groß, in seinen dunklen Umrissen, lag das alte Schloß mir gegenüber und zeichnete sich deutlicher auf dem hellen Schneegrunde ab.

Bald waren wir im Städtchen, wo Konstantin wacker seine Peitsche knallen ließ und dadurch, wie

durch die Schlittenschellen, Alles an die Fenster lockte. Ein Schlitten kommt, ein Schlitten! hörte ich oft von den geöffneten Fenstern in die Zimmer zurückrufen, bis wir vor dem Adler anhielten. Mit herzlichem Danke schüttelte ich Konstantin die Hand, ihm meine Grüße an die Seinigen mitgebend.

Unter tausend Entschuldigungen führte mich der Wirth in's Gastzimmer. Wenn er doch nur gewußt hätte, daß ich käme, da aber der Herr Amtsassessor nicht mehr hier sey, habe ihm Niemand etwas von meiner Ankunft gemeldet. Nun sey kein Zimmer geheizt und kein würdiges Nachtessen bereitet, er wolle jedoch sogleich für Beides sorgen. Es war schon spät, ich dankte daher für ein besonderes Nachtessen, das erst bereitet werden sollte; nahm, was zu haben war und ging dann auf mein Zimmer, das sich noch sehr kalt zeigte; denn der dicke, altmodische Ofen, wahrscheinlich zum ersten Male in diesem Winter geheizt, verschluckte die erste Hitze ganz und gar für sich, ohne an das Zimmer etwas anderes abzugeben, als einen unausstehlichen Geruch, vom starken Feuern verursacht. Ich mußte trotz der Kälte die Fenster aufreißen, um nicht Kopfweh zu bekommen. Wie verschieden der Anblick der Gegend von jenem, als ich das erste Mal hieher kam. Damals die schwüle Hitze und das wilde Toben eines Gewitters, jetzt tiefe Ruhe, einförmiges Weiß und erstarrende Kälte. Dabei in mir gerade die umgekehrten Empfindungen! Damals im Aufruhre der Natur, sah ich ruhig dem kommenden Tage entgegen, bloß mit einer behaglichen Neugierde, was er

mir in diesem kleinen Städtchen bringen würde; jetzt, bei der starren Ruhe meiner Umgebung, war ich innerlich tief aufgeregt, in ungewisser Spannung, was der nächste Tag für mich seyn werde; dabei unsicher über mein Verhalten. Daß ich Eulalia liebte, daß ich wünschte sie als Gattin heimzuführen, darüber war ich gewiß, nicht so, ob ich Recht thuen würde, ihren Sinn vom Ordensstande abzuziehen, so lange sie noch irgend Hoffnung hätte, dazu zu gelangen. Ueberdies hatte ich nicht das leiseste Zeichen, daß Eulalia meine Liebe erwiderte; obgleich sie mir gut schien, konnte dies doch nur eine ganz ruhige Zuneigung seyn, aus der Gleichheit unserer Ansichten hervorgegangen. Meine Liebe machte zwar verschiedene Einwände gegen diese Gründe und meine Eigenliebe unterstützte sie. Aber auch gerade diese hielt mich ab von einer Erklärung, weil ich fürchtete, Eulalia könne, nur um der verhaßten Heirath mit dem Accessisten auszuweichen, meine Hand annehmen. Ich schloß das Fenster.

Der Ofen spie nun eine fürchterliche Hitze aus, während die weißgetünchten, kalten Wände sie gierig einsaugten, wodurch die Luft im Zimmer fortwährend unangenehm blieb. Unruhig ging ich noch lange hin und her, im Kampfe mit meinen Gefühlen, im Zweifel was ich thuen sollte. Daß ich Alles aufbieten wollte, um Eulalia von dem Accessisten zu befreien, so viel stand bei mir fest. Wenn sie frei wäre, dann wollte ich weitere Pläne erfassen. Damit stimmte mein Grundsatz überein, der von meinen Eltern eingeprägt in mir fest stand, so wenig er auch jetzt in der Welt beobach-

tet wird, nämlich der, nicht eher eine Verbindung mit einem Mädchen anzuknüpfen, als bis man im Stande ist, dasselbe auch ehestens heimzuführen. Ich hatte zwar eine gesicherte Anstellung mit einem entsprechenden Einkommen, allein um ohne Vermögen bloß von der Besoldung in der Residenz zu leben, dazu war sie doch nicht zugemessen. Inzwischen hatte ich Hoffnung auf eine baldige Besoldungserhöhung, und dieser Gedanke gehörte zu den tröstlichsten an jenem Abende. Mit ihm legte ich mich endlich in das feuchtkalte Bett, konnte aber lange nicht einschlafen.

Ein gewaltiger Lärm weckte mich; ich fuhr in die Höhe, es war Nacht; die Sterne leuchteten in mein Zimmer und lichteten etwas die Finsterniß. Der Lärm kam vom Ofen, in welchem auf's Neue Feuer gemacht wurde, da es dem Tage zuging. Ich stand auf und trat an's Fenster; Alles war noch still ringsum. In dem Dörfchen gegenüber erschienen in einigen Häusern Lichter, wie um mir zu zeigen, daß doch noch Leben in der starren Gegend wäre. Der Hausknecht klopfte an meine Thüre, um mir Licht zu bringen, denn damals waren die Zündhölzchen noch nicht bekannt. Die Temperatur des Ofens und der Wände hatte sich während der Nacht ziemlich ausgeglichen, so daß jetzt das Feuer eine bessere Wirkung hervorbrachte, als am Abende zuvor. Bald kam ein trefflicher Kaffee, der mir nach dem kalten Tage und der schlecht durchwärmten Nacht sehr zusagte. Die Dämmerung war angebrochen; ich löschte mein Licht aus und schaute wieder in die Winterlandschaft hinaus. Die ganze Gegend

lag im Schnee begraben. Vergebens suchte ich den Fluß, welcher sonst so viel Leben brachte, er war erstarrt und wie das Land mit einer Schneedecke überzogen. Quer über denselben war eine Bahn gemacht, auf welcher nun einzelne Bauersfrauen herüberkamen, wahrscheinlich um Milch in die Stadt zu bringen. Mit dem zunehmenden Tage belebte sich der Fluß immer mehr. Nicht nur, daß der Uebergang von einem Ufer immer stärker wurde, es erschienen auch Leute mit Besen, die zu meinem Erstaunen die Eisdecke von dem Schnee befreiten. Später erst war mir der Zweck dieser Arbeit klar.

Sobald es die Schicklichkeit erlaubte, begann ich meine Besuche zu machen bei meinen nun alten Bekannten des Städtchens. Es drängte mich nicht bloß, Eulalia zu sehen, sondern auch zu erfahren, was an den Mittheilungen Konstantins wäre. Ich hätte demnach zuerst zu Hofkammerraths gehen sollen, allein, sey es, daß ich fürchtete hier das Schlimmste mit unumstößlicher Gewißheit zu erfahren, oder daß ich den liebsten Besuch bis zuletzt aufsparen wollte, genug, ich machte zuerst gleichgültige Besuche und fing mit dem Hauptmanne Hahn an. Er kam mir, wie immer, mit vieler Freundlichkeit entgegen; da er, sich über die Wartberger Kleinstädter weit erhaben dünkend, mich, den Bewohner der Residenz, allenfalls als einen Ebenbürtigen betrachten mochte. Freilich wird er sich über manche meiner Aeußerungen höchlich verwundert haben, die ihm sicher sehr kleinstädtisch vorkamen. Er konnte gar nicht begreifen, daß ich ohne Geschäfte,

bloß zum Vergnügen, mitten im Winter die Residenz verlasse, um ein einsames Landstädtchen zu besuchen. Nachdem er hin und her gerathen, was mich dazu veranlassen konnte, und ich ihm fortwährend widersprach, glaubte er endlich den Zweck meines Hierseyns dennoch zu errathen, indem er mich für eine Art geheimer Polizei hielt, um die Stimmung auszukundschaften. So unangenehm es mir seyn mußte, gerade bei den harmlosen Menschen, die mich so freundlich aufgenommen, als Spion bezeichnet zu werden, so war es mir doch nicht möglich, dem Hauptmanne diesen Gedanken, auf den er sicher sich etwas einbildete, auszureden; da er es als sehr begreiflich bezeichnete, daß ich meine Zwecke nicht eingestehe. Ich tröstete mich nur mit dem Gedanken, daß er, der immer nur von der Fremde sprach, bei den Wartbergern nicht viel galt, und daß sie selbst zu viel Liebe zu ihrer Heimath hätten, um es nicht sehr natürlich zu finden, daß dieselbe auch einen jungen Mann aus der Residenz anziehen könne.

Bei dem Hauptmanne mochte ich nicht nach Eulalia fragen; ich hätte nur allenfalls von ihm hören können, was man in der Stadt von ihr sagte. Ihr Denken und Wollen, so wie sie es vor ihm nicht offenbarte, so wäre es auch nicht von ihm verstanden worden, und über sie wollte ich nicht die schiefen Urtheile des Weltmannes hören.

Ich fragte nach Cornelia. „O, sie ist Königin! aber ich wollte Alles wetten, daß ihre Krone mit dem Schnee schmelzen werde!"

„Ich höre, sie ist Braut?“

„Ja wohl! mit dem gräflichen Hauptmanne. Sie denkt Gräfin zu werden, aber ich bin sicher, sie wird noch mit einem bürgerlichen Hauptmanne zufrieden seyn.“

„Sie glauben nicht, daß er sie heirathet?“

„Gewiß nicht! Zu einer Mesalliance ist der Graf zu gescheidt. Wenn ihm das Spiel langweilig wird, so läßt er sich in eine andere Garnison versetzen, und Cornelia weint ihm nach. Das ist das leicht voraus-zusehende Ende. Sie freilich dünkt sich schon Gräfin und fordert Alles zur Huldigung heraus. Um so besser! Hoffart kommt vor dem Falle!“

Ich eilte zum Intendanten, um Konstantin nochmals für seine Hilfe und Gefälligkeit zu danken und die Eltern mit einem Lobe über seine Geschicklichkeit zu erfreuen. Ich fand den jungen Menschen vor einem Teller mit Würsten, die ihm seine Mutter um zehen Uhr hatte braten lassen. Sie war hoch erfreut über den wohlgewachsenen, starken Sohn. Nicht ganz so freundlich sah ihn der Vater an, dem er sogleich beim Willkomm in hastiger Freude sein Trinkglas auf den Boden geworfen und zerbrochen hatte. Doch hörte er mit innerlichem Behagen, wie geschickt sein Sohn gestern sowohl die Bauern wie auch die Rosse gelenkt hatte.

„Nicht wahr, Herr Ministerialassessor, Sie kommen heute Nachmittag auf den Main und lassen sich von mir Schlitten fahren,“ sagte Konstantin dringend, nachdem er einem Theile seiner Lieblingsspeise ihr

Recht hatte widerfahren lassen. „Auf dem Eise ist es noch viel schöner als auf der Schneebahn;" fuhr er fort. „Ich habe mich schon draußen umgesehen, der Main ist diesmal so schön eben zugefroren, wie dies wohl selten der Fall seyn wird. Sonst schieben sich oft die Eisschollen übereinander, ehe sie die Kälte zum Stillstehen zwingt, dann ist es nicht angenehm darüber zu fahren oder Schlittschuh zu laufen; dies Jahr aber ist er ganz schön glatt. Der Schnee ist auch diesen Morgen schon weggeschafft worden, nun ist es ganz herrlich Schlittschuhe zu laufen."

Ich mußte ihm versprechen zu kommen und meine geheime Furcht vor der Unsicherheit des Eises und der Unvorsichtigkeit des Wildfanges in mich verschließen. „Wissen Sie schon, daß Eulalia Braut ist?" sagte die Frau Intendantin. Das Herz stockte mir, aber ich bezwang mich und entgegnete so gleichgiltig als möglich: „Ist denn die Sache schon gewiß? Konstantin sagte mir davon." — „So gut als gewiß. Natürlich, das Mädchen sträubt sich noch, sie ist auch noch gar jung, aber zwischen dem Accessisten und ihrer Tante ist die Heirath abgemacht."

„Mutter, das darf nicht seyn," fuhr Konstantin dazwischen, „das leiden wir jungen Leute nicht, daß Eulalia gegen ihren Willen den alten Esel . . . ." — „Still, unartiger Flegel!" herrschte der Intendant, „spricht man so von einem Angestellten? Ich bin zwar auch nicht damit einverstanden, daß das Kind so verkuppelt werden soll; sie ist noch jung genug, um eine bessere Partie abzuwarten."

„Eine bessere Partie, meinst Du,“ sagte die Frau Intendantin, „für ein armes Mädchen wüßte ich wirklich keine bessere Partie zu finden. Die Versorgungen sind rar heutigen Tages. Der Accessist hat eine sichere Besoldung von 60 Gulden, kann auch mit der Zeit . . .“

„Viel mehr als er ist, kann er nicht werden,“ fiel ihr Mann ihr in die Rede; „nicht sowohl weil er kein Examen gemacht hat, als vielmehr weil er zu nichts weiter zu gebrauchen ist. Aber er hat so 10,000 Gulden Vermögen, was allerdings etwas sagen will.“

„Ja, eben deßhalb,“ fuhr die Frau Intendantin wieder fort, „sie können ganz herrlich leben und ein guter Mensch ist der Accessist; er läßt gewiß Eulalia schalten und walten wie sie will.“

Die Unterhaltung war mir zu peinlich, als daß ich sie nicht hätte abschneiden sollen. Die guten Leute wußten nicht, wie wehe sie mir thaten. Sie bezeigten eine große Freude, daß ich den Neujahrsabend in ihrer Mitte zubringen wolle und versicherten mir, daß die ganze Gesellschaft, welche ein Picknick verabredet habe, durch meine Gegenwart sich außerordentlich geschmeichelt fühlen werde.

„Es ist auch ein Ball im Bayrischen Hofe,“ erzählte die Intendantin, „den die Offiziere veranstaltet und wozu sie Kameraden aus der Garnison von Würzburg geladen haben, allein von unseren näheren Bekannten geht Niemand hin. Es war hier nie ein Ball am Neujahrsabende; man bringt ihn immer im

Kreise seiner Bekannten zu. Cornelia wird dort glänzen. Wissen Sie denn schon, Herr Ministerialassessor, daß sie Braut mit dem Grafen ist?"

„Ja, Braut," warf der Gatte ein, „ohne je seine Frau zu werden!" — „Sie ist so hochmüthig," nahm die Frau wieder das Wort, „sie kennt uns fast nicht mehr. Aber alle unsere Bekannten, welche Töchter haben, sind froh, daß sie von ihnen wegbleibt; ihr Betragen ist zu frei. Die kleine Henriette, Sie haben sie ja im Herbste auch gesehen, ist noch die einzige, die mit ihr umgeht, und warum, weil sie sich von dem Barone den Hof machen läßt, und sich auch einbildet Frau Baronin zu werden." Konstantin, der seit der Zurechtweisung seines Vaters sich wieder bloß mit seinem Essen beschäftigt hatte, und eben damit fertig geworden war, bemerkte hiezu: „Der Henriette geschieht es auch Recht, wenn sie der Baron sitzen läßt. Die ist gerade so stolz wie Cornelia, es ist nur eine andere Art. Der ist nichts fein, nichts hoch genug, Alles soll poetisch seyn. Sie macht selbst auch Gedichte und liest sie ganz affectirt vor."

„Und wird keine Wassersuppe kochen können," ergänzte sein Vater. „Ueberhaupt ist diese Garnison kein Glück für unsere Stadt. Was sie an Geld einträgt, das geht an Einfachheit und Sitte verloren. Es heißt inzwischen, sie solle wieder versetzt werden. Sie müssen das aus der Residenz doch wissen, Herr Ministerialassessor. Ich gäbe dem ersten Armen einen Gulden, wenn ich sie abziehen sähe."

Es war mir nichts von Verlegung dieser kleinen

Garnison bekannt, wie ich überhaupt mit dem Kriegsministerium in keiner Berührung stand.

Ich empfahl mich bei dieser Familie, um noch einige andere kurz zu besuchen und dann ruhig den Rest des Vormittags bei Hofkammerraths zu bleiben. Bei Allen ward ich herzlich empfangen, bei Allen ward von dem Picknick und dem Balle gesprochen, und Allen gereichte es zu großer Befriedigung, daß ich letzteren nicht besuchen, sondern einzig und allein an ihrem Picknick Theil nehmen wollte. Bei Hofkammerraths war ich der unbefriedigte Theil. So herzlich mich die Gatten empfingen, so wenig konnte mir dies genügen, da ich Eulalia nicht zu sehen bekam. Die Frau Hofkammeräthin würde sie vielleicht gar nicht erwähnt haben, wenn ich nicht nach ihr gefragt hätte.

Es verdroß mich nicht, daß sie von ihr sprach wie von einem Kinde und nur sagte, sie sey ziemlich gewachsen und fange jetzt auch an etwas mehr in die Breite zu gehen; aber daß sie dieses Kind verheirathen wollte, welches sie noch gar nicht würdig hielt, in der Gesellschaft zu erscheinen, indem sie blos bemerkte, sie habe in der Küche etwas für das Picknick zu bereiten, das verstimmte mich. Ich hatte diesen Besuch bis zuletzt aufgespart und nun sollte ich Diejenige, der er am meisten galt, gar nicht sehen! Ich ward nur einigermaßen getröstet durch die Erklärung des Hofkammerrathes, er werde Nachmittags mit Eulalia, die ihm statt seiner Frau, der es zu kalt sey, begleiten müsse, vor meinen Fenstern am Flusse spazieren gehen; worauf ich ihm sagte, daß wir uns dort finden würden,

da ich ohnehin Konstantin, dem ich zu Dank verpflichtet sey, das Versprechen habe geben müssen, mich von ihm auf dem Eise fahren zu lassen.

„Gut, Herr Ministerialassessor, da können wir uns denn noch ein Stündchen mit einander unterhalten. Ich habe immer Angelegenheiten, die ich mich freue bei den hohen Herren der Residenz anbringen zu können."

Mit der Hoffnung Nachmittags glücklicher zu seyn, empfahl ich mich, nicht ohne Eulalia grüßen zu lassen. Von der beabsichtigten Heirath wurde nicht gesprochen; Hofkammerraths mochten Abmahnung von mir befürchten; mir war die Sache zu unangenehm, als daß ich sie hier, in Eulalia's Nähe hätte berühren mögen. Doch schien mir das Schweigen der Hofkammeräthin wenigstens so viel anzudeuten, daß die Heirath noch nicht ganz fest bestimmt sey, sonst würde sie dieselbe als eine fertige Sache mir mitgetheilt haben.

Ziemlich verstimmt ging ich in den Adler zurück. Mein Zimmer war durch und durch kalt. Ich hatte beim Weggehen die Fenster geöffnet und Niemand hatte sie unterdessen geschlossen. So begab ich mich denn sogleich in das Speisezimmer und bestellte, während ich beim Essen wäre, mein Zimmer zu wärmen.

Bei Tisch hatte ich fast keine Gesellschaft, was mir lieb war; denn mißmuthig, wie ich nach Hause kam, hatte ich nicht Lust zu reden. Mein einziger Tischgenosse, ein Stammgast des Hauses, und wie es schien zum untergeordneten Schreiberpersonale gehörig, war

zu sehr in Respect vor dem Residenzherrn, als daß er gewagt hätte, ein Gespräch anzufangen. Der Wirth gab sich pflichtschuldigst Mühe, Unterhaltung zu machen, konnte mich aber nicht aus meiner Verstimmung reißen. Ich eilte auf mein Zimmer zu kommen. Hier wollte ich warten, bis ich Eulalia sähe, um dann schnell hinunter zu gehen und sie ja nicht zu verfehlen!

Ich stand am Fenster. Es war ein schöner, kalter Wintertag. Die Sonne schien hell und zwang den Schnee auf den Dächern zu schmelzen, der aber im Schatten alsbald wieder gefror. Ueber meinem Fenster hingen lange Eiszapfen vom Dache. Die Landschaft glänzte mir gegenüber im Sonnenscheine, der den Schnee vergoldete, während er auf meiner Seite bläulichweiß im Schatten lag. In anderer Stimmung hätte mich dieser Anblick erfreut, jetzt achtete ich kaum darauf. Mein Blick war nur auf das Ufer gerichtet, um Eulalia zu erspähen. Der Fluß belebte sich immer mehr durch Schlittschuhläufer, deren frohe Ausrufe und schallendes Gelächter, wenn einer auf dem Eise fiel, manchmal auf Augenblicke meine Aufmerksamkeit fesselten. Sehnsüchtig verlangte ich Eulalia zu sehen und endlich von ihr selbst zu hören, wie es mit der fatalen Heirath stehe. Da sah ich sie aus dem Thore kommen, in der Mitte zwischen ihrem Onkel und dem Accessisten. So unangenehm mir die Gegenwart des letzteren war, so eilte ich dennoch, ohne sie erst recht anzusehen, hinunter. Wie schlug mein Herz, als ich vor ihr stand. Sie war aufgeblüht zur vollendeten Jungfrau; zwar

noch zart in allen Verhältnissen; im Gesichte noch den Ausdruck kindlicher Unschuld, aber dabei statt der früheren Heiterkeit ein tiefer Ernst, der sie viel älter erscheinen ließ, als sie vor einem Vierteljahre das Ansehen hatte. Sie erröthete tief, als sie mich ansah mit einem Blicke des Vertrauens, aber im nächsten Augenblicke traten Thränen in ihre glänzenden Augen, die sie schnell niederschlug.

Der Accessist, nach der neuesten Mode gekleidet, war äußerst vergnügt und bemerkte Eulaliens Bewegung nicht. Er hieß mich mit vielen Worten willkommen, ohne daß ich darauf hörte. Der sonst so harmlose Mensch war mir recht zuwider. Ich hatte mich so gefreut endlich Eulalia zu sehen und zu sprechen, und nun die unangenehme Beigabe! Es war mir daher ganz lieb, daß Konstantin kam, um mich an mein Versprechen zu erinnern. Zu gleicher Zeit kam Ludwig und bat Eulalia fahren zu dürfen. Der Hofkammerrath gab es ohne Umstände zu; der Accessist aber machte allerlei Vorstellungen von Gefahren, welchen Eulalia ausgesetzt würde, um ihren Onkel zu bewegen seine Einwilligung zurückzunehmen. Ich stand während dieser Zeit zwischen Furcht und Hoffnung, weil ich dachte bei der Fahrt mit Eulalia leichter sprechen zu können, als an der Seite ihres lästigen Bewerbers. Zu meiner Freude ließ sich der Hofkammerrath nicht irre machen. „Was soll denn dem Mädchen geschehen, Herr Accessist?“ sagte er. „Sie sehen ja, der ganze Fluß ist mit Menschen bedeckt, die alle ohne Furcht

sind. Wir Wartberger sind so vertraut mit dem Main, daß wir keine Furcht vor ihm kennen."

„Wie Sie meinen, Herr Hofkammerrath, wie Sie meinen," antwortete er demüthig; „aber ich kann Fräulein Eulalia nicht begleiten, ich kann nicht gut auf dem Eise gehen." — „Ist auch gar nicht nöthig, Herr Accessist," erwiderte ihm Konstantin. „Es wäre auch nicht möglich, daß Sie uns nachkämen, die wir Schlittschuh laufen," fügte Ludwig bei.

Schnell hatten die jungen Leute die Schlittschuhe angelegt und brachten die Schlitten in unsere Nähe. Der Fluß war durch den Mangel an Zufluß unter der Eisdecke gefallen, weßhalb diese an den Ufern eine schiefe glatte Ebene bildete, die wir hinunter mußten, um zu den Schlitten zu kommen. Ohne Mühe glitt sie Eulalia hinunter, während ich verlegen dastand, in der sicheren Ueberzeugung zu fallen und der munteren Jugend zum Gelächter zu dienen; doch schnell nahmen mich die beiden jungen Leute in ihre Mitte und glitten mit mir hinunter, und nun ging es, die beiden Schlitten nebeneinander, pfeilschnell auf dem Eise dahin. Für mich, der zuvor nie das Eis eines Flusses betreten hatte, war diese Fahrt äußerst angenehm gewesen, hätte nicht der Kummer um Eulalia's Schicksal mir die Freude vergällt. Wir konnten zusammen sprechen und mit Vergnügen bemerkte ich, daß sie nach und nach heiterer wurde. Von Zeit zu Zeit zog ein schallendes Gelächter unsere Aufmerksamkeit an, es war ein Neuling auf dem Eise gefallen oder ein Anderer geberdete sich, in Angst vor dem

Falle so ungeschickt, daß sein Sturz unvermeidlich wurde. Jeder stand so schnell als möglich und so gut es ging wieder auf, manchmal um im nächsten Augenblicke schon wieder zu fallen, während geübte Schlittschuhläufer so leicht und schnell dahin glitten, wie der Vogel im Fluge. Manche zeigten dabei allerlei Kunststücke, indem sie bald nur auf einem Beine, bald rückwärts, bald ohne alle Bewegung des Körpers dahin glitten.

Wir konnten hier, umgeben von vielen Menschen, nur über gleichgiltige Dinge sprechen, weßhalb es mir lieb war, daß wir in den Nebenfluß einbogen, auf dem sich nur wenige Schlittschuhläufer befanden. Im Anfange war es mir fast schauerlich, über diese spiegelglatte Fläche zu fahren, deren smaragdgrünes Eis so durchsichtig war, daß wir Steine auf dem Grunde deutlich sahen, ja manchmal bemerkten wir erschreckte Fische, die unter unseren Füßen weghuschten. Es war, als glitten wir auf dem offenen Wasser hin, denn kaum konnte man die durchsichtige, einen halben Schuh dicke Eisdecke von jenem unterscheiden. Die Jünglinge erklärten mir, daß der kleine Fluß, durch die starke Strömung des größeren zurückgedrängt werde und deßhalb so ruhig wie ein Teich gefriere, indem die ganze Oberfläche gleichmäßig zu einem dünnen Häutchen erstarre, welches nach und nach immer dicker werde, während der große Fluß das Eis am Ufer bilde, das von der Strömung fortgerissen, in Eisschollen weitertreibe, bis es neben und über einander geschoben endlich stehen bleibe.

An einer anmuthigen Stelle, vor einer Mühle, die der Frost zum Stillstehen gebracht hatte, hielten die Jungen an, um etwas auszuruhen.

„Nun, Eulalia," begann Konstantin, „kannst Du selbst dem Herrn Ministerialassessor sagen, daß Du den widerwärtigen Accessisten heirathen sollst."

Eulalia erröthete tief, ihre Augen blitzten, füllten sich aber sogleich mit Thränen; sie sah zu Boden, ohne zu antworten. „Habe ich es Ihnen nicht gesagt," nahm schnell Ludwig das Wort, „schon im vorigen Herbste, daß man damit umgeht? aber ich will sehen, ob man Jemanden zwingen kann, sich gegen seinen Willen zu verheirathen. So lange Eulalia widerspricht, ist nichts zu fürchten; noch vor dem Altare kann sie Nein sagen." Jetzt erst bemerkte ich, daß auch Ludwig, der hoch aufgerichtet hinter Eulalia stand, nicht mehr der Junge war, wie ich ihn im Herbste noch gesehen; er war ein ernster Jüngling geworden, der mit großer Willenskraft, fast mit Leidenschaft sprach. „Eulalia," sagte ich mit tiefer Bewegung, „seyen Sie überzeugt, daß ich den innigsten Antheil an Ihrem Schicksale nehme. Vertrauen Sie mir!"

„Wie oft, wie oft," seufzte Eulalia, „habe ich gewünscht, mit Ihnen sprechen zu können, um Ihren Rath zu hören. Ich bin überzeugt, daß Sie es gut mit mir meinen; aber nun fällt es mir so schwer, über diese Sache zu sprechen; vielleicht, weil sie mir schon so viel Kummer gemacht hat." — „Es ist, wie ich Ihnen gesagt habe, Herr Assessor," nahm Konstantin das Wort, „er will sie durchaus heirathen, und

ihre Tante meint, sie müsse darüber glücklich und froh seyn. Nein, lieber soll sie in's Kloster gehen!"

„Mit dem Kloster geht es nicht," sagte Ludwig, während Eulalia immer noch in tiefer Beklommenheit zu Boden sah; „ich war während der Weihnachtsferien in Würzburg, weil Eulalia mich so sehr gebeten hatte, so habe ich in dem dortigen Kloster angefragt, ob man ein Mädchen als Novize aufnehmen würde gegen den Willen ihrer nächsten Verwandten; es hieß Nein! Auch der Herr Stadtpfarrer hat Eulalia gesagt, er glaube nicht, daß sie in irgend einem Kloster ohne Erlaubniß ihrer Verwandten Aufnahme erhalten würde." — „Sprechen Sie, Eulalia, sprechen Sie," sagte ich zu ihr.

„Ach, leider ist es so, wie Ludwig und Konstantin sagen. Bald nachdem Sie im Herbste von hier abgereist waren, hat der Accessist bei meinem Onkel um meine Hand angehalten. Meine Tante war höchst erfreut darüber, denn sie hält eine solche Heirath für eine so gute Versorgung, wie ich sie mir nie hätte träumen lassen dürfen. Mein Onkel drängt mich zwar nicht, ist aber doch damit einverstanden. Meine Weigerung, die ich sogleich bestimmt und ernst aussprach, hielt man zuerst für Kinderei, dann schrieb man sie meinem eigensinnigen Willen, in's Kloster zu gehen, zu, weßhalb meine Tante mit aller Bestimmtheit sich gegen diesen Wunsch aussprach. Sie fügte noch die Versicherung bei, so lange ihr ein Auge im Kopfe stehe, dürfe ich nicht daran denken, Nonne zu werden, sie werde mich enterben, und sollte ich dennoch nach

ihrem Tode in einem Kloster Aufnahme finden, so würde sie sich noch im Grabe herumdrehen. Sie hielt mir Alles vor, was sie seit meiner Kindheit für mich gethan hatte, und schalt mich lieblos und undankbar. O, es war bitterer als der Tod, von Derjenigen solche Vorwürfe zu hören, die ich als meine Mutter liebte und ehrte, so lange ich denken kann!"

„O, wie bedauere ich Sie, theuere Eulalia! Aber sagen Sie weiter, wie steht es jetzt?"

„Der Accessist kommt, wie dies zwar von jeher der Fall war, täglich in's Haus; allein statt daß ich sonst während seiner Anwesenheit ausgehen oder im Hause mich beschäftigen konnte, muß ich nun im Zimmer bleiben, um, wie die Tante meint, mich an ihn zu gewöhnen. Aber ach! ich kann es nicht! früher war er mir lieb, als der Freund meines Onkels, er gehörte zur täglichen Gewohnheit; jetzt aber wird er mir immer mehr zuwider. Jede seiner Ungeschicktheiten flößt mir neuen Widerwillen ein; sein Blick, und ich glaube ihn zu empfinden, ohne daß ich die Augen aufschlage, reizt mich zur höchsten Ungeduld; kaum kann ich so viel mit ihm sprechen, als die Nothwendigkeit strenge gebietet. Das Einzige, wofür ich ihm dankbar bin, ist, daß er nie mit mir über die Sache redet und daß er sein Betragen gegen mich in nichts ändert; diese Rücksicht von seiner Seite zwingt mir oft ein Gefühl wie Mitleid ab!"

„Und aus Mitleid entsteht endlich Liebe," sagte ich forschend. — „Nie, nie! Herr Assessor!" rief Eulalia mit funkelnden Augen und in höchster Aufregung.

„Einen Menschen, der mir solches Mitleid einflößt, könnte ich niemals — — —“ Das Wort erstarb auf ihren jungfräulichen Lippen; auf's Neue erröthend, sah sie wieder zu Boden. Da nahm Ludwig das Wort: „Die Frau Hofkammerräthin schilt sie nun jeden Tag und sagt, sie sey unartig und undankbar gegen den Accessisten, der viel bessere Partien machen könnte und ihr ein Glück anbiete, dessen sie nicht werth sey!“

Lautes Reden und Gelächter zog hier unsere Aufmerksamkeit auf einige Schlitten, die den Fluß herauf zu unserem einsamen Plätzchen kamen.

„Es ist Cornelia! der Graf! Henriette!“ sagten meine Gefährten zugleich durcheinander.

„Wir wollen schnell fort,“ meinte Konstantin, allein Cornelia hatte uns schon erkannt und winkte uns mit lautem Gruße zu. Anstands halber hätte ich ihr entgegen gehen sollen, allein ich wagte es nicht, mich dem glatten Eise und damit dem unausbleiblichen Gelächter Cornelia's und der Offiziere preiszugeben, weßhalb ich Konstantin bat, mich ihr entgegenzufahren. Ungern erfüllte er meine Bitte. Aber, wie hatte Cornelia sich verändert! Während Eulalia zu edler Jungfräulichkeit aufgeblüht war, hatte sie jeden Ausdruck, ich will nicht sagen, von Jungfräulichkeit, nein, selbst von weiblicher Würde verloren. Sie war noch schön, aber nicht mehr liebenswürdig. Alles an ihr war keck, herausfordernd und übermüthig. Sie trug ein hochrothes Merinokleid, was zwar damals nicht gerade auffallend war, darüber eine Tunika von königblauem

Sammt mit braunem Pelz besetzt, ein rundes weißes Hütchen mit einer schwarzen Feder; in dieser Zusammensetzung gewiß ein sehr auffallender Anzug. Ihr Gesicht war bleich, die Augen etwas eingesunken und in einer leidenschaftlichen Unruhe; alle Züge scharf hervortretend. Ihre Bewegungen waren so unruhig wie ihre Blicke. Sie saß auf einem hellblauen reich vergoldeten Schlitten, über den Füßen eine Leopardendecke. Der Graf führte ihn. Sobald wir nahe genug waren, rief sie: „Herr Ministerialassessor, hier stelle ich ihnen meinen Bräutigam vor, den Grafen von ...., den sie noch vom Herbste her kennen werden."

„Ich habe die Ehre beiden zu gratulieren."

„Und hier," fuhr sie fort, „Fräulein Henriette B., die Braut des Herrn Barons."

„Auch Ihnen bringe ich meinen Glückwunsch dar!"

„Sie kommen doch heute Abend auf den Ball in den bayrischen Hof?"

„Ich bedauere, nicht die Ehre haben zu können, ich bin durch die Güte des Herrn Hofkammerrathes zu einem Picknick eingeladen." — „Dabei werden Sie sich nicht besonders amüsiren," sagte sie, hochmüthig den Kopf aufwerfend, und mit einer kaum bemerkbaren Neigung desselben, rief sie: „Guten Abend!" und gab ein Zeichen zum Weiterfahren. Henriette hatte kein Wort gesprochen, sie schien zu frieren. Ihre Kleidung war auch so sommerlich, daß sie gar nicht zu Schnee und Eis passen wollte; sie schien bloß gewählt, weil sie ihr gut stand. Ein Rosahütchen mit einigen kleinen weißen Federn und schmaler Krempe bedeckte ihre brau-

nen Haare, die in langen Locken über ihre Schläfe herabfielen; ein rosa Ueberrock ließ ein ebenfalls rosa Kleid vorsehen; die niedlichen Füßchen mit weißen Strümpfen und weit ausgeschnittenen Schuhen hielt sie zierlich gekreuzt, während sie mit schwärmerischen Blicken in die Ferne sah. „Ich weiß doch nicht, welche mir mehr zuwider ist," fuhr Konstantin auf, als wir allein waren, „die hochmüthige Cornelia, die uns aus Stolz nicht kennen mag, oder die affectirte Henriette, die gewiß, während sie bei uns saß, ein Gedicht machte und uns deßhalb gar nicht bemerkte!" — „Ich muß die arme Henriette nur bedauern," sagte Eulalia, „ich kann nicht glauben, daß diese Brautschaft sie glücklich machen wird. Aber nun muß ich schnell nach Hause; die Tante wird mich nöthig haben; es ist noch so manches zu richten für das Picknick. Pfeilschnell schossen die Schlitten dahin und in wenigen Minuten stiegen wir vor dem Stadtthore an's Ufer. Die Jünglinge wollten uns auf den Schlitten in die Stadt und bis vor's Haus fahren, Eulalia ließ sich aber darauf nicht ein; wir begleiteten sie daher bis an ihre Thüre und trennten uns auf baldiges Wiedersehen.

Lange stand ich auf meinem Zimmer am Fenster und sah auf den Fluß, ohne etwas zu beachten. Immer noch hörte ich Eulalia's Klagen und konnte nicht mit mir in's Reine kommen, wie ich mich dabei verhalten sollte. Mein Herz trieb mich, ihr meine Neigung zu entdecken, meine Hand ihr anzubieten; allein konnte ich die Folgen davon voraussehen? Der Weg zum Kloster war ihr allerdings abgeschnitten, es war

daher kein Frevel, wenn ich sie zur Ehe verleitete. Ich glaubte zwar ihr Vertrauen zu besitzen, aber ich wußte auch, daß sie dem Accessisten gut war, so lange er bloß Hausfreund seyn wollte. Wie, wenn ich sie durch das Geständniß meiner Neigung eben so verscheuchte, wie der Accessist? Meine Eigenliebe machte zwar Einwendungen dagegen, aber immer sank mir wieder der Muth.

Aus diesen Gedanken weckte mich Cornelia's hochrothes Kleid, das meine Aufmerksamkeit auf den Fluß zog, der indessen ziemlich leer geworden war, ohne daß ich es bemerkt hatte. Cornelia ließ sich eben von dem Grafen Schlittschuhe anlegen, um sich im Schlittschuhlaufen zu versuchen. Da dies in Wartberg bei Frauen durchaus nicht Sitte war, sammelte sich bald ein Haufen Gassenbuben um sie herum, die dann auch das Vergnügen hatten, ihren ungeschickten Bewegungen durch die sie unfehlbar gefallen wäre, wenn sie die beiden Offiziere nicht gehalten hätten, weidlich zu ergötzen, was sie durch ein schallendes Gelächter zu erkennen gaben, so oft Cornelia einen neuen Versuch wagte; bis sie endlich mit einer zornigen Geberde die Schlittschuhe von sich schleuderte. Armes Mädchen! Einst die Königin der Gesellschaft und jetzt schon der Straßenjungen Spott durch ihr Benehmen!

Ich versank wieder in meine Gedanken, ohne zu sehen, was unten vorging, bis lautes, ängstliches Geschrei mich aufschreckte. Ich öffnete das Fenster und sah den Grafen Cornelia nach einer Stelle des Flusses fahren, wo eine Stange mit einem Strohbüschel

aufgerichtet war, offenbar ein Zeichen der Abwehr. Dicht hinter ihnen fuhr der Baron mit Henriette. „Halt! Halt!" schrie man ihnen von verschiedenen Seiten zu. „Halt! Fahren Sie nicht weiter, es ist dort ein Loch im Eise." Die Offiziere schienen nicht darauf zu achten, bis Cornelia's Schlitten etwa nur noch einen Schritt von der gefährlichen Stelle war. Da schrie auch sie laut auf. Der Graf ließ den Schlitten los, den er wohl glaubte nicht mehr aufhalten zu können, um durch eine rasche Wendung sich zu retten, während der Schlitten auf die nur mit einer dünnen Eisdecke belegten Stelle schoß und augenblicklich mit Cornelia versank. Ich eilte so schnell ich konnte aus dem Hause, der Unglücksstelle zu. Mit einiger Beruhigung sah ich Cornelia's bleiches Haupt wieder über dem Wasser. Ludwig, der platt auf dem Eise bis zum Rande desselben ausgestreckt lag, hielt mit beiden Händen das Mädchen im Wasser schwebend. Sie herauszuziehen war in seiner Lage nicht möglich; die glatte Fläche gewährte ihm nirgends einen Stützpunkt, sich aufzurichten. Von allen Seiten liefen Leute herbei und noch vor mir war Konstantin an der Stelle, um mit seinen geübten kräftigen Armen Cornelia empor zu heben und von Anderen unterstützt, sie aus dem Wasser zu bringen. Ich selbst vermochte nicht auf dem Eise zu gehen, viel weniger konnte ich helfen. Wie sehr fühlte ich den Mangel körperlicher Uebung, die in den Städten so sehr vernachlässigt wird! Unterdessen rannte der Graf umher, rief nach Hilfe, fluchte und schalt über die Unvorsichtigkeit, in das Eis ein Loch zu

hauen und drohte, dies nach der Residenz melden und Klage führen zu wollen.

Der Baron hatte noch zur rechten Zeit seinem Schlitten eine Wendung gegeben und stand die ganze Zeit über bei Henriette, die, so oft er Cornelia zu Hilfe eilen wollte, ihn festhielt mit der Versicherung, sie sterbe vor Angst und Schrecken, wenn er sie nur einen Augenblick verlasse. Sie hatte sich ganz von der Scene abgewendet, versichernd, es würde sie tödten, wenn sie dies gräßliche Schauspiel sehen müßte. Zum Glücke war Cornelia nach ihrem Sturze augenblicklich wieder an die Oberfläche des Wassers gekommen; da sie wegen der geringen Strömung des Flusses nicht unter die Eisdecke getrieben worden. Ludwig war der erste an der Stelle und schnell besonnen, rettete er sie vor neuem Untersinken. Sie hatte im Wasser die Besinnung verloren, kam aber, nachdem wir sie auf einen Schlitten gesetzt, bald wieder zu sich. Sie sah den Grafen zärtlich an und flüsterte: „Mein Retter!" Konstantin machte eine ungeduldige Geberde, mehrere der Umstehenden lachten; als aber Cornelia hastig sich an den Jungen wandte mit der Bitte: „Lieber Konstantin, mein Battisttaschentuch muß noch in dem fatalen Loche seyn, nicht wahr, Du holst es mir?" Da fuhr er heftig auf: „Das kann Ihnen der Herr Graf holen, um eines Taschentuches willen stecke ich meinen Arm nicht noch einmal in das Eiswasser!" Dabei schlug er seine nassen Arme heftig um seinen Leib und lief von einer Stelle zur anderen, um trocken zu werden und sich zu wärmen.

Zähneklappernd und zitternd vor Kälte seufzte Cornelia: „Ich werde doch heute Abend auf den Ball können? Es wäre ja Schade um meinen neuen Anzug!"

„Herr Graf," sagte nun Ludwig, der ebenfalls ganz durchnäßt war, „wollten Sie nicht die Güte haben, Ihren Mantel Fräulein Cornelia umzuhängen, sonst laufen wir Gefahr sie bloß aus dem Wasser gerettet zu haben, um sie hier erfrieren zu lassen."

Mit einer süßsaueren Miene bedeckte der Bräutigam Cornelia mit seinem Mantel und Ludwig fuhr sie nun eilig auf dem Schlitten in die Stadt.

Noch immer polternd und fluchend folgte ihnen der Graf. Obwohl die ganze Scene nur wenige Minuten gewährt hatte, waren doch viele Leute herbei gelaufen, besonders Schiffer und Fischer mit Aexten, das Eis aufzuhauen und mit langen, eisenbeschlagenen Stangen, um die Versunkene zu suchen. Alle diese Leute waren höchst erbittert über das Betragen des Grafen und machten ihrem Zorne Luft, sobald er den Rücken gewendet hatte.

„Der will nach Karlsruhe melden, daß man hier Löcher in's Eis haut? Was versteht der davon! und die großen Herren in ihrem Sande dahinten, die werden auch nicht wissen, daß die Fische Luft haben müssen." — „Für was hat er denn seine Augen?" sagte ein Anderer. „Der Strohwisch steckt ja noch da, warum hat er ihn denn nicht gesehen?" — „Schelten und fluchen hat er können," bemerkte ein Dritter, „aber in's Wasser langen und seinen Schatz heraus=

holen, das hat er bleiben lassen.“ — „Natürlich,“ spottete ein Vierter, „er ist ja ein Graf, die sind von Marcipan und dürfen nicht naß werden.“ — „Der wird ein Graf seyn, wie ich,“ hieß es weiter, „ein Herr von Habenichts, das wird er seyn.“

Nun fielen alle anwesenden Straßenjungen im Chore singend ein: „Er ist der Herr von Habenichts, von Habenichts und . . . . ist sein Wappen!“

Es war ganz dunkel geworden; ich ging auf mein Zimmer zurück. Es waren noch zwei Stunden Zeit bis zum Anfange des Picknickes, und obgleich ich mich noch umkleiden mußte, weil damals der Frack unvermeidlich war, so blieb mir doch noch viele Muße, meinen Gedanken nachzuhängen. Sollte ich heute schon eine Erklärung herbeiführen? Wenn aber Eulalia in eine Verbindung mit mir willigte, nur um von dem Accessisten befreit zu werden? Diese Gedanken drängten sich mir immer wieder auf. Was ich jetzt bieten konnte, war die Aussicht auf meine Besserstellung; denn mittellos, wie wir beide waren, durfte ich mit meiner damaligen Besoldung nicht an Gründung eines Hausstandes denken. Würden ihre Pflegeeltern sich mit meiner bloßen Aussicht begnügen. Würde namentlich ihre Tante, die so sehr auf eine sorgenfreie Existenz für Eulalia bedacht ist, würde sie nicht in der Verbindung mit dem Accessisten die sichere Versorgung der bloßen Aussicht vorziehen? Wenn nur diese verhaßte Verbindung hinausgeschoben werden könnte bis zu einer Besserstellung! Vielleicht, dachte ich, gelänge es mir, die Hofkammerräthin zu bewegen, nicht weiter in

Eulalia zu bringen, als bis sie ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt hätte. Ich hoffte am Abende Gelegenheit zu finden, diesen Vorschlag der Tante beizubringen, und schmeichelte mir mit der Hoffnung, genug Ansehen bei ihr zu haben, um sie zur Annahme desselben bewegen zu können. Dieser Gedanke behielt nun die Oberhand und etwas getrösteter ging ich um sieben Uhr zu dem Picknick, das in der Wohnung des Intendanten gehalten wurde.

Die Gesellschaft war ziemlich zahlreich und bestand größtentheils aus Personen, die ich von meinem vorigen Besuche schon kannte. Doch waren auch einige mir noch fremde dabei, wogegen von meinen früheren Bekannten Cornelia, Henriette, der Hauptmann Hahn und die Offiziere der Garnison fehlten.

Der Anfang war etwas förmlich und steif; diejenigen Personen der Gesellschaft, die mich zum erstenmale sahen, zeigten sich durch den Fremden beengt, obgleich alle ohne Ausnahme betheuerten, wie sehr sie sich geehrt fühlten, daß ich an einem so festlichen Tage ihr Städtchen und statt des Offizierballes ihr Picknick besuche; wobei es nicht an scharfen Seitenhieben fehlte auf die Ballgesellschaft uud besonders auf die jungen Mädchen, die dahin gingen. Als es zu Tische ging, bemühte ich mich, neben die Frau Hofkammerräthin zu kommen, was aber gar keine leichte Aufgabe war, denn sie erschien als die Hauptfestordnerin bald hier, bald dort, überall anordnend, verändernd, verbessernd; ich aber, gleich ihrem Trabanten, folgte ihr durch alle Verschlingungen der Gesellschaft, bis sie endlich festen

Posten am Tische gefaßt hatte, worauf ich ungebeten den Stuhl neben ihr einnahm.

Noch war mir aber der Platz nicht sicher, denn der Hofkammerrath rief mir zu: „Ei, Herr Ministerialassessor, das ist kein Platz für Sie!“ Ich versicherte eifrig, ich könne mir keinen besseren wünschen, er möge mir die Ehre gönnen, den Abend neben seiner Frau Gemahlin zuzubringen. Mit Vergnügen bemerkte ich, daß die Frau Hofkammerräthin meine Artigkeit sehr wohl aufnahm, sie entgegnete ihrem Manne: „Aber wir können doch den Herrn Ministerialassessor nicht an's Ende des Tisches setzen, das schickte sich ja nicht.“

„Nun, ich wünsche nur, daß Sie gerne bei uns seyen, setzen Sie sich, wohin es Ihnen beliebt,“ erwiderte der gute Mann.

In der Sorge um meinen Platz hatte ich Eulalia aus den Augen verloren; nun bemerkte ich zu meiner Freude, daß sie zwar weit weg, am anderen Ende des Tisches, aber doch mir gegenüber saß, wo ich sie ungehindert beobachten konnte. Ludwig und Konstantin waren an ihrer Seite. Sicher hatten diese sich an sie gedrängt, um den Accessisten, der durch noch einige Jungen von ihr getrennt saß, von ihr fern zu halten. Ein einfaches grünes Kleid erhob ihre blühende Gesichtsfarbe; ein goldenes Kreuzchen hing an einer feinen Kette an ihrem Halse; dies war der einzige Schmuck, den sie trug. Sie schien zufrieden; war doch der Gefürchtete nicht in ihrer unmittelbaren Nähe.

Die Gesellschaft wurde bald lebhafter. Jede Fa-

milie hatte nach eigener Wahl zu dem Feste eine Speise geliefert, die unverheiratheten Herren das Dessert.

Voraussichtlich des Neujahrsfestes hatte ich aus der Residenz die schönsten Bonbons mitgebracht, und der Teller mit ihnen ging von Hand zu Hand unter lauter Bewunderung. Der arme Accessist hatte ein großes Herz backen lassen, unglücklicher Weise aber war es mit einem Chocoladenguß überzogen worden, wodurch es schwarz erschien und in dem Augenblicke, als er es feierlich vor Eulalia auf den Tisch setzte, ein allgemeines Gelächter erregte, wobei er sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er in aller Eile das Kunstwerk zerschnitt, um seine Form erkenntlich zu machen. Obgleich ich in die Lieferung der Speisen nicht eingeweiht war, konnte ich doch jedesmal sogleich beim Auftragen bemerken, von wem sie herrührten. Die Spenderin ward unruhig und bemühte sich, sie zum Zerlegen zu erhalten, um dies so vortheilhaft als möglich zu thuen, worauf sie dieselbe dann mit sichtlicher Befriedigung herumbot und das Lob dafür einerndtete. Es fehlte indessen nicht an heimlichen, spöttischen Bemerkungen, z. B.: „Warum haben denn Hofraths nur eine Ente gegeben?" — „Man merkt es wohl dem Braten an, daß die Frau Professorin Gedichte macht," sagte eine Andere ihrer Nachbarin in's Ohr. Eine gute, alte Frau Rectorin zog sich besonders die Kritik der Frauen zu, weil sie einen Kapaun, den sie geliefert, mit vieler Mühe zerlegte und das beste Stück ihrem Manne auf den Teller legte.

Die Unterhaltung war indessen so lebhaft geworden, daß man nur mit seinen nächsten Nachbarn sprechen konnte, aber immer fand ich noch keine Gelegenheit, mein Anliegen bei der Frau Hofkammeräthin anzubringen. Sie war so zerstreut im Gespräche und winkte mehrmals Eulalia zu, worauf diese immer auf einige Minuten das Zimmer verließ, offenbar stand etwas Wichtiges bevor, das sie mit Spannung erwartete. Plötzlich kam mir der Gedanke, sie will Eulalia's Verlobung verkünden! Ich war dadurch einen Augenblick wie vernichtet und mit noch mehr Schrecken bemerkte ich, daß Eulalia, als die Tante ihr nun zurief: „Jetzt, jetzt, Eulalia!" in großer Verlegenheit das Zimmer verließ.

„Frau Hofkammerräthin, was haben Sie vor?" rief ich erschrocken aus.

In demselben Augenblicke trat Eulalia wieder in's Zimmer, eine Platte tragend, die über und über in rothen und blauen Flammen brannte.

Ein allgemeiner Jubel mit Händeklatschen begrüßte das gelungene Kunststück. Eulalia war in der peinlichsten Verlegenheit; die Röthe ihrer Wangen überbot jene der Feuerflamme, sie eilte beschämt an ihren Platz. Mir fiel ein Stein vom Herzen. Mit großer Genugthuung nahm die Frau Hofkammerräthin die Platte zur Hand und vertheilte den brennenden Pudding, der dann nochmals allgemein bewundert wurde. Die Frauen wollten, jede die erste, die Zubereitung wissen. „Sie sehen," sagte mir die Frau Hofkammerräthin, „Eulalia wird zur Haushaltuug angehalten.

Zu Hausfrauen werden wir geboren, und müssen deßhalb auch gut erzogen werden. Was nützen Musik, Zeichnen und alle Künste, wenn man einmal verheirathet ist? Da gibt es wichtigere Arbeiten! Ich denke an Eulalia meine Pflicht zu thuen, indem ich sie in die Haushaltungsführung einübe. Wer weiß, sie hat es vielleicht bald nöthig," setzte sie bedeutsam lächelnd hinzu.

Nun war der Augenblick für mich gekommen, ich sagte daher: „Fräulein Eulalia ist noch so jung, sonst würde ich mir die Frage erlauben, ob sie Braut ist?"

„Haben Sie noch nichts davon gehört, Herr Ministerialassessor? Der Herr Accessist bewirbt sich ernstlich um sie, und da wir diese Partie ganz passend finden — sie ist eine arme Waise, — so wäre die Sache schon in's Reine gebracht, wenn das Mädchen sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, sie wolle ihn nicht, ob sie noch die Klostergedanken hat; ich habe ihr aber allen Ernstes erklärt, daß ich nie und unter keinen Umständen meine Einwilligung gebe, daß sie in's Kloster gehe. Ich habe auch den Ludwig im Verdachte, daß er sie bestärkt, den Accessisten auszuschlagen; wenn er nicht in den Knabenschuhen stäcke, so glaubte ich fast, er hätte selbst Absichten auf sie. Aber, ich will jedenfalls sorgen, daß Eulalia seinen Umgang vermeidet."

Die dicke Frau war so in Eifer gerathen, daß sie ihr Haubenband lockerer machte, um einige Kühlung dadurch zu erhalten. Ich sagte ihr daher mit aller möglichen Sanftmuth: „Ich wundere mich, Frau Hof-

kammerräthin, daß Sie jetzt schon daran denken Eulalia zu verheirathen, wo sie noch fast Kind ist. Bei Ihrer Liebe zu Ihrer Nichte habe ich die Ueberzeugung, daß Sie ihr gewiß keinen Mann aufdrängen wollen, für den sie keine Neigung hat."

„Ich glaube selbst, daß es nur ihre Jugend ist, die sie die Partie ausschlagen läßt; sie ist noch zu unvernünftig in dieser Sache, sonst würde sie einsehen, daß eine so gute Versorgung nicht alle Tage sich darbietet."

„Aber," sagte ich schüchtern, weil hiervon das Gelingen meines Planes abhing, „aber, Frau Hofkammerräthin, wäre es nicht besser, wenn Sie die ganze Sache gegen Eulalia vor der Hand nicht mehr erwähnten, z. B. nicht vor dem nächsten Sommer; denn ich hege die Ueberzeugung, je mehr man Jemanden etwas gegen seinen Willen aufdringen will, um so mehr wehrt er sich dagegen; läßt man ihn aber glauben, es stehe ihm frei, so wird er manchmal das mit Liebe ergreifen, was er im Zwange von sich gestoßen hatte."

„Sie können hierin Recht haben," sagte die Frau bedächtig, und ich hoffte schon meine Sache gewonnen zu haben, als sie beifügte: „Aber der Accessist ist nicht mehr in der ersten Jugend; sobald Eulalia achtzehn Jahre alt ist, muß die Hochzeit seyn; wie könnten wir mit der Aussteuer fertig werden, wenn wir nicht mehr als ein Jahr Zeit dazu hätten? Das muß ich Ihnen im Vertrauen sagen, Eulalia ist zwar nicht mein eigen Kind, aber eine Aussteuer soll sie doch von

mir bekommen, so schön, wie sie je ein hiesiges Mädchen bekommen hat, und daran darf kein Stich von fremden Händen genäht werden, das würde mich noch auf dem Todsbette kränken."

„Glauben Sie nicht, Frau Hofkammeräthin," fing ich ziemlich herabgestimmt wieder an, „daß diese Arbeiten viel schneller Eulalia von der Hand gingen, wenn dieselben mit frohen Hoffnungen verrichtete, als wenn sie bei jedem Stiche deren Vollendung fürchten müßte, als den Zeitpunkt, der das, was sie für ihr Unglück hält, besiegeln würde?"

„Ihr Unglück, Herr Ministerialassessor? nein, unglücklich will ich das Kind meiner Schwester nicht machen!" erwiderte sie bedenklich.

„Ich sage nicht, daß es ihr Unglück seyn werde, sondern nur, daß sie es dafür ansieht, und dies gewiß um so mehr, je mehr sie dazu gedrängt wird." — „Ich will gar nicht sagen, daß sie Unrecht habe; wüßte ich nur, daß wir dann die Aussteuer fertig brächten, so wollte ich jetzt gar nicht mehr von der Hochzeit sprechen," antwortete sie schon nachgiebiger. Der Accessist könnte seine Besuche bei meinem Manne machen, wie früher auch. Er ist so bescheiden, daß er nicht verlangt, daß Eulalia sich mit ihm unterhält. Vielleicht würde sie wieder zutraulich gegen ihn, wie sie es früher war."

„Machen Sie es so, Frau Hofkammerräthin, Fräulein Eulalia könnte ja im Nothfalle einen Theil ihrer Aussteuer nach ihrer Vermählung fertig machen." — „Nein," antwortete die gute Frau mit einem wahren

Schrecken, „das darf nicht seyn. Wissen Sie nicht, daß eine Frau in ihrer Haushaltung nie fertig wird, wenn ihre Aussteuer nicht vor der Hochzeit vollendet wurde. Aber, es fällt mir eben ein, ich könnte einige Stücke Leinwand verarbeiten lassen, wie wenn sie für meine eigene Haushaltung wären, das gäbe ein Auskunftsmittel."

„Ja wohl, thuen Sie dieses, Frau Hofkammerräthin, Sie sparen dem guten Kinde vielen Kummer und werden ihr Glück gewiß sicherer begründen, wenn sie es selbst ergreift, als wenn Sie es ihr aufdringen wollten. Kommen Sie, geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie den ganzen Plan nicht mehr erwähnen, ehe sie siebzehn Jahre alt ist," sagte ich scherzend zu ihr. „Ich komme indessen schon wieder einmal hierher und werde zu meiner Freude Eulalia heiterer finden, als diesmal."

„Haben Sie eine Veränderung an Eulalia bemerkt?" fragte die Tante erschrocken. — „Gewiß. Frau Hofkammerräthin, Eulalia hat viel von ihrer früheren Heiterkeit verloren. Sie sieht sehr niedergedrückt aus."

„Das wäre mir freilich leid! Das einfältige Mädchen weiß sein Glück nicht zu schätzen."

Die jungen Leute waren schon aufgestanden, um Gesellschaftsspiele anzuordnen, und auch von den älteren Herren und Damen hatten schon einige den Tisch verlassen, ohne daß wir es in unserem Gespräche bemerkt hatten. Ich entschuldigte mich bei der Frau

Hofkammeräthin, sie so lange allein in Anspruch genommen zu haben.

Ich suchte jetzt eine Gelegenheit, Eulalia den Erfolg meiner Unterredung mit ihrer Tante mitzutheilen; allein das ging nicht so leicht; die alten Herren hatten so viel zu fragen und mir aufzutragen, wozu sie bis jetzt noch nicht gekommen waren, daß sie glaubten, mich die noch übrige Zeit festhalten zu müssen, um doch Alles anbringen zu können.

So nahte die Scheidestunde des Jahres. Auf dem Marktplatze vor dem Hause begann es lebhaft zu werden; im Nebenzimmer ruhten die Spiele; die Herren vergaßen ihre geschäftlichen Anliegen und Alles schien in Erwartung. Da bemerkte der Intendant, daß die Zimmeruhr zurückgerichtet war und rückte schnell den Zeiger vor.

„Konstantin, das hast Du gethan, um uns das Neujahr abzugewinnen, dummer Junge! auf diese Weise hätten wir ja den Spruch des Nachtwächters nicht gehört! Kommen Sie, Herr Ministerialassessor, stellen Sie sich an dieses Fenster, hier können Sie Alles am besten sehen und hören.“

Den Spruch des Nachtwächters dachte ich, was wird das geben?

Ich sah auf den Platz hinunter, der trotz der strengen Kälte mit zahlreichen Gruppen von Menschen bedeckt war, ebenso waren fast alle Fenster der umliegenden Häuser besetzt und Lichter davor gestellt, so daß der Platz hübsch beleuchtet erschien. Die alterthümlichen Häuser mit ihren hohen, vorstehenden Giebeln,

in dieser Beleuchtung, vermehrten den Eindruck des Geheimnißvollen, welches in dem Eintritte eines neuen Jahres liegt. Der Gedanke, daß dieses neubeginnende Jahr für mich ein entscheidendes werden dürfte, verbunden mit der spannenden Erwartung, in welcher sich meine ganze Umgebung befand, vermehrte die wogenden, ängstlichen Gefühle in meinem Herzen. Noch eine Minute bis zwölf Uhr! die ganze Menschenmasse, sowohl in den Häusern, als auf dem Marktplatze, lauschte schweigend auf den ersten Schlag der Glocke. Mit diesem ersten Schlage trat ein Mann auf die Vortreppe des Rathhauses, in der einen Hand ein Horn, in der anderen eine große Laterne, die Insignien des Nachtwächters.

Verhängnißvoll klangen die zwölf Schläge in die schweigende Nacht hinaus, erst von der einen, dann von der zweiten, und endlich von der dritten Glocke. Mit dem Verhallen des letzten Schlages stieß der Nachtwächter in sein Horn und sprach dann mit heller, vernehmbarer Stimme folgenden Neujahrswunsch, der lautlos angehört wurde.

„Hört Ihr Herren und laßt Euch sagen!
Die Glocke hat zwölf geschlagen!
Und hiemit ist das alte Jahr
Nun abgelaufen ganz und gar.
Vergangen ist's, ob Lust, ob Schmerz,
In ihm beweget unser Herz!
Nun sagt ihm Dank, der dieses Jahr
Uns hat bewahrt in vieler G'fahr!
Der uns das neue Jahr nun schenkt
Und Alles uns zum Besten lenkt!

Wohl Dem, dem dieses Jahr nicht Einen
Durch Todsfall raubte von den Seinen.
Noch wohler, dem sein Herz heut nicht
Den Vorwurf macht versäumter Pflicht,
Der keine Art von böser That
In diesem Jahr begangen hat;
Der nun mit ruhigem Gewissen
Sich niederlegt auf's Ruhekissen.
Und so das neue Jahr empfängt,
Mit Zuversicht auf Den, der Alles lenkt.

Nun bring' ich meine Wünsche dar
Euch Allen für das neue Jahr:
Der hohen geistlichen Obrigkeit
Ein Volk, das zum Gehorchen bereit!
Und unsrer weltlichen Obrigkeit
Wünsch ich zum Allerbesten heut
Ein gutes Herz und weisen Sinn,
Das ist für sie und uns Gewinn!
Dem hohen Adel und den Reichen:
Daß sie sich allzeit großmüthig zeigen!
Den Beamten und studirten Herr'n:
Daß sie den Bedrängten helfen gern!
Den Herren von der Bürgerschaft:
Einigkeit, Wohlstand, Muth und Kraft!
Was soll ich wünschen den Kranken und Armen?
Daß Gott und Menschen sich ihrer erbarmen!
Den Alten wünsch' ich Heiterkeit,
Ein' frohen Blick in die Ewigkeit;
Den Mittlern Fleiß und Rührigkeit.
Den Segen Gottes allezeit!
Den Kindern einen frohen Muth
Und Eltern, die sie ziehen gut!
Den Ehefrau'n wünsch' ich allerwegen
Auch dies Jahr wieder Ehesegen.
Den Jünglingen und Jungfrau'n fein:

Daß sie in Zucht und Ehren sey'n
Und so bewahren ihre Kron',
Bis Gott sie ruft vor seinen Thron;
Doch aber, wenn sie wollen frei'n,
Soll es in guten Ehren seyn.
Den armen Sündern wünsch' ich noch:
Daß sie sich all' bekehren doch;
Denn ach, wie leicht, daß dieses Jahr
Das letzte ihres Lebens war!
Wenn etwa wäre Einer noch,
Den ich beim Wünschen vergessen doch,
So wünsch' ich ihm zu guter Letzt,
Von Allem noch das Allerbest:
Ein glückliches Leben, ein' sel'gen Tod,
Er leb' und sterb' mit seinem Gott!
Nun bin ich fertig ganz und gar
Und wünsche Allen: Prost Neujahr!"

„Prost Neujahr!" brauste es nun durch die Menge auf der Straße, wie in den Häusern. „Prost Neujahr!" scholl es in der Nähe wie von der Ferne her. Auf die vorhergehende regungslose Stille war die lauteste, lebhafteste Bewegung gefolgt. Alles schrie, die Bekannten umarmten sich. Nach den ersten allgemeinen Ergüssen kamen die Glückwünsche der Einzelnen an ihre Freunde und Bekannten in einer sorgfältigeren Form. In unserer Gesellschaft ward Punsch herumgeboten und nun ging es an ein Anstoßen und Gläserklirren, von Einem zum Anderen. Auch ich ward mit Glückwünschen überschüttet und alle endeten mit dem Wunsche, daß ich im nächsten Jahre recht oft ihr Städtchen besuchen möge. Endlich nachdem ich alle Pflichten der Höflichkeit gegen die Herren und Damen

erfüllt hatte, durfte ich Eulalia aufsuchen. Der Accessist stand vor ihr, tief gebückt eine lange Anrede von Glückwünschen an sie haltend, in welcher er zu meiner geheimen Freude endlich stecken blieb und froh seyn mußte, daß ich ihm durch meine Dazwischenkunft aus der Verlegenheit half.

Eulalia sah bekümmert aus. Ich war tief bewegt, als ich ihr sagte: „Eulalia, ich wünsche, daß dies neue Jahr ein recht glückliches für Sie seyn möge!“ Meine Bewegung mußte ihr aufgefallen seyn; wie ein Blitz fuhr ein Blick aus ihren Augen in die meinigen, aber eben so schnell schlug sie sie tief erröthend nieder und ein Seufzer entquoll ihrer Brust. Ich sah, daß sie zitterte. Kaum brachte sie die Worte hervor: „Ich danke Ihnen.“ — „Eulalia, seyen Sie heiter, ich bringe Ihnen gute Nachricht zum neuen Jahre,“ sagte ich ihr, meine Aufregung niederkämpfend und führte sie etwas von den Anderen entfernt, an ein Fenster.

„Was kann ich Gutes erfahren?“ antwortete sie trostlos, „das vergangene Jahr war wohl das letzte meiner glücklichen Zeit!“

„Ich hoffe im Gegentheile, mit dem neuen Jahre sollten Sie noch glücklicher werden.“ Sie sah mich trüb und ungläubig an und sagte: „Es war mir so bange auf diese Mitternachtsstunde, die das alte Jahr von dem neuen scheidet, als wenn sie mich von Allem, was ich bisher liebte, von Allem, was mich freute auf Ewig scheiden wollte! In grauenhaftem Dunkel lag die Zukunft vor mir und was sie mir von meinem Schicksale ahnen ließ, war noch schrecklicher, als

das Dunkel selbst. Von dem ersten Augenblicke an, wo es ruhig um mich ward, mit dem ersten Schlage der zwölften Stunde bis zum Schlusse des Neujahrsspruches betete ich zu Gott, ich dankte ihm für alles Glück, das ich bisher genossen, und nahm Abschied davon; ich dankte ihm auch," — dies sagte sie kaum hörbar, — „daß er Sie hierher geführt, und für alles Wohlwollen, das Sie mir bewiesen, und bat ihn, es mir zu erhalten. Dann legte ich das neue Jahr mit meiner ganzen Zukunft in seine Hände und bat, daß es mir zum Heile werden möge. Gerne wollte ich verzichten auf jedes irdische Glück, gerne das Kreuz tragen, das er mir auflegen möge, wenn mir nur eine glückselige Ewigkeit bliebe. Ich war am Ende ziemlich beruhigt; da kam der Accessist mit seinem Glückwunsche! Ich sah hinter ihm die spöttischen Blicke Aller — — ach! — — ich fühlte mich nicht stark genug, diese Pflichten zu erfüllen!"

„Aber, Eulalia, es kann Sie ja keine Macht der Welt zwingen zu einer Verbindung gegen Ihren Willen; Sie sind nicht schuldig, hierin zu gehorchen."

„Ich weiß es wohl!" antwortete sie, „ich habe den Herrn Stadtpfarrer darüber berathen, er hat mir dasselbe gesagt; aber zugleich sprach er so nachdrücklich über das Verdienst des Gehorsames und den Segen, der darauf ruht, daß ich so gerne gehorchen möchte! In dieser feierlichen Stunde, wo ich gute Vorsätze für das neue Jahr faßte, traten mir die Worte des Herrn Stadtpfarrers über die Tugend des Gehorsames wieder so lebhaft vor die Seele, daß ich so gerne gehor-

chen möchte, wenn ich nicht schauderte vor den neuen Pflichten, die ich durch diesen Gehorsam übernehmen müßte!"

„Beruhigen Sie sich, Eulalia, Sie haben nun wenigstens Zeit gewonnen und das ist schon viel. Ihre Frau Tante hat mir versprochen, diese Heirath nicht mehr zu erwähnen, bis Sie Ihr siebzehntes Jahr vollendet haben."

Wie der Mond plötzlich durch dunkle Wetterwolken bricht, so brach bei Eulalia die Freude durch tiefe Trauer. Ihre Augen strahlten, Purpurröthe überzog ihr Gesicht und mit dem seligsten Lächeln sagte sie: „Gott sey Dank! Er rettet mich! Bis zu meinem Geburtstage ist's noch lang, Monate vergehen noch; wie viel kann sich bis dahin ändern! O, wie will ich meine Pflegeeltern lieben, auf alle ihre Winke achten; vielleicht ändern sie ihre Ansicht. Ach, ich habe ja nun noch Zeit, Gott um diese Gnade zu bitten. Aber in meiner Freude hätte ich fast übersehen, daß ich dieses Glück nach Gott allein Ihnen verdanke. Nur Sie haben meine Tante bewogen zu dem Aufschube. Gott segne Sie tausendfach für das, was Sie an mir armen Mädchen thuen! O, wie verdiene ich so viele Theilnahme!"

„Schenken Sie mir dafür Ihre Freundschaft, Eulalia!"

„Die Freundschaft eines unbedeutenden Landmädchens, wie könnte Ihnen diese erwünscht seyn? Doch gerne gebe ich Ihnen Alles, worüber ich gebieten darf."

„Erinnern Sie sich, daß Sie einen Freund haben, wenn man vielleicht sein Versprechen vergessen könnte! schreiben Sie mir, wenn sie gedrängt werden. Ich komme wieder vor der abgelaufenen Zeit," sagte ich ihr noch schnell, als ich bemerkte, daß man unsere lange Unterhaltung beobachtete. Die Gesellschaft, zu welcher wir zurücktraten, bereitete sich zum Weggehen.

„Wann kommen Sie wieder, Herr Ministerialassessor? Wir müssen dies gleich bestimmen, damit wir uns die Zwischenzeit hindurch darauf freuen können," hieß es nun von verschiedenen Seiten. — „Ich denke, im Anfange des Sommers," war meine Antwort.

„Bis dahin ist es noch zu lange," sagte der Hofkammerrath, „ich schlage Ihnen vor, auf Fastnacht uns zu besuchen, damit Sie auch sehen, wie wir Fastnacht halten. Sie ist zwar hier nicht so lebhaft, wie im Oberlande, man sieht nichts von ihr auf den Straßen und ich kann Ihnen dafür auch keine besondere Entschädigung versprechen, aber wir glauben, daß Sie gerne bei uns sind und Sie wissen, wie sehr Sie uns mit Ihrem Besuche erfreuen."

„Sie werden einen Maskenball mitmachen können, Herr Ministerialassessor," fügte der Intendant bei, „und die Maskenbälle waren schon manchmal recht schön dahier; es wird viel darauf verwendet. Nun ward schon seit einigen Jahren keiner mehr abgehalten, weßhalb der nächste gewiß glänzend seyn wird."

Ich sah auf Eulalia, sie schlug den Blick zu Bo-

den, ihre Wangen glühten; es schien mir, als erwarte sie gespannt meine Antwort, daher sagte ich: „Gut, ich folge Ihrer freundlichen Einladung und bringe den Fastnachtsabend mit Ihnen zu. Ein leichtes Lächeln überflog Eulalia's Züge. So trennten wir uns, nochmals einander alles Gute für das neue Jahr wünschend.

Der Marktplatz war leer und still; an den Fenstern der Häuser nur noch hie und da ein einzelnes Licht. Mein Wirth erwartete mich noch munter. Auch bei ihm war eine Gesellschaft bis nach Mitternacht geblieben. Mit großem Ernste und vieler Feierlichkeit wünschte er mir alles Mögliche einzeln aufgezählt, zum neuen Jahre. Ihm dankend, eilte ich auf mein Zimmer, nachdem ich ihn noch gefragt hatte, wenn wohl morgen eine heilige Messe zu hören sey, da ich früher nie einen Sonn- oder Feiertag in Wartberg zugebracht hatte. „Wir haben morgen feierlich Amt mit Musik," war die Antwort, „Sie werden sich wundern, wie viel unsere Stadt hierin leistet. Außer dem Organisten und dem Baßgeiger spielen und singen blos Liebhaber; aber Alles nach Noten, wie die ersten Musikanten."

„Ist das Amt in der gothischen Kirche, an welcher ich eben vorbeikam?" — „Nein, das ist die protestantische, an dieser geht man vorüber, um an die katholische zu kommen. Ich werde die Ehre haben, Sie zu begleiten, wenn Sie es erlauben."

Ein musikalisches Amt, in diesem Städtchen, von Liebhabern, das zeigt doch viel Sinn für Kunst, und

namentlich für Kirchenmusik. Da ich diese sehr liebte, freute ich mich auf den morgigen Gottesdienst.

Ich konnte nicht zu Bette gehen, ohne einen Blick in die Winternacht hinausgeworfen zu haben. Sie war finster, die Gegend lag im Dunkel, wie das neugeborene Jahr. Ein Sternlein blinkte am Himmel. Ich habe Gott gedankt, daß er Sie hieher geführt! hatte Eulalia gesagt — und hoffnungsvoll ging ich zu Bette.

Um acht Uhr des andern Morgens ging ich mit meinem Wirthe zur Kirche. Wir waren fast das ganze Städtchen durchwandert, das Thor war nahe, und immer noch sah ich die Kirche nicht, weßhalb ich meinen Begleiter fragte, ob sie außerhalb der Stadt liege.

„Sie entschuldigen, nein," war die Antwort, „dies hier vor uns ist sie." Mit Staunen sah ich nichts vor mir, als ein großes, in gewöhnlichem Style erbautes Wohnhaus. Mein Staunen wuchs, als ich in diesem Hause eine Treppe hinauf geführt wurde, worauf wir durch einige Gemächer kamen, die außer zwei Beichtstühlen nichts enthielten. Von da führte eine geöffnete Flügelthüre in ein Gemach, das für einen Empfangsaal recht hübsch gewesen wäre, für einen Betsaal jedoch zu nieder, und für die Gemeinde viel zu klein war. Jetzt schon war er bis zur Thüre vollgepfropft und immer strömten noch Andächtige zu, so daß auch die beiden leeren Gemächer sich füllten, ja, wie ich später hörte, oft die Treppe bis auf die Straße herab

besetzt wurde. Durch die Dienstbeflissenheit meines Wirthes, der vor mir her eine Gasse durch die Menge bahnte, gelang es mir, bis so recht in das ärgste Gedränge vorzurücken, wo mein Begleiter mich dicht unter die Orgel postirte. Diese Orgel war wie ein mächtig großer Schrank; sie stand auf einer Estrade, die etwa drei Stufen höher als der Boden des Saales und so klein war, daß ich nicht begreife, wie die Musiker darauf Platz fanden, ihre Instrumente zu spielen. Obgleich jede Vocal- und Instrumentalstimme nur einfach besetzt war. Ein Geländer umgab sie, sonst hätte leicht hie und da Einer den Anderen unwillkürlich hinabstoßen können.

Der Saal war zwar äußerst arm, doch nicht unwürdig für den Gottesdienst ausgestattet. Eine Sacristei schien nicht vorhanden; der Geistliche, dem der Kirchendiener mit vieler Mühe durch die Anwesenden Bahn brechen mußte bis vor zum Altare, legte die priesterlichen Gewänder vor dem Publikum an einem Nebentische an. Um so weniger war ich darauf gefaßt, daß sein Antritt zum Altare von einem Tusche begleitet werden würde, der plötzlich zunächst an meinem Haupte losbrach. Erschrocken sah ich mich um und erblickte den Accessisten, der mächtig die Pauken bearbeitete, indeß ein Anderer in die Trompete stieß. Zum Glücke für meine Andacht schwiegen diese beiden Instrumente, bis der Priester den Altar wieder verließ.

Das Amt begann. Nach einem lärmenden Vorspiele der Instrumente fing das Kyrie mit einem So-

pransolo an. Die Stimme berührte mich wunderbar; obgleich sie weder stark noch künstlerisch gebildet war und anfänglich große Befangenheit verrieth, klang sie rein und der Vortrag war einfach und voll frommer Andacht. Ich kann versichern, daß es nicht meine Gewohnheit ist, beim Gottesdienste umherzusehen, aber der Eindruck dieser Stimme war so mächtig, daß ich unwillkürlich mich nach der Sängerin umsah. Es war Eulalia! Ich hatte zuvor nicht gehört, daß sie singen könne. Ihre Solopartie war kurz und die einzige, die sie sang. Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder schnell dem Gottesdienste zu; wurde aber bald wieder durch eine Tenorstimme zerstreut, die so gräßlich mein Ohr zerriß, wie ich gewiß noch nie, wenigstens in solcher Nähe, etwas gehört hatte. Der Mensch sang mit einer Bravour Coloraturen, Triller und alle Figuren theatralischen Gesanges, mit einer Stimme, die längst ausgesungen, bald überschlug, bald zu hoch, bald zu tief detonirte. Man konnte nichts Gräßlicheres hören als dieses Gloria! Und es währte lang, sehr lang!

Plötzlich entstand ein Gepolter und in dem vordersten Bänken lebhafte Bewegung. Es war eine Person ohnmächtig unter die Bank gefallen und sollte nun durch die Menschenmasse hinausgeschafft werden. Man sah, die Leute hatten Uebung; wie ich später erfuhr, geschahen solche Unfälle besonders im Sommer sehr oft in der dicken Luft des niederen Saales. Halb schwebend, halb geschleift, ward die Ohnmächtige durch die Menge geschleppt, die nachgab und wieder zusammenlief, wie flüssiges Wachs. Mit aller Anstrengung

suchte ich meine Aufmerksamkeit auf den Gottesdienst zu richten und von der Musik abzuziehen; allein von Zeit zu Zeit traf ein greller Mißton mein Ohr; manchmal schienen die Stimmen auseinander zu fallen, der Organist suchte sie aber mit seiner rauhen, Alles übertönenden Baßstimme einfallend, zusammenzuhalten, so, daß ich fortwährend gestört wurde. Dazu war diese musikalische Messe ganz ungewöhnlich lang. Ich gestehe, daß ich sehr nach ihrem Ende seufzte, das erst nach völlig anderthalb Stunden mit dem schon von mir erwarteten Tusch bewerkstelligt wurde. Nach meiner Rückkunft in die Residenz meldete ich den Nothstand des katholischen Gottesdienstes in Wartberg und unterstützte nach allen Kräften das Gesuch, um eine Kirche, die nun schon lange erbaut ist.

Ich eilte noch einige Besuche zu machen, um dann mit Konstantin wieder bis zu dem Orte, wo ich meinen Kutscher gelassen, zurückzufahren. Bei Hofkammeraths äußerte ich meine Verwunderung über Eulalia's Gesang. „Ich habe ihr keinen Unterricht geben lassen,“ sagte die Hofkammeräthin, „sie singt nach dem Gehöre, wie die anderen Mädchen, die mitsingen, auch. Der Schullehrer geigt ihnen vor, bis sie es können.“ — „Aber der Tenorist scheint doch ein gebildeter Sänger zu seyn?“

„Ja, freilich, der war beim Theater in Frankfurt, der ist ein Kunstsänger.“ Die Frau Hofkammeräthin erzählte mir, daß Cornelia trotz ihres Unfalles auf dem Balle gewesen und fortwährend mit den hiesigen und den fremden Offizieren getanzt habe. Der Haupt-

mann Hahn habe erzählt, sie sey blaß wie Marmor gewesen, aber in einem herrlichen Costüme, schön wie eine Göttin. Henriette war ebenfalls auf dem Balle ganz weiß gekleidet, doch ohne zu tanzen; der Schrecken von Cornelia's Sturz habe sie so ergriffen, daß sie der Ruhe bedurfte.

Einen Augenblick sah ich Eulalia. Sie war ernst und schien meiner gestrigen Versicherung nicht zu trauen. „Muth," flüsterte ich ihr zu. „Vergessen Sie nicht, daß Sie einen Freund haben, der auf jeden Wink bereit ist, zu Ihrer Hilfe zu kommen. Ich rechne indessen darauf, daß Ihre Tante ihr Wort hält."

„Gott gebe es," seufzte sie.

Der Intendant rief bei meinem Besuche mir entgegen: „Ich habe Sie in der Kirche gesehen; das ist schön von einem Residenzherrn. Es ist des Beispieles wegen."

„Es gibt allerdings ein übles Beispiel," antwortete ich, „wenn Männer aus den gebildeten Ständen sich vom Gottesdienste fern halten, allein das Beispiel ist nicht der Zweck meines Kirchenbesuches. Ich erkenne ihn sowohl für eine Pflicht, als für ein Glück, das uns zu Theil wird. Wer sich vom Kirchenbesuche ausschließt, excommunicirt sich selbst, und ich halte den Unterschied der Wirkung einer Selbstexcommunication und einer von der Behörde verhängten für nicht so groß."

Bei dem Intendanten sah ich einen Mann eintreten, der sich verbeugend trocken sagte: „Ich habe das Neujahr angewünscht."

Der Intendant bemerkte mein Staunen, sowohl über die Anrede, als über das Almosen, welches der gut gekleidete Mann, wie mir schien, erhielt und sagte mir erklärend: „Das ist der Nachtwächter, der uns heute Nacht den Spruch gesagt hat, dafür bekommt er nun von jedem Einwohner ein Neujahr.“ — „Ah, da müssen Sie auch von mir ein kleines Neujahr annehmen,“ sagte ich. „Aber würden Sie mir nicht den Gefallen thuen, mir den schönen Spruch mitzutheilen?“ — „Die Herren aus der Residenz wollen nur über uns spotten,“ sagte er halb verlegen, halb geärgert. — „Ich nicht! Sie irren sich! Ich freue mich, wenn ich irgendwo noch alte Gebräuche finde. Sie würden mir wahrhaft einen Gefallen thuen, wenn Sie mir den Neujahrswunsch gäben.“ — „Der Herr spottet nicht, das kann ich Ihnen sagen,“ rief der Intendant, „wenn ihm unsere Gebräuche nicht gefielen, so käme er nicht mitten im Winter hierher.“ Darauf wurde der Mann sehr freundlich und brachte mir noch vor meiner Abreise das Blatt.

Fort ging es dann, den Berg hinauf zu Fuß neben dem Schlitten, mit Konstantin. Noch manchmal blieben wir stehen, und sahen nach dem Städtchen hinunter, das gar heimlich in sein Winterkleid gehüllt und von der Sonne bestrahlt, unten lag.

Bewahre sie, bis ich Dich wiedersehe! Möge sie bis dahin in Ruhe und Frieden leben! war mein heißer Wunsch.

Der Berg war erstiegen, die Pferde flogen dahin auf der ebenen Bahn unter lustigem Geklingel. Am späten Abend kam ich in die Residenz zurück.

IV.

Ein Frühlingstag.

Der Winter war streng. Vom Neujahr bis Fastnacht lag der Schnee ununterbrochen. Wenn es manchmal schien milder zu werden, so brachte dies nur neuen Schnee, wie zur Unterhaltung der Schlittenbahn. Fastnacht Montag war angebrochen, ich wollte nach Wartberg. Eulalia hatte mir nicht geschrieben; dies beruhigte mich, man hatte sie in Ruhe gelassen. Aber ich hatte auch sonst gar nichts von dort erfahren, als daß die Garnison verlegt worden, und doch war ich mit meinen Gedanken jeden Tag in dem Städtchen. Da konnte es nicht fehlen, daß auch viele darunter waren, die mir bittere Stunden bereiteten; Gedanken des Zweifels und der Unruhe; der Sehnsucht, endlich Gewißheit zu erlangen über meine Zukunft. Die erwartete Besoldungszulage war immer noch nicht eingetroffen, doch konnte ich mit mehr Sicherheit auf ihren baldigen Empfang rechnen.

Mit bangen Gefühlen schickte ich mich zur Reise an.

Obgleich der Wind sich wieder gedreht hatte und von Westen blies, bestand doch mein Kutscher darauf, einen Schlitten zu nehmen, indem er behauptete, der Westwind bringe neuen Schnee, wir würden in den Hohlwegen mit dem Wagen wieder stecken bleiben. Nun denn, also einen Schlitten! Aber jedenfalls muß ich am Abend am Ziele seyn!

Wir fuhren ab, mit einem geschlossenen Kastenschlitten und zwei Pferden. Anfangs ging es ganz lustig auf der ebenen Schneebahn dahin. Aber der Westwind ward immer lauer, Wolken vor sich hertreibend, die immer dunkler und immer schwerer wurden, so daß sie die Berge zu streifen schienen. Ich bemerkte, daß der Kutscher unruhig sich umsah. Glücklich kamen wir noch durch die Hohlwege, aber nun fing es an zu regnen. Den Berg hinan, zur Hochebene, ging es auch noch; aber nun begann der Schnee zu schmelzen und der Boden schlüpfrig zu werden. Die Pferde waren nicht geschärft und glitten deßhalb häufig aus, obgleich der Kutscher jetzt schon sehr langsam und vorsichtig fuhr. Endlich war er genöthigt abzusteigen und die Pferde zu führen. Ich gestehe, daß ich sehr ungeduldig wurde, als ich sah, daß ich nun zum viertenmale diese Reise unter so vielen Unannehmlichkeiten machen mußte. Hier oben brauste der warme Wind; ringsum so weit auch der Gesichtskreis sich ausdehnte, thürmten sich Wolken auf Wolken, der Regen floß in Strömen. Ich mußte den Schlitten fest verschließen, denn durch jede Ritze trieb der Sturm das Wasser herein. Schon stand dasselbe zoll-

hoch auf der noch festgefrorenen unteren Schneelage; mit jedem Schritte glitten Kutscher und Pferde aus, bis endlich das Handpferd stürzte und den Kutscher mit sich niederriß. Letzterer war zwar schnell wieder auf den Beinen, aber das Pferd wollte durchaus nicht aufstehen. Es zitterte heftig und machte keine Anstrengung sich zu erheben. Erst nachdem es ganz vom Schlitten losgemacht, und dieser auf die Seite geschafft war, brachten es einige Peitschenhiebe zum Aufspringen. Wir konnten nicht weiter ohne ein Unglück befürchten zu müssen, und das nächste Dorf war wohl zwei Stunden entfernt. Da war guter Rath theuer! Der Kutscher war sehr kleinlaut. Ich erinnerte ihn an die Bedingung, daß ich am Abende in Wartberg seyn müsse; es war schon sehr spät. Während wir überlegten, was zu thuen möglich wäre, sahen wir in der Ferne hinter uns ein Fuhrwerk kommen. Alle Berathung blieb ausgesetzt in der Hoffnung, durch das neue Ereigniß aus der Verlegenheit zu kommen. Es war ein leerer Leiterwagen, dessen Pferde frisch geschärft waren und daher keck auf der glatten Bahn weiter trabten. Der Bauer sah unsere Noth und ließ sich durch das Versprechen einer Belohnung gewinnen, den Schlitten hinter seinen Wagen zu binden, indeß der Kutscher mit seinen Pferden so gut oder übel es gehen wollte, seitwärts von der Straße, sich zu einem nicht gar weit entfernten Dörfchen begeben sollte, während ich im Schlepptau von dem Leiterwagen nach dem nächsten an der Straße gelegenen Dorfe gebracht werden und dort den Kutscher erwarten sollte.

Es war ein armes Odenwälder Dorf, aus Lehmhäusern mit Strohdächern bestehend. Der Bauer setzte mich an dem „besten Wirthshause“ ab, das ein in der Naturgeschichte noch nicht bestimmtes Thier auf dem Schilde hatte. Ein Qualm kam mir aus der Gaststube entgegen, in welcher zwar keine Gäste, aber die ganze Haushaltung, Mann, Weib, Kinder, Hühner, Gänse, Katzen und ein großer Hund in paradiesischer Eintracht versammelt waren. Der Hund knurrte zähnefletschend die ungewohnte Gestalt des Fremdlings an, während Mann und Weib Augen und Mund aufsperrten über den unerwarteten Gast und vor Erstaunen sich nicht von der Stelle rührten. Die kleinen Kinder mit den sommerlichsten Hüllen kaum bedeckt, entflohen hinter den großen schwarzen Kachelofen, der an Hitzespendung mit der Julisonne wetteiferte und aus den an Stangen um ihn hängenden, regennassen Kleidern die unlieblichsten Düfte lockte. Aus einer halb geöffneten Thüre glotzten dumm die großen Augen einer Kuh herein.

Während ich mir dies Alles besah, in der trostlosen Gewißheit, hier ausharren zu müssen, bis mein Kutscher mich erlöste, erholte sich der Wirth so weit, daß er die ihm geläufigste Frage vorbrachte: „Ein Glas Bier?“ — „Ja, ein Glas Bier,“ antwortete ich, „aber könnte ich nicht dazu etwas Warmes zu essen haben? Ich habe noch nicht zu Mittag gegessen.“ Die Frau schlug die Hände zusammen und sagte im Tone des tiefsten Mitleids: „Noch nicht zu Mittag gegessen! das ist ja ganz entsetzlich! Wir sind schon wieder hungrig

seit dem Mittagessen! Ja, wenn ich aber jetzt wieder zu kochen anfangen sollte, so würde es ja ganz spät, bis Sie etwas bekämen." — „Frau," sagte der Wirth, „stelle das übrige Sauerkraut in den Ofen, das ist bald gewärmt. Das Dürrfleisch war recht gut heute Mittag, es ist noch ein Stück übrig. Und zudem: „Hunger treibt Bratwürste und Sauerkraut hinein!" sagt das alte Sprüchwort."

Während die Frau hinausging, um den Rath ihres Mannes zu befolgen, sah ich mich nach einem Platze um, wohin ich meinen Mantel legen könnte und bemerkte mit Verwunderung, daß trotz der verschiedenartigen Bevölkerung des Zimmers Tische, Bänke und Stühle rein waren. Der Boden trug freilich die Spuren der Unzurechnungsfähigkeit der geflügelten Insassen.

„Aber bei solchem Wetter auf der Reise seyn," begann der Wirth die Unterhaltung, „man möchte ja keinen Hund hinausjagen!" — „Ich will nach Wartberg."

„Nach Wartberg!" wiederholte er im größten Erstaunen, das ist ja noch entsetzlich weit; dahin kommen Sie heute nicht mehr." — „Ich denke, wenn mein Kutscher bald nachkommt, wie ich hoffe, so ginge es mit dem Schlitten schnell," erwiderte ich unangenehm berührt durch diese Vorhersagung des Wirthes. — „Haben Sie denn einen Kutscher bei sich? Ich habe nichts von ihm bemerkt." Ich erzählte ihm nun, wie wir auf der Höhe nicht mehr weiter gekonnt und daß ich jetzt den Kutscher mit geschärften Pferden er-

warte. „Wo kommen Sie denn eigentlich her?“ fragte der Mann weiter.

„Von Karlsruhe, wo ich wohne.“

„Ein Herr aus Karlsruhe?“ rief der Wirth aufspringend aus, indem er sein Käppchen abnahm und damit im Zimmer herumschlug, die Gänse und Hühner in den Kuhstall zu jagen. „Meine Frau läßt das Geziefer im Winter immer in die Stube, damit es bald legt und früh brütet; aber man kann dabei nichts rein halten. Buben, marsch, hinter den Ofen!“ rief er zwei Jungen zu, die ruhig am Tische saßen und sich abmühten, die Buchstaben des Schullehrers nachzuschreiben.

Meine Versicherung, dies Alles sey mir nicht lästig, er solle wenigstens die Knaben fortschreiben lassen, half nichts, sie mußten hinter den heißen Ofen, bis sie später von ihm unbemerkt aus dem Zimmer schlichen. „Frau,“ rief er dieser zu, die eben mit einer Schüssel voll dampfenden Sauerkrautes herein kam, „der Herr ist aus Karlsruhe, hole das Kindtaufentischtuch! Daß wir aber auch kein besseres Essen haben! Freilich, wir konnten es nicht wissen, sonst hätten wir Fleisch im Städtchen holen lassen.“ Die Frau brachte aus der Kammer ein reines, weißes Tischtuch mit eingewirkten rothen Streifen, breitete es über den Tisch, den sie zuvor mit ihrer Schürze abwischte, „daß kein Dintenfleck daran kommt,“ wie sie sagte, und setzte das Sauerkraut mit einem runden Laib Schwarzbrod, der gewiß anderthalb Schuh im Durchmesser hatte, auf den Tisch nebst einem Glas Bier, einem

blanken Zinnteller und glänzendem Messer und Gabel. Die Reinlichkeit, welche sich mir kundgab, nachdem der erste Eindruck der Bauernstube verwischt war, gefiel mir und ich gestehe, nie in meinem Leben hat mir ein Sauerkraut so gut geschmeckt wie dieses, mit dem schwarzgeräucherten Schweinefleische. Das Brod war zwar grob, aber doch, trotz seiner Größe, gut ausgebacken. Von dem Eßgeruche angelockt, kam der große Hund unter dem Tische hervor und legte zutraulich seine Schnauze auf meine Knie; kaum aber sah es der Wirth, so herrschte er: „Zurück, Türk, das ist kein Platz für Dich!"

Die Frau war, wohl aus Respect vor dem Karlsruher Herrn, wieder aus der Stube gegangen; der Wirth aber redete ganz verständig über Alles, was in seinem Gesichtskreise lag. Die kleinen halbnackten Kinder, von ihrem ersten Schrecken zurückgekommen, spielten unter dem Tische mit dem großen Hunde, auf dem sie herumkollerten. Ich gab durchaus nicht zu, daß sie der Vater hier vertrieb. Es fing bereits an zu dunkeln und noch war der Kutscher nicht da. „Sie sehen jetzt wohl," sagte der Wirth, „daß Sie heute nicht mehr nach Wartberg kommen."

„Könnte ich bei Ihnen übernachten?" fragte ich dagegen, mich schon halb in mein Schicksal ergebend. „Wir haben kein Gastbette, es kommt nie Jemand, hier über Nacht zu bleiben. Aber wenn Sie durchaus nicht fort können, so mache ich da herein eine Streu auf dem Boden für mich und meine Frau und Sie legen sich in unser Bette in der Kammer." Ich be-

sann mich eben, wie ich diesem gutgemeinten, aber für beide Theile unbefriedigenden Vorschlage ausweichen könnte, als mein Kutscher mit den Pferden ankam. Er hatte die Rosse füttern und ruhen lassen müssen, kurz, er wußte sich wegen seines langen Ausbleibens zu entschuldigen.

„Jetzt schnell den Schlitten angespannt, daß wir nach Wartberg kommen, wenn es auch spät wird!" sagte ich ihm.

„Nicht möglich, Herr!" war seine Antwort; „es regnet fort, der Schnee schmilzt immer tiefer und jetzt schon schimmert der Kies auf der Straße durch. Die Pferde bringen den Schlitten nicht fort."

„Besinne Dich wohl! denn diesmal gehen alle Mehrausgaben, die Du durch Deinen Eigensinn, den Schlitten zu nehmen, veranlassest, auf Deine Rechnung; mir bleibt dann die Unannehmlichkeit, erst Morgen nach Wartberg zu kommen."

„Sie werden billig seyn, Herr! ich konnte das Wetter ja nicht voraussehen; aber wir können mit dem Schlitten nicht weiter; komme auch, was da wolle!" — „Ist hier eine Chaise zu bekommen?" fragte ich den Wirth. — „Ei bewahre! hier gibt es nur Wagen; wenn es Ihnen recht ist, will ich meinen Leiterwagen einspannen und Sie tüchtig mit Stroh einpacken; oben darüber legt man ein dickes Grastuch, so kommen wir schon in das Städtchen, ohne daß Sie viel vom Wetter spüren. Dort ist eine Chaise zu haben."

Ich nahm den Vorschlag an und saß bald gut

verwahrt auf dem Wagen. Die Hitze wurde mir in meiner Verpackung bald unerträglich; ich mußte das Tuch lüften. Der Himmel hing ringsum mit schwarzen Wolken, die keine Abnahme erlitten vor der Wassermenge, die sie herabschütteten. Der Weg war immer noch glatt, die Pferde meines Kutschers, vor die des Bauern gespannt, hatten trotz ihrer geschärften Eisen genug zu thuen, um sich fest auf den Beinen zu halten. Wenn der Weg sich drehte, schlug der Wind den Regen mir in's Gesicht und schnell mußte ich meinen schweren Vorhang wieder zuziehen. Ich bewunderte die Gutmüthigkeit des Wirthes, der sich diesem Wetter preisgab, ohne zuvor den Lohn zu bestimmen. Für mein Mittagessen hatte er mir nur wenige Kreuzer abgenommen.

Es war acht Uhr, als wir in das Städtchen kamen. Der Mann mußte nun in der Nacht, und jetzt dem Winde entgegen, nach Hause, und dennoch forderte er nur eine Kleinigkeit, die ich ihm verdoppelte, wofür er sehr dankbar war. In der finsteren Nacht noch nach Wartberg zu fahren, hielt ich doch nicht für rathsam. Das Wirthshaus schien leidlich genug, um eine Nacht da zuzubringen. Ich entschloß mich dazu.

Nachdem ich eine Suppe gegessen, verlangte ich nach meinem Zimmer. Es sey noch nicht ganz bereit, sagte mir der Wirth, wie ich zu bemerken glaubte, nicht ohne Verlegenheit. Man habe eingeheizt und müsse die Gähhitze wieder durch die Fenster hinauslassen. Ich blieb also noch sitzen. Der Wirth war einsilbig gegen die Gewohnheit seiner Standesgenossen,

und außer zwei Stammgästen, die an einem besonderen Tische „Mariage" spielten, war Niemand zugegen. Nach einiger Zeit verlangte ich bestimmt auf mein Zimmer zu gehen. Ich fand in demselben den Ofen glühend heiß, eine große Kohlpfanne verbreitete einen dicken Wachholderbeerenrauch, der durch die geöffneten Fenster und Thüre abzog. Ich wunderte mich über diese, sonst in Gasthäusern nicht sehr beliebte durchgreifende Lüftung, besonders da der hereinschlagende Regen den Fußboden schon tüchtig benetzt hatte. Da es nicht möglich gewesen wäre, in dieser Hitze zu schlafen, ordnete ich an, das Feuer aus dem Ofen zu nehmen. Bis die größte Hitze verflogen war, untersuchte ich das Zimmer. Bette und Geräthschaften fand ich, wie die weißgetünchten Wände, reinlich; freilich ersteres wieder mit einer zwölfpfündigen Federdecke versehen.

Also wieder nicht zur bestimmten Zeit nach Wartberg gekommen! Hat Eulalia mich heute erwartet? Wird sie mich morgen erwarten? Werde ich meinem Ziele diesmal näher kommen? Werde ich mit frohen Hoffnungen zurückkehren, oder hat Eulalia vielleicht gar in die fatale Heirath eingewilligt? Nein, nein, das kann Eulalia nicht! Ihr Wille ist fest, sie weiß zu widerstehen so lange die Pflicht ihr nicht anders gebietet. Wenn man ihr aber Nachgiebigkeit zur Pflicht gemacht hätte? Sie war schon im Winter nicht ganz im Klaren, was hierin ihre Pflicht wäre. Aber, sie würde die Tante an ihr Versprechen erinnert haben, daß sie nicht beunruhigt werden sollte vor ihrem Ge-

burtstage. Sie würde sich gewiß an mich gewendet haben, oder mein Glauben an ihr Vertrauen wäre null und nichtig. Nein, Eulalia kann wohl Opfer bringen, aber keines, das mit Pflichten verbunden wäre, die sie nicht erfüllen könnte! Nein, sie kann den albernen Menschen nicht als ihr Haupt anerkennen! Fort mit diesen kleinmüthigen Gedanken!

Ich schloß die Fenster, um mich zur Ruhe zu begeben. Bald bemerkte ich einen höchst widerlichen Geruch, der mich veranlaßte, das Zimmer nochmals zu durchsuchen, ohne daß ich die Ursache entdecken konnte. Der Geruch im Zimmer war der Grund des Räucherns und der Lüftung, dachte ich; nun, eine kurze Nacht wird es sich schon aushalten lassen. Ich legte mich zu Bette. Dann und wann schlug ein stärkerer Windzug den Regen prasselnd an die Fenster, dann tropfte er wieder eintönig auf ein Brett, das vor den Fenstern befestigt war, wohl, um im Sommer Blumen aufzunehmen. Es war noch Nacht, als ich aufwachte. Der Geruch des Zimmers war unausstehlich. Ich riß die Fenster auf, der Regen strömte noch, die Luft wehte lau. Bald ward mir Licht gebracht. Ich wollte früh fort, um bei guter Zeit in Wartberg anzukommen.

Als der Tag zu grauen anfing, stieg ich in die Chaise. Was war dies für ein alter Kasten! Er hing so hoch, daß ich Mühe hatte, hinauf zu kommen, da der Fußtritt zerbrochen war. Für jetzt bemerkte ich nur noch, daß er sehr breit aber kurz war, so daß ich, obgleich allein, die Füße nicht ausstrecken konnte;

daß die Sitze keine Polster hatten und die Wände hart waren, wie gefrorene Erde. Bald fühlte ich auch, daß er entsetzlich stieß. Bei der ersten Anhöhe, die wir hinauf fuhren, hatte eben der Regen etwas nachgelassen und ich stieg aus, um trotz der kothigen Straße zu Fuß hinauf zu gehen und dabei etwas auszuruhen von dem Stoßen des Wagens. Jetzt, da es Tag war, sah ich erst ganz seine vom ehrwürdigsten Alter zeugende Beschaffenheit. Hinten hatte er, wahrscheinlich durch oft aufgepackte Koffer, ein Loch erhalten, welches durch Vornageln eines Brettes querüber verdeckt war; vornen, wo man jetzt Fenster hat, wahrscheinlich, um Dach und Seitenfenster zusammenzuhalten, war ebenfalls ein Brett aufgenagelt, beide in ihrer natürlichen Farbe, während der übrige Kasten einer Landkarte glich, da die verschiedenen Schichten von Farben, die er im Verlaufe seiner langen Dienstzeit erhalten hatte, eben so verschieden abgerieben waren; so daß hier grün, dort roth, an einer anderen Stelle gelb, und an vielen die Farbe des Holzes vorsah. Die Räder waren so ausgelaufen, daß sie nicht senkrecht standen, sondern bald oben bald unten auswärts liefen; in letzterem Falle rieben sie sich an dem Kasten, der hiervon schon so beträchtliche Vertiefungen erhalten hatte, daß nächstens auch auf diese Stellen Bretter gesetzt werden müssen, widrigenfalls die Räder mit den Reisenden selbst in Berührung kommen. Ein ungeheuerer Radschuh an einer langen schnappenden Kette hängend, vermehrte noch den Lärm, den dieses rumpelige Fuhrwerk durch seine verschiedenen Reib-

ungen ohnehin schon machte. Mein Kutscher war sehr demüthig; einmal, weil er die Folgen seiner selbstverschuldeten Verspätung fürchtete, und dann, weil er sich schämte, mit einem solchen Wagen am hellen Tage in Wartberg, wo er einigermaßen bekannt war, einzuziehen. Er suchte mehrmals ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, um meinen Verdruß zu überwinden, es wollte aber, eben meines Verdrusses wegen, nicht in Gang kommen. Endlich sagte er: „Wissen Sie auch, Herr Ministerialassessor, wer sein Zimmer hat räumen müssen, um Ihnen Platz zu machen? Der Wirthssohn ist gestern gestorben und seine Leiche lag in Ihrem Bette, deßhalb haben Sie so lange warten müssen, bis derselbe in die Nebenkammer gebracht und Ihr Zimmer in Ordnung war. Ich habe selbst mit zugesehen, aber ich muß sagen, sie haben Alles sauber aus der Bettlade herausgenommen und Ihnen einen anderen Strohsack gegeben. Ja, sonst hätte ich aufbegehrt! Aber ich wollte es Ihnen doch gestern nicht sagen; ich dachte, es ist doch nicht zu ändern, und was man nicht weiß, macht Einem nicht heiß!" Nun konnte ich mir den Pestgeruch des Zimmers erklären, der noch so lebendig in meiner Empfindung war, daß ich jetzt glaubte, ihn wieder zu riechen. Ich war nun froh, diese Nacht hinter mir zu haben.

Endlich kamen wir auf der Steige vor Wartberg an. Wie verändert war das Aussehen der schönen Gegend, im Sommerschmucke, im Farbenspiele des Herbstes, im reinen Schneegewande des Winters und nun wie ein Mädchen nach durchwachter Ballnacht, mit

matten Augen, abgespannten Zügen, aufgelösten Locken. das festliche Kleid durch Staub und Zerknitterung seiner Frische beraubt, ein Bild der Zerstörung und nicht das des morgentlichen Erwachens ist, so erschien mir diese sonst so liebliche Landschaft. Wild fegte der Wind durch die dunklen Aeste der laublosen Bäume, die freundlichen Flüsse waren noch mit Eis bedeckte, das schmutzig und mit trübem Wasser überronnen, sie umschloß; ringsum auf den Bergen schmutziggrauer Schnee, von Rinnen durchfurcht, in welchen trübes Wasser niederlief. An zahllosen einzelnen Erhöhungen war der Schnee schon weggeschmolzen und häßlich sah die dunkle Erde, oder fahles, abgestorbenes Grün hervor. Die Wiesen waren mit trüben Pfützen bedeckt, Dazu die düstere Beleuchtung durch tief herabhängende, jeden Augenblick anders gestaltete Wolken — ein Bild der Zerstörung, und nicht des neu erwachenden Frühlings! Wehe mir, wenn also meine Hoffnungen zerstört seyn sollten! Und doch ist diese Zerstörung des Winters schon wirklich das Herannahen des Frühlings, wenn wir auch noch nichts von seiner Lieblichkeit ahnen. Eben so legt oft die Zerstörung unserer irdischen Hoffnungen den Grund zu unserem künftigen Glücke.

Aus meinen trüben Gedanken ward ich aufgeweckt durch lautes, fröhliches Geschrei, das aus dem Thale heraufschallte. Mit Erstaunen bemerkte ich, daß das Eis auf dem Nebenflusse durch Einhauen in große Vierecke getheilt war. Auf dieser halb durchhauenen Eisdecke wurde ein großes Schiff, mit Menschen dicht

besetzt, von anderen an einem langen Seile den Fluß hinuntergezogen, während die im Schiffe Befindlichen durch starkes Schwenken desselben dem Gewichte nachhalfen, um das Eis einzudrücken, was keine Arbeit, sondern Sache des Vergnügens zu seyn schien. Später erfuhr ich, daß dies geschieht, um die Brücke und die unten im Flusse befindlichen Schiffe gegen die Gefahren des Eisganges zu sichern.

Die Einfahrt durch das düstere Thor in das enge Städtchen war nicht geeignet, meine Empfindungen heiterer zu stimmen. Die zu keiner Zeit durch ihren Anstrich die Augen blendenden Häuser waren durch die Nässe noch dunkler, fleckiger, mißfarbiger. Die weit vorspingenden Dächer schickten ihr Schneewasser ohne Hinderniß in die engen Straßen herab. Mit einigermaßen scheuen Pferden mußte es sehr gefährlich seyn, wenn der Kutscher nicht mit der größten Geschicklichkeit den Wasserstürzen auszuweichen vermochte, die von den Dachkandeln sich weit in die Straßen hinein ergossen. Was die Ungangbarkeit der Straßen betrifft, konnte heute Wartberg mit Paris um den Preis ringen. Seit vielen Wochen waren sie des Schnees wegen nicht gereinigt worden, nun dieser größtentheils geschmolzen war, blieb ein Rückstand von Kehricht aller Art, sowie von halb geschmolzenem Eise und Schlamm; wehe Dem, der einer solchen Decke trauend über eine Rinne schreiten wollte; er sank bis weit über die Knöchel in den eisigen Morast! Ich fuhr gleich bei Hofkammerraths an und ließ mich bloß durch den Kutscher im Adler melden. Sie waren er-

staunt und erfreut, mich Wort halten zu sehen, bei solchem Wetter, und als ich vollends meine Reiseunannehmlichkeiten erzählt hatte, waren sie wahrhaft gerührt über meine Anhänglichkeit. Sie wußten nicht, was mich nach Wartberg zog, sonst hätten sie entweder mich nicht so lange auf Eulalia's Erscheinen warten, oder sie hätten mich sie gar nicht sehen lassen.

Auf meine Fragen nach ihr, sagte die Hofkammerräthin: „Sie ist in der Küche, Fastnachtsküchlein zu backen, die heute in keinem Hause fehlen dürfen. Die Kinder sind schulfrei, damit sie ihre Hesenkisselchen, wie man sie nennt, in Ruhe essen können. Ich mußte geduldig warten. Einstweilen erkundigte ich mich nach anderen Bekannten. Warum fragte ich nicht, was mir am meisten, ja einzig zu wissen wichtig war? Warum erkundigte ich mich nicht nach Eulalia's Verhältniß zu dem Accessisten, da die Tante doch wußte, daß ich in diese Sache eingeweiht war? Eine geheime Furcht zu hören, was mir nicht lieb war und was ich nur von Eulalia hören konnte, und eine Scheu über Das, was das Innerste meines Herzens erregte, mit Fremden zu sprechen, hielten mich ab.

„Wissen Sie denn, daß es aus ist, mit Cornelia's Brautschaft?" sagte die Hofkammerräthin. Ich antwortete, daß ich zwar die Verlegung der Garnison erfahren habe, aber in allem Uebrigen, was Wartberg betreffe, völlig unwissend sey. — „Nun, es war vorauszusehen," fuhr sie fort. „Aus den Augen, aus dem Sinn!" — „Inzwischen ich behaupte, der Graf hätte

sie doch nicht geheirathet, wenn er auch hier geblieben wäre; er hätte es ja schon lange thuen können, wenn es ihm Ernst gewesen wäre." — „Das Mädchen ist unglücklich für ihr ganzes Leben," bemerkte der Hofkammerrath.

„O, sie war es nur im Anfange," sagte seine Frau, „da hat sie sich eingesperrt, hat Niemanden zu sich gelassen, nicht essen und nicht trinken wollen, hat geweint und getobt. Jetzt geht sie wieder zu allen Vergnügungen; wir sehen sie gewiß heute Abend auf dem Balle. Aber jedes ordentliche Mädchen meidet sie; sie hat sich durch ihr freies Betragen zu sehr heruntergesetzt und kaum hat sie ihren Schmerz ausgetobt, so cokettirt sie schon wieder mit Jedem und läßt sich die Cour machen von Allen; allein sie haben sie doch nur zum Besten; ein ordentlicher Mann gibt sich nicht mehr mit ihr ab, und sie wird nun eine alte Jungfer werden, wenn sie nicht noch der Hauptmann Hahn heirathet, der ihr den Hof macht und von ihr jetzt bereitwillig angenommen wird." — „Der Hauptmann Hahn Cornelia heirathen?" fragte ich erstaunt, indem ich mich erinnerte, wie er sich bei mir über sie geäußert hatte. „Natürlich, weil sie reich ist," antwortete die Hofkammerräthin; „wäre sie ein armes Mädchen, würde keiner mehr über sie losziehen als gerade der Hauptmann; er braucht aber Geld, denn seine Pension reicht nicht aus für seine Bedürfnisse. Wie sie keinen rechtschaffenen Mann mehr bekommt, so bekommt auch er kein braves Mädchen zur Frau. In dieser

Beziehung passen sie also zusammen und können einander aushelfen."

„Frau, Frau, laß' Deine Zunge nicht so spazieren!" mahnte der Hofkammerrath. — „Nun, es ist nur so meine Meinung; der Herr Ministerialassessor wird mich schon verstehen. Wenn unsere Eulalia wäre, wie diese Mädchen heutigen Tages, ich jagte sie bei Nacht und Nebel aus dem Hause. Aber sie soll jetzt Fastnachtsküchlein bringen, der Herr Ministerialassessor muß sie gleich warm aus der Pfanne versuchen, so sind sie am Besten."

So wenig ich nach dieser Backerei verlangte, um so angenehmer war mir doch dies Anerbieten, welches endlich Eulalia in's Zimmer rief. Sie kam, eine weiße Küchenschürze umgebunden, einen Teller mit Backwerk in der Hand, mit vom Feuer hochgerötheten Wangen. Ein, wie mir däuchte freudiger Schreck überlief ihre feinen Züge. Ich bemerkte, daß der Teller in ihrer Hand zitterte. Vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen, suchte sie schnell die Schürze abzulegen.

„Hat Dir die Magd nicht gesagt," fragte ihre Tante, „daß der Herr Ministerialassessor da ist?"

„Nein, ich glaubte Sie allein im Zimmer."

Ich erlaubte mir zum ersten Male ihr zum Gruße die Hand zu bieten, mit der Frage „wie geht es Ihnen, Fräulein Eulalia?" — „Ich danke Ihnen, es ist bis jetzt gut gegangen," antwortete sie, den Sinn meiner Frage verstehend, mit einem Blicke voll Dankbarkeit.

„Hast Du keine Küchlein mehr zu backen, Eulalia?“ fragte die Tante.

„Ich bin noch nicht ganz fertig.“

„Nun, so geh, laß das Schmalz nicht verbrennen.“

Sie verneigte sich und war damit für mich verschwunden, aber ich war dennoch froh und das Herz, so lange beklommen, schlug nun frei in meiner Brust. Ich wußte ja nun, daß die Tante Wort gehalten, daß Eulalia nicht mit der Heirath beunruhigt worden, und dieses gab mir ein solches Gefühl der Dankbarkeit gegen die gute Frau, daß ich ihr die Sorge für die Küche gerne verzieh.

„Nun, Herr Ministerialassessor,“ nahm der Hofkammerrath das Wort, „Sie werden sich heute Abend wundern, wie schön unser Maskenball seyn wird. Ich darf zwar nicht aus der Schule schwätzen, aber das kann ich Ihnen doch sagen, daß er schön wird. Ich bin nur begierig, ob sie unser Kind erkennen werden. Der Anzug steht ihr ganz gut.“

„Aber Alter,“ fiel ihm seine Frau in's Wort, „Du darfst auch den Anzug nicht verrathen, sonst ist sie natürlich gleich erkannt und das wäre doch Schade für die viele Mühe und Kosten, die wir darauf verwendet haben. Ich glaube nur, daß man sie an ihrer Schüchternheit erkennt; sie wird nicht das Herz haben, Jemanden anzureden.“

„Weil sie in einer ganzen Gesellschaft kömmt,“ bemerkte der Hofkammerrath, „so wird sie muthiger seyn. Jedenfalls wird der Tanz — —“

„Willst Du schweigen!“ rief seine Frau dazwischen,

„Du wirst noch Alles verrathen! Wir wollen lieber nicht mehr vom Balle reden. Immer heißt es, die Frauen könnten nicht schweigen, und doch sehe ich, daß die Männer, Sie entschuldigen, Herr Ministerialassessor — das Herz auch auf der Zunge haben.“

„Nun, sey zufrieden, Alte, ich habe ja noch nichts verrathen. Das sind freilich Euere Staatsgeheimnisse, die Ihr besser zu verschweigen wißt, als wir.“

Ich mußte aufbrechen, um noch zu dem Intendanten zu kommen, die das vorigemal so freundlich gegen mich waren, und die mich auch jetzt wieder mit alter Herzlichkeit empfingen. Ich fand Konstantin, der auch zur Fastnachtsfeier gekommen war, und an dem sein Vater nun viel Freude hatte, da er immer sehr gute Zeugnisse von dem Bewalter erhielt. „Es scheint, daß er für nichts Anderes gemacht ist, als für einen Dekonomen,“ sagte mir der Intendant; „nun wenn man nur zu irgend etwas sich tauglich macht, dann ist's schon gut!“ — „Waren Sie schon bei Hofkammeraths?“ fragte die Intendantin. „Es ist jetzt ganz still von Eulaliens Heirath.“ — „Mutter, den Accessisten heirathet Eulalia niemals!“ unterbrach sie ihr Sohn.

„Was verstehst Du davon? Die Frau Hofkammeräthin denkt, was man Jemanden aufdringt, das will er nicht; thut man aber, als ziehe man das Geschenk zurück, so greift er darnach.“ Diese Aeußerung berührte mich unangenehm, obgleich ich durch denselben Beweggrund die Hofkammeräthin zum Aufschub der Verlobung vermocht hatte. Es war mir widerlich, daß

man von Eulalia denken konnte, sie werde je freiwillig auf eine solche Heirath eingehen.

Konstantin interessirte sich äußerst für meine Reiseabenteuer. „Wären Sie nur gestern Mittag noch bis zu unserem Hofe gekommen; das ist doch recht Schade! Sie hätten prächtig wieder mit mir hereinfahren können in des Verwalters eigener Chaise, statt in dem alten Rumpelkasten, den ich aber jedenfalls sehen muß, der muß sich lustig ausnehmen."

Auch hier, wie überall, wo ich hin kam, ward mir Cornelia's Schicksal erzählt; Niemand bedauerte sie, Alle hatten sich von ihr gewendet. „Und Henriette ist es eben so gegangen," sagte Konstantin, „der Baron ist fort und läßt nichts von sich hören. Die pflegt aber ihren Gram, sitzt zu Hause, weint und seufzt, macht Trauergedichte und zeichnet Kirchhöfe und Grabsteine mit Trauerweiden. Ihr Bruder hat es mir erzählt. Sie bleibt die alte Henriette!"

„Das arme Mädchen dauert mich," sagte der Intendant, „sie war mir zwar recht zuwider mit ihrer Sentimentalität, aber Sie war doch immer bescheiden und auch eingezogen, nicht wie Cornelia."

„Ja ein gutes Mädchen ist sie," sagte wieder Konstantin; „nur die Affectation ist ihr Fehler!" — „Das kommt von den vielen Romanen, die sie liest," fügte seine Mutter bei.

„Sie sagt jetzt, sie wolle in's Kloster gehen," fuhr Konstantin fort. — „Ach Konstantin," warf sein Vater ein, „sie paßt so wenig in ein Kloster, wie Du!" — „Nun, am Ende soll ich noch Aehnlichkeit haben mit

der kopfhängerischen Henriette," sagte lächelnd der Sohn.

„Darin wohl, lieber Konstantin," nahm ich das Wort, „daß Sie beide nicht für's Kloster geeignet scheinen, wo weder Wildfänge, wenn ich Sie so nennen darf, noch Kopfhänger sich glücklich fühlen können." Lachend sagte der Junge: „Was mich betrifft, ich will freilich nicht in's Kloster, da freue ich mich vielmehr auf den Maskenball heute Abend. Ich will nur sehen, ob Sie mich erkennen; Herr Ministerialassessor! Soll ich Ihnen sagen, woran Sie mich erkennen können? Nein, nein, ich sage nichts, es soll mich Niemand erkennen!"

„Herr Ministerialassessor schenken Sie uns die Ehre zum Mittagessen," sagte mit aller Herzlichkeit der Intendant. — „Ja, ja," fiel Konstantin ein, „kommen Sie ja! Es werden Hefenkisselchen gebacken, Sie werden sehen, wie gut sie sind."

„Ich bitte," fügte seine Mutter bei, „nehmen Sie mit dem vorlieb, was Sie bei uns finden." Ich hatte Mühe diese freundliche Einladung abzulehnen, indem ich sagte, ich müsse doch im Wirthshause essen, sonst werde ich nicht angenehm dort seyn.

„Es ist doch schön," nahm Konstantin jetzt wieder das Wort, „daß wir gerade, während Sie jetzt hier sind, großes Wasser bekommen. Das Eis hebt sich schon im Main und wird sicher diesen Nachmittag fortgehen. Ich wette darauf, bis heute Abend kommt das Wasser in die Stadt, und Sie müssen in Ihr Wirthshaus zu Schiff fahren. So etwas haben Sie

vielleicht noch nicht erlebt!“ Ich kann nicht sagen, daß mir diese Aussicht gerade erfreulich war, doch beruhigte mich der Intendant auf meine Aeußerung, ob an den Gebäuden kein Schaden geschehe, indem er erklärte: „Das Wasser ist nicht reißend, die vielen Krümmungen des Mains halten seinen Lauf zurück, der Nebenfluß wird ohnehin, wenn der Main hoch steht, von diesem zurückgestaut und die Häuser in der Nähe des Ufers sind schon auf die Ueberschwemmung eingerichtet. Es vergeht selten ein Jahr, ohne daß das Wasser in ihre unteren Räume dringt, weßhalb zu ebener Erde keine Wohnungen eingerichtet werden. Keller haben sie fast keine, denn wenn sie tief sind, kommt das Wasser vom Boden herauf, wenn es außen noch gar nicht bis zur Stadt gestiegen ist. Sie haben nur ziemlich eben gelegene Gewölbe; ihre besseren Keller sind in höheren Theilen der Stadt unter anderen Häusern, was freilich lästig ist. Bis zu meinem Hause kommt das Wasser kaum einmal in einem Menschenalter. Dies Jahr wird es nicht so groß; es ist Regel: Großer Schnee, kleine Wasser.“

„Das ist so Schade!“ meinte Konstantin, „Sie glauben gar nicht, was das ein Leben gibt in den Häusern am Wasser. Nun, Sie werden es sehen, wenn Sie nach Hause kommen. Ich werde mitmachen, so viel ich kann.“

„Den Eisgang sollten Sie sehen, Herr Ministerialassessor,“ sagte der Intendant, „das ist der Mühe werth, Sie können es von Ihrem Fenster aus. Aller

Wahrscheinlichkeit nach geht das Eis diesen Nachmittag fort."

„Ich habe noch viele Leute, selbst Schlittschuhläufer darauf gesehen," sagte ich erstaunt.

„Es bleiben gewöhnlich Menschen auf dem Eise, bis es sich in Bewegung setzt. Jetzt schon steht es durch das Steigen des Wassers so weit vom Ufer ab, daß man hinüber springen muß. Aber vom Einbrechen ist keine Rede, das Eis bleibt noch fest, bis es sich, wenn es einmal in Bewegung ist, durch die Gewalt des Wassers zerstößt. Freilich, wehe Dem, der sich dann noch darauf befände! In den meisten Fällen wäre er unrettbar verloren." Als ich nach meinem Adler ging, bemerkte ich schon in der ganzen Gasse, die an's Wasser führt, geschäftiges Leben. Aus den Kellern hörte ich starkes Klopfen; man sagte mir, die Fässer würden festgestaut, daß das eindringende Wasser sie nicht umher kollern könne. Andere Leute suchten Thüren und Fenster der Keller zu verdämmen, wurden aber meistens ausgelacht, als sey das Wasser dadurch nicht abzuhalten. In manchen Häusern wurde Vieh aus den Ställen gezogen und die Straße hinauf geführt. Ueberall war die größte Geschäftigkeit von Jung und Alt, aber nirgends Furcht und Bangigkeit vor dem andringenden Wasser.

In meinem Wirthshause fand ich auch Alles in voller Thätigkeit. „Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte mir der Wirth nach den ersten Empfangshöflichkeiten, „daß Sie diesmal nicht Alles im Hause in Ordnung finden. Das Wasser kommt uns dieses

Jahr so schnell, so unerwartet, durch den plötzlichen Umschlag der Witterung und den starken Regen. Ihr Zimmer ist jedoch ganz in Bereitschaft, und von dort können Sie ganz bequem den Eisgang mit ansehen. Ich sah aus meinem Fenster. Es war noch Alles wie ich es vom Berge aus gesehen hatte, das Eis zwar mit Wasser überronnen, aber fest, nur stand es vom Ufer etwa zwei Fuß ab. Der Zwischenraum wurde von den immer noch hinüber und herüber gehenden Leuten übersprungen. Auch einzelne Schlittschuhläufer erlustigten sich noch auf dem Flusse, trotz Wind und Wasser. Ich glaubte nicht, daß es nöthig wäre, so zu eilen, wie ich die Leute thuen sah. Das Mittagessen wurde mir auf mein Zimmer gebracht, weil die Gaststube im unteren Stocke ganz ausgeräumt sey. Erstaunt hörte ich über mir einen Hahn krähen und da ich begierig war, die häuslichen Einrichtungen während des Hochwassers kennen zu lernen, begann ich, mich im Hause umzusehen. In einer Kammer über meinem Zimmer fand ich sämmtliche Hühner und Enten des Hausherrn; auf den Gängen dort oben standen verschiedene Geräthe aus den unteren Räumen des Hauses; auf einem flachen Dache über der Waschküche hatte man den Schweinen einen provisorischen Stall eingerichtet; daneben standen zwei Ziegen unter einem vorspringenden Dache gegen den Regen geschützt, ohne weitere Vorkehr. Die Wirthsstube war in den, im zweiten Stocke befindlichen Tanzsaal verlegt worden, und die Kühe hatten ebenfalls im zweiten Stockwerke Platz gefunden. In einem dunklen Winkel des Gan-

ges fand ich ein Bett, wahrscheinlich das des Knechtes, der sonst unten schlief. So ward Alles von unten in die oberen Räume gebracht; das Rindvieh aus dem Hause in entfernte, höher gelegene Ställe geschafft, und schon am Nachmittage konnte der Wirth die Ankunft des Gastes ruhig erwarten, der so viele Vorbereitungen zu seinem Empfange veranlaßt hatte.

Ich gestehe, trotzdem daß ich nirgends Bangigkeit vor dem Wasser wahrnahm, machten doch gerade diese Vorbereitungen einen unheimlichen Eindruck auf mich und der Gedanke, mit dem strömenden Flusse unter einem Dache die Nacht zuzubringen, war mir gar nicht erfreulich. Ich tröstete mich immer noch mit der Ueberzeugung, das Wasser könne so schnell nicht wachsen und da ich den anderen Tag ohnehin wieder abreisen mußte, glaubte ich ihm noch zu entgehen.

Am Ufer vor meinen Fenstern sammelten sich nun immer mehr Menschen an. Plötzlich erdröhnte ein lautes Krachen, wie von Pistolenschüssen; eilig suchten Alle, die noch auf dem Eise waren, an's Ufer zu kommen. Ein junger Mensch war noch am weitesten zurück, „schnell an's Land! Schnell hieher! hieher! das Eis geht, es hebt sich schon!" rief es längs dem Ufer hin. Mit ängstlicher Spannung sah ich, wie der Mensch am Rande des Eises von einer Stelle zur anderen lief, ohne den Zwischenraum bis an's Ufer überspringen zu können. Endlich an einem günstigeren Punkte wateten zwei Bursche bis an die Knie in's Wasser, um ihm die Hände zu reichen und durch einen kräftigen Ruck ihn an's Ufer zu schnellen. Fast in dem-

selben Augenblicke hob sich die ganze Eisdecke, so weit das Auge reichte und schwamm majestätisch den Fluß hinunter. Lautes Geschrei der anwesenden Menge begrüßte den Eisgang. Nur wenige Minuten noch, und der Fluß ward gänzlich frei! Ich kann nicht ausdrücken, wie ergreifend für mich dies erhabene Schauspiel der Natur war! Mit innerem Jubel begrüßte ich die wogenden, lebendigen Wellen des Maines. War es doch, als ob die Landschaft aus dem Todesschlafe erwacht, ihr freundliches Auge geöffnet hätte.

In den Menschen am Ufer war eine ungemeine Bewegung. Einige liefen den Fluß hinab, dem Eise nach, andere liefen aufwärts. Ein Nachen war schnell bereit, diejenigen überzuführen, die nicht mehr über das Eis hatten kommen können. Nun schallte Lärm aus der Ferne, vom Nebenflusse her. „Das Eis der Erl geht fort," hallte es von den Leuten unter meinen Fenstern wieder, und fort eilten sie nach der Erl.

Es wurde mir später erzählt; daß hier die Schiffer mit der größten Anstrengung und nicht ohne Gefahr ihre Schiffe gegen das treibende Eis schützen müssen, welches mit solcher Gewalt anpralle, daß es die dicken Schiffseile wie Faden absprenge, so daß oft Schiffe von der Fluth fortgetrieben, und Nachen manchmal zwischen den Eisschollen zerdrückt würden. Fände der Eisgang bei Nacht statt, so müßten oft die Schiffer die ganze Nacht hindurch in ihren Schiffen bleiben und bei Fackelschein mit Eisen beschlagenen Stan-

gen den Anprall des Eises zu verhüten oder doch zu schwächen suchen.

Jetzt kamen Diejenigen, welche das Ufer aufwärts gelaufen waren, eiligst zurück, schon von weitem schreiend: „Das Eis kommt, das Eis kommt!“ Wieder sammelten sich die Menschen unter meinen Fenstern. Der Fährmann auf der Ueberfahrt eilte mit seinem Nachen an's Land zu kommen, denn wenige Minuten später würde ihn das Eis zerschellt haben. Kleine Eisschollen trieben schon auf dem Flusse, bald kamen aber große, ausgedehnte Eisflächen, die augenscheinlich sich erst nicht weit oberhalb der Stadt gehoben hatten. Nun langte die Kunde an, daß eine Viertelstunde weiter unten das hier abgegangene Eis sich wieder gestellt habe, was der starken Krümmungen des Flusses wegen sehr leicht geschieht. Jetzt erst bemerkte ich, daß die Wellen unruhig die Eismassen schaukelten und daß das Wasser in kurzer Zeit merklich gestiegen war. Die Eisflächen, schon mehr zerstoßen, kamen kleiner vorüber, während die großen sich unterhalb der Stadt an das wieder feststehende Eis anlegten, wodurch die Eisdecke so weit verlängert wurde, daß ich sie von meinem Fenster aus erblicken konnte. Von oben her nahm nun das Brausen und Tosen der Wellen, das Gepolter der an und übereinander stoßenden Eisschollen immer mehr zu; sie tanzten und schaukelten auf den schnell strömenden Wogen, bis sie dumpf dröhnend gewaltsam an die unten feststehende Eisbank geschleudert von dieser zurückprallend, endlich durch die nachfolgenden Eismassen entweder unter die

Eisdecke gedrückt, oder auf dieselbe geworfen wurden, wo sie auf der glatten Fläche weit hinaus glitten. Das Brausen, Poltern, Tosen von unten und von oben vermehrte sich mit jeder Minute; es war ein Kampf in der Natur, in welchen der Mensch sich nicht mischen durfte, ohne augenblicklich zermalmt zu werden. Darüber hingen die Wolken schwarz und zottig auf die Berge herab; der laue Wind leckte den Schnee immer mehr hinweg, so daß der nasse dunkle Grund des Bodens die Landschaft noch düsterer machte. Dazwischen schoß manchmal ein greller Sonnenstrahl durch die Wolken und schillerte in den Millionen Regentropfen wieder, die an den Baumästen zitterten.

Ein stärkerer Ausruf der Menschen, deren Stimmen nur verworren durch den gewaltigen Lärm der Natur drangen, ließ mich gerade noch bemerken, wie die Eisdecke unten sich wieder hob und schaukelnd weiter trieb; das Wasser schien im Augenblicke zu sinken, schnell aber stieg es wieder, und Bretter, Brennholz, Faßdauben, die zwischen den neu folgenden Eisschollen von den Wellen umhergeworfen wurden, zeigten, daß der Fluß die Ufer fegte.

Ich bewunderte die Energie des Volkes. Die meisten der am Ufer versammelten Menschen hatten bei dem Eisgange sicher kein anderes Interesse, als dies großartige Schauspiel zu genießen, von dem sie weder der Regen, noch die Länge der Dauer abwendig machen konnte. Ja, es schien, als ob die Kraft der Elemente in sie übergegangen wäre, sie wurden immer reger, immer enthusiastischer. Welch ein Unterschied

zwischen einem Volke, das in und mit der Natur lebt, gleichsam von ihr erzogen wird, gegen das dumpfe, matte, arme Volk der Städte oder gar der Fabriken! Wie werden hier die Gefühle des Sturmes, der Bewunderung, der Ehrfurcht in der Brust des Menschen geweckt, beim Anblicke dieser wilden Natur, gegen die seine eigene Kraft nichts vermag; dagegen wird auch sein Muth dadurch belebt, die Geisteskräfte werden angeregt und werden angespornt zur Nothwehr, im unvermeidlichen Kampfe mit den Elementen. Wie liebt, oft unbewußt das Volk die Natur, in und mit welcher es lebt! Zerlumpt, wie man sie in der Stadt nie sieht, sie nicht dulden würde, vielleicht hungernd, ließen Knaben, Jünglinge und Männer, ja auch manches Mädchen, hier in rastloser Bewegung mehrere Stunden lang am Ufer umher, in froher Begeisterung ein Schauspiel genießend, das ihnen Niemand rauben, von dem sie Niemand verdrängen, bei dem sich ihnen Niemand in den Weg stellen konnte. Daher das Heimweh der Aelpler nach ihren Bergen, daher die Sehnsucht der Uferbewohner nach dem Wasser, ihrer Heimath, in fremder Gegend! „Vater, wo ist hier der Main?" fragte der Knabe eines von Wartberg nach Karlsruhe versetzten Beamten, beim ersten Ausgange, und ein zwanzigjähriges Mädchen, das von Constanz nach derselben Stadt verschlagen worden war, schaute aus dem höchsten Fenster ihrer Wohnung nach dem Bodensee aus. Welchen Ersatz bieten die Städte ihren armen Bewohnern, gegen diese Genüsse der Natur?

Neues Leben entstand am Ufer durch die Bemüh-

ung Vieler, Holz, Bretter und dergleichen, was der Fluß oben geraubt hatte, ihm zu entreißen. Was dem Ufer nahe kam, ergriffen sie mit langen Hakenstangen und scheuten dabei weder, bis an die Knie in's eisige Wasser zu waten, noch die Gefahr, von den schaukelnden Eisschollen umgeworfen und mitgerissen zu werden. Jedes gelandete Stück wurde mit Jubel begrüßt. Ein anderes Schauspiel unterbrach die Arbeit auf kurze Zeit. Man sah von weitem in der Strömung auf einer großen Eisscholle einen Korb herabschwimmen und um ihn sprang eine Katze mit Jammertönen ein Entkommen suchend. Man rief, man lockte sie an's Ufer. Schon war sie über einige Schollen näher gekommen, aber sie lief immer wieder dem Korbe zu, aus dem sie endlich ein Junges brachte, um mit ihm die Rettung zu versuchen. Sie sprang von Scholle zu Scholle, bis sie erschöpft das Junge niederlegte und von Neuem ein Jammergeschrei ausstieß. Man lockte sie wieder und wieder faßte sie das Junge; die Leute wichen weit aus von dem Punkte, wo sie dem Ufer zunächst war, um sie nicht scheu zu machen, noch ein gewaltiger Sprung und sie war mit dem Jungen am Lande, wo sie ein alter Mann ergriff und zur Stadt hereintrug. Allgemeine Befriedigung zeigte sich unter den Leuten.

So war es dunkel geworden. Die Eisschollen kamen nun immer kleiner vorüber, aber zusehends stieg der Fluß, das Ufer war nur noch ein schmaler Streif, der das Wasser von der Stadt trennte.

Es ward mir Licht gebracht. Das Schauspiel war

für mich geschlossen; aber lange saß ich noch, um es in Gedanken an mir vorübergehen zu lassen. Sein Eindruck war ein gewaltiger, und ich war höchst dankbar gestimmt, daß es mir zu Theil geworden. Ich kleidete mich zum Balle an und wollte eben dahin gehen, als mich der Wirth aufhielt, mit der Bemerkung, die Bälle fingen hier nie vor acht Uhr an, ich würde noch Niemanden dort finden. Er fragte zugleich, ob ich nicht zuvor zu Nacht speisen wollte. „Speist man hier nicht auf dem Balle?" war meine Gegenfrage. „Nein, das ist nicht üblich." — „Gut, so speise ich zu Hause."

„Es ist sehr wahrscheinlich, Herr Ministerialassessor, daß, bis Sie vom Balle kommen, das Wasser vor dem Hause steht," bemerkte der Wirth. — „Wie werde ich dann hereinkommen?" — „Ich bleibe mit dem Knechte auf, bis Sie kommen, und wenn wir nicht gleich hören, so dürfen Sie nur pfeifen, dann wollen wir Sie schon hereinbringen; es steht bis dahin noch in keinem Falle sehr hoch. Ich wunderte mich, wie die Leute das Steigen des Wassers so genau vorher berechnen konnten.

Um acht Uhr begab ich mich auf den „Museumsmaskenball." Ein im Verhältniß zu seiner Breite langer Saal, von mäßiger Größe und nur einstöckiger Höhe, ward durch Unschlittlichter auf Wandleuchtern von weißem Blech erleuchtet. Die Fenster waren ohne Vorhänge und ohne Laden. Das Tosen des vorbeiströmenden Flusses drang in den noch leeren Saal,

aber sehen konnte ich nichts von der finsteren Landschaft. Rings an den weißgedünchten Wänden liefen hölzerne Bänke hin, ohne Polster, ohne Anstrich, ganz Natur. Das Orchester nahm die eine schmale Seite des Saales ein und war nur einige Fuß über dem Boden erhöht. Unter den wenigen Anwesenden war der Hauptmann Hahn der einzige, den ich kannte. Er empfing mich freundlich und erzählte mir die Neuigkeiten des Städtchens, die ich noch nicht wußte, und auch die, welche ich schon gehört hatte; immer als gereister Mann diese Dinge sehr geringfügig nennend, während er doch durch seine genaue Kenntniß derselben zeigte, wie er sich dafür interessirte. Ich erwähnte den Abzug der Garnison, wodurch das Städtchen wohl einsamer geworden sey. „Ja wohl," sagte er, „und diese kleinstädtischen Beamten mit ihren gar ländlichen Frauen halten es für einen Gewinn! Warum? Weil die Männer jetzt wieder im Museum die Herren spielen und in Gesellschaften die Hähne im Korbe seyn können, ihre Ehehälften Butter und Eier um einige Kreuzer billiger bekommen und ihre Mägde leichter zu Hause erhalten. Daß durch eine Garnison Bildung, gesellige Unterhaltung, Vergnügen, Aufklärung und Anstand in das einförmige Leben gebracht wird, das schlagen sie gar nicht an. O, es ist fast nicht dahier auszuhalten! Hielte mich nicht eine süße Hoffnung fest, ich entflöhe dieser Misere!" Er sah mich an, als erwarte er eine Frage, weßhalb ich sagte: „Darf ich fragen, welche Hoffnung Sie hier hält?" — „Ich will es Ihnen im Vertrauen sagen: ich hoffe bald Cor-

nelia, die Königin der Frauen meine Braut nennen zu dürfen."

Wäre ich nicht darauf vorbereitet gewesen, so würde sicherlich meine Verwunderung laut geworden seyn; aber ich konnte doch nicht umhin zu sagen: „Ich glaubte, sie sey die Braut des Grafen von . . . ."

„A bah, er lag zu ihren Füßen, wie jeder Mann, der in ihre Nähe kommt, es amüsirte sie, die Königin zu seyn; das war Alles! Sie hat dadurch ihre Menschenkenntniß erweitert, wozu in einem solchen Winkel wie Wartberg, die Gelegenheit sonst gänzlich mangelt. Ueberhaupt hat sie im letzten Jahre noch unendlich gewonnen. Ihre Schönheit ist nun vollkommen erblüht, ihr Benehmen hat eine Sicherheit erlangt, die ihre Unterhaltung so pikant macht, wie man dies nur bei einer Großstädterin erwarten sollte."

Ich erlaubte mir doch zu sagen: „Ich muß annehmen, daß Ihre Liebe noch jung ist, als ich im vorigen Herbste hier war, äußerten Sie sich weniger günstig über die schöne Cornelia." — „Ich liebe sie seit lange und Sie wissen, die Liebe ist die Mutter der Eifersucht. Damals war ich ihrer Gegenliebe noch nicht versichert, jetzt aber glaube ich es zu seyn." Meine Erinnerung mußte ihm indessen doch nicht ganz angenehm seyn, denn er ergriff eine Gelegenheit, von mir zu kommen, was ich gar nicht übel nahm.

Es waren jetzt schon einige Masken da, Bauern und Bäuerinnen, Gärtnerinnen, Köhler und Köhlerinnen.

Die Anzüge, ohne besonderen Aufwand, waren nett und kleidsam. Aber die armen Masken schienen sich in dem noch immer leeren Saal unheimlich zu fühlen; stumm gingen sie paarweise im Saale herum, während die in der Mitte stehenden unmaskirten Herren sie schon zu erkennen glaubten, was an einem so kleinen Orte, wo man sich fast täglich begegnet, sehr leicht seyn muß.

Ein Walzer, zu dem der erste Violinspieler mit dem Geigenbogen das Zeichen gab, machte der Verlegenheit der jungen Leute ein Ende; sie tanzten und waren dadurch in das Geleise gekommen.

Neue Masken erschienen: vier Bauern-Paare. Auf den ersten Blick erkannte ich Eulalia. Diese zarte, feine Gestalt, dieser leichte bescheidene Gang und ihre deutlich bemerkbare Schüchternheit ließen sie nicht verkennen. Gleich darauf trat der Hofkammerrath mit seiner Frau zu einer anderen Thüre herein, wodurch jeder noch übrige Zweifel gelöst wurde.

Nicht ganz sicher war ich, ob ihr Begleiter Ludwig sey; er schien mir zu klein. Konstantin dagegen war leicht zu erkennen an seiner gedrungenen, kräftigen Gestalt und seinem schweren Tritt; dazu kam noch, daß er eine ganz ächte Bauernkleidung trug, die er nagelneu von einem Mitlehrling der Landwirthschaft geliehen hatte, während die drei übrigen zwar dieselbe Kleidung, aber von leichten Stoffen trugen. Sie sahen ganz allerliebst aus. Alle acht in der ersten Jugendblüthe. Die Bursche in gelbledernen kurzen Hosen, gerüppten Strümpfen, Schuhen mit Schnallen,

rothen Westen, grünsammtnen Wämsern, und eben solchen Pelzkappen mit Goldtroddeln; die Mädchen mit dunkeln, weiten, starkgefalteten Röcken, unten mit blauem Bande eingefaßt, dazu rothe, altdeutsche Mieder mit Vorsteckern, über welchen die Mieder vermittelst großer, silberner Haken geschnürt waren Chemisetten bis an den Hals gefältet, mit langen, an den Handknöcheln vermittelst farbiger Glasknöpfchen geschlossenen Aermeln und einem schwarzen Häubchen, in Gestalt eines abgestumpften Kegels, mit goldgesticktem Boden und einer großen schwarzen Bandschleife im Nacken, deren lange Enden bis über die Taille reichten. Es soll dies die treue Copie der Tracht eines nahen Dorfes seyn. Sie stellten sich zu einer Quadrille an und tanzten dieselbe, während ein Tanzlehrer die Touren ausrief. Obgleich mir der französische Tanz zu der deutschen Tracht gar nicht behagen wollte, versöhnte ich mich doch wieder einigermaßen damit, da sie ihn so schön tanzten, als ich ihn je tanzen sah. Selbst Konstantin schien sich zierlich zu bewegen in den Wendungen der Française, die er, sowie alle Uebrigen, mit einer Naivetät und einem Ernste tanzte, wie sie dies nur Kindern in der Tanzstunde eigen zu seyn pflegt. Sie standen ja auch unter der unmittelbaren Aufsicht des Lehrers, der jährlich nach Wartberg kam, um dort einige Monate Tanzunterricht zu geben, und von der Koketterie dieses Tanzes hatten sie in ihrer Unschuld keine Ahnung. Ein allgemeines „Bravo!“ und Händeklatschen belohnte sie für das Vergnügen, das sie sichtlich den

Anwesenden bereitet hatten. Der Tanzlehrer dankte mit einer tiefen Verbeugung dafür, indessen die Tänzer wie beschämt auseinander liefen.

Alle Blicke flogen nach der Thüre, als eine neue Maske eintrat, alle Anderen überstrahlend durch Pracht und Schönheit, eine Juno vorstellend, im reichsten antiken Costüme. Die goldgestickten Gewänder fielen in edlen Falten; ein Schleier von leichtem Goldgewebe, durch eine von Steinen blitzende Krone gehalten, floß über die majestätische Gestalt bis zur Erde nieder; die schwarzen Haare ringelten sich in Locken auf den Nacken herab; die schöne Hand trug einen Spiegel, mit Pfauenfedern in Form eines Fächers besetzt. Stolz schritt sie in den Saal. Ihre Augen blitzten durch die Maske und schienen Huldigung zu fordern.

Ihrem Eintritte folgte zuerst die Stille des Staunens, dann aber sprach jede Lippe den Namen Cornelia aus. Sie hörte es. „Wozu die Larve, wenn man mich kennt!" rief sie aus und nahm die Maske ab. Ich sah sie in der Entfernung in halber Beleuchtung und gestehe, ihre Schönheit war zauberisch. Marmorbläße lag auf diesen regelmäßigen Zügen und machte sie der antiken Göttin, die sie vorstellte, um so ähnlicher. Aber aus ihren Augen sprühte ein unheimliches Feuer und verrieth häßliche Leidenschaften, die unter diesem schönen Aeußeren wütheten. Sie war augenblicklich von mehreren jungen Männern umringt, die aus der Umgegend auf den Ball gekommen waren; aber von den einheimischen näherte sich Keiner, als der Hauptmann Hahn, der ihr seine eifrigste Hul-

digung darbrachte, die sie willig annahm; aber mit eben so viel Wohlgefallen empfing sie auch die Schmeicheleien der fremden Herren. Die Mädchen schienen sich vor ihr zurückzuziehen. Cornelia, gar nicht begierig, sich ihnen zu nähern, zeigte sich nun bemüht, die Männer in ihrem Kreise festzuhalten.

Noch hatte ich kein Wort mit Eulalia gesprochen, obgleich ich sie nicht aus den Augen verloren hatte. Sie schien sehr in Verlegenheit, denn sie sprach Niemanden an und ließ ihren Begleiter nicht von der Hand. Jetzt setzte sie sich, während Ludwig, er war es, sie verließ. Ich sah einen freien Platz neben ihr und wollte ihn eben einnehmen, als eine alte Dame von der anderen Seite mich erschrocken am Arme faßte, und mir zuschrie: „Sie setzen sich da in Unschlitt!“ Wirklich sah ich jetzt, daß die Bank mit Unschlitt ganz befleckt war, welches der Leuchter darüber unaufhörlich herabtropfen ließ; zugleich bemerkte ich, daß überall unter den Wandleuchtern die Plätze aus dieser Ursache leer waren. Konstantin kam heran und rief mir zu: „Kennst Du mich?“ — „Ja, mein junger Freund!“ — „Ach, woran denn? Alle Leute kennen mich,“ sagte er ärgerlich, „und ich bin doch heute ein ganz anderer Mensch als sonst.“ Dabei fuhr er immer mit dem Taschentuche gegen das Gesicht, wie wenn er sich abtrocknen wollte. „Du bist ganz derselbe wie sonst, nur Deine Kleidung ist eine andere,“ erwiderte ich. „Ich kann es nicht mehr aushalten unter der Maske, die Hitze bringt mich um, ich nehme sie ab, Eu — — Du! Darf ich?“ fragte

er sich schnell verbessernd, „darf ich, obwohl wir verabredet hatten, sie zu gleicher Zeit abzulegen?“

„Ich nehme die meinige auch ab,“ antwortete Eulalia mit ihrer natürlichen Stimme, und legte die Maske weg.

„Sie haben Recht, Eulalia,“ sagte ich, ihr freudig in das liebe Gesichtchen blickend, „die Larve paßt nicht für Sie.“ Es ward das Signal zum Tanze gegeben. „Den mußt Du mit mir tanzen,“ sagte Konstantin. Willig folgte sie ihm, und ich stand und sah ihr nach. Ich habe nie getanzt; nun war ich aber doch recht ärgerlich, daß ich nicht tanzte; denn ich sah, auf andere Weise werde ich zu keiner Unterhaltung mit Eulalia kommen.

Ich setzte mich neben die Hofkammeräthin, um mit ihr zu plaudern, so gut es gehen mochte in meiner Verstimmung. „Es ist doch Schade, daß Sie nicht tanzen, Herr Ministerialassessor,“ sagte sie, „es werden heute die schönen Schlittenwalzer gespielt, die fordern so zum Tanzen auf, daß es Einem in den Füßen zuckt.“ — Wirklich ward ich überrascht von dieser Musik, die Melodie war so fröhlich, daß sie zum Tanzen einladen mußte, dazwischen rasselte es mit Schellen und knallte mit Peitschen, daß man eine wirkliche Schlittenfahrt zu hören glaubte. Es folgte eine ganze Reihe solcher Walzer, wobei sehr ungewöhnliche Instrumente mitwirkten. So wurde der Peitschenknall durch zwei lederne Riemen hervorgebracht, die aneinander geschnellt wurden; bei einem „Triangelwalzer“ spielte ein Küchenmörser die Titelrolle; beim „Uhr-

aufziehen" eine Kinderrassel. Diese Spielereien gefielen ungemein, und was man auch sagen mag, diese Musik hatte viel mehr Rythmus und forderte lebhafter zum Tanze auf, als die späteren so hoch gepriesenen Walzer von Strauß und Lanner.

Cornelia kam in unsere Nähe, geführt von dem Hauptmanne, gefolgt von den anderen Herren. Sie grüßte mich mit zuvorkommender Freundlichkeit, und die Höflichkeit erforderte, daß ich einige Worte mit ihr sprach. In der Nähe bemerkte ich jetzt erst, welche Verheerungen die kurze Zeit von wenigen Monaten an dieser Schönheit angerichtet hatte. Noch sprühten ihre Augen Feuer, noch war der Ausdruck ihres schönen Gesichtes noch äußerst lebendig, aber es war nicht mehr die frohe Munterkeit der Jugend, die sie belebte, es war drohende Leidenschaft! diese schönen, regelmäßigen Züge waren durch innere Unruhe so ausgearbeitet, daß sie ihre Frische ganz verloren hatten, und wenn nur einen Augenblick Ruhe eintrat, so trug dieses schöne Antlitz den Ausdruck der Abspannung und des Hinwelkens. Ihr Benehmen war herausfordernd und unweiblich. Mit innigem Bedauern, aber auch mit Unwillen erfüllte mich diese Verwandlung. Eulalia setzte sich nun neben ihre Tante. Ich konnte sie nach dieser Begegnung mit Cornelia nur noch mehr verehren. Hier war der vollkommenste Gegensatz. Keine regelmäßige Schönheit, das sah ich trotz meiner Liebe, schmückte Eulalia; aber ein Ausdruck von Unschuld und jugendlicher Frische, die mir unendlich wohlthat, nach den schwefelflammenden Blicken Cornelia's.

Wohl leuchteten Eulalia's blaue Augen, aber ihr Glanz war ruhig, ihr Ausdruck zart und innig; wohl spiegelte sich in ihnen die leiseste Regung ab, die Eulalia's leicht erregbares Gemüth bewegte, aber keine schnöde Leidenschaft schimmerte ja durch diese Fenster der Seele!

„Nun, Herr Ministerialassessor, wie gefällt Ihnen unser Maskenball?" fragte die Frau Hofkammerräthin. Ich gestehe, daß ich bis dahin noch wenig auf den Ball acht gegeben, es waren nur wenige Personen, welchen ich meine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, der Wunsch, mit Eulalia zu sprechen, ließ mich Alles Andere übersehen. Das „Intriguiren" der Masken war nicht stark gewesen, es beschränkte sich meistens auf die stehenden Anreden: „Ich kenne Dich!" „Kennst Du mich?" „Bist Du auch hier?" wie dies auch auf größeren Maskenbällen oft genug vorkommt. Nun erst sah ich mich um und bemerkte, daß alle Larven schon abgenommen waren und fand viele hübsche Gesichtchen, welchen ihre fremden Costüme recht gut standen. Einige ziemlich drollige Anzüge machte mir die Hofkammerräthin bemerklich, indem sie mir zuflüsterte: „Sie sind vom Lande, man sieht es ihnen an." Also die Amtsstädter sehen herab auf die noch kleineren Städte und Dörfer! Gerade so lächerlich werden wir Provinzialstädter den Bewohnern der großen Weltstädte erscheinen, wenn wir uns als Großstädter geberden wollen.

Ludwig forderte jetzt Eulalia zum nächsten Tanze auf; freundlich schlug sie es ihm ab, indem sie sagte,

sie wolle diesen „Hopswalzer" aussetzen, dagegen den nächsten Eccosaise mit ihm tanzen. Er war damit zufrieden. „Ich mag lieber reden als tanzen," sagte sie zu ihrer Tante gewendet. — „Du kannst aber nicht immer aussetzen," erwiderte diese, „es scheint ja, als wärest Du sitzen geblieben." Mich freute Eulalia's Bleiben. Durfte ich es zu meinen Gunsten deuten?

Ich sah Herren und Damen, im Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren, und Mädchen mit Knaben und Jünglingen von dreizehn und vierzehn Jahren tanzen, und eben so waren alle Zwischenstufen beim Tanze vertreten. Es wunderte mich dieses jetzt weniger als früher, denn ich sah, die ganze Gesellschaft bildete gleichsam eine Familie, die alle ihre Glieder bei sich haben wollte, um recht vergnügt zu seyn. Mädchen und Jünglinge wachsen vom kindlichen Alter an miteinander auf; die einen kommen zu den Schwestern der andern und diese besuchen die Brüder der Mädchen; sie machen ihre Spiele zusammen und haben manche Unterrichtsstunde miteinander. So wachsen sie alle wie Geschwister auf, welches sich auch in dem traulichen Du zeigt, mit welchem sich alle benennen, bis sie durch verschiedene Lebensverhältnisse auseinander gedrängt werden. Ich bot Eulalia meinen Arm, um mit ihr in dem Saal herumzugehen, während sich ihre Tante mit Anderen unterhielt. Hocherröthend und sehr verlegen nahm sie ihn an. Ich sah, es war dies etwas ganz Neues für sie.

„Eulalia, ich bitte, sagen Sie mir endlich, wie ist es Ihnen gegangen seit meinem letzten Hierseyn?"

fragte ich sie. „Hat man Sie nicht mehr gequält, wegen des Accessisten?“

„Nein, es ist ganz gut gegangen; ich danke Ihnen im Stillen jeden Tag dafür, denn nur Sie haben dies bewirkt; alle Anderen meinen, ich müsse zufrieden seyn, eine so gute Versorgung zu finden. Aber nun ist schon die Hälfte der Zeit verflossen, in etwa zwei Monaten ist mein Geburtstag, dann, ach dann, wird es schlimmer werden, als je!“

„Fassen Sie Muth, Eulalia, man kann Sie nicht zwingen, so lange Sie nein sagen.“ — „Das sagt auch der Herr Stadtpfarrer und er hat auch meiner Tante gesagt, ich weiß es, daß sie mich nicht zur Heirath zwingen dürfe; aber auch er meint, ich solle nachgeben; da ich keine Aussicht habe, in’s Kloster zu kommen, so sey der Accessist doch ein guter, rechtschaffener Mann, der gewiß auch ein braver Gatte würde. Ich glaube es, und doch ist es mir nicht möglich Ja zu sagen. Wollte mich meine Tante doch bei sich behalten, aber ich sehe sie rechnet auf diese Heirath; denn sie läßt so viel Leinwand vernähen, die sie nie für sich selbst brauchen kann, und ist gütiger als je gegen mich; gleichsam um es mir unmöglich zu machen, ihrem Wunsche entgegen zu beharren!“

„Eulalia, theuere Freundin, Sie wissen, wie großen Antheil ich an Ihrem Geschicke nehme, erlauben Sie mir deßhalb eine Frage, die ich Sie bitte, mit aller Offenheit zu beantworten.“

„Gewiß will ich dies! Ich weiß ja, wie gut Sie es mit mir meinen und wie viel ich Ihnen verdanke!

Und Niemand hat mich noch so verstanden, wie Sie. Fragen Sie, ich werde Ihnen Alles offen beantworten!" — „Eulalia," sagte ich beklommen, „ist es der Accessist, der Ihnen die Ehe zuwider macht, oder haben Sie sich vorgenommen, im ledigen Stande zu bleiben?"

„Den Accessisten kann ich nun einmal nicht heirathen," sagte sie unbefangen; „im Uebrigen habe ich mir nichts vorgenommen, da ich nicht in's Kloster gehen kann, so überlasse ich die Zukunft Gott. Warum sollte ich nicht bei meinen Verwandten bleiben, so lange sie leben? Später werde ich doch wohl auch meinen Unterhalt finden!" Jetzt kam Konstantin auf uns zu und rief: „Im Nebenzimmer sitzt schon lange eine Maske, ich weiß nicht, was sie vorstellen will; ich dächte einen Schornsteinfeger, aber sie hält eine Guitarre auf dem Schoos, ich wette, es ist der Accessist."

„Ach, Konstantin, laß ihn doch, wo er ist; mache ja nicht, daß er herauskommt," bat Eulalia.

„Er geht nicht von der Stelle und gibt auch keine Antwort; ich habe ihn schon mehrmals angeredet."

Das arme Mädchen war durch diese Nachricht so erschreckt worden, daß ich, um sie auf etwas Anderes zu lenken, ihr eine Maske zeigte, die ganz allein saß und noch verlarvt war. „Sehen Sie," sagte ich, „diese Pilgerin erinnert mich an Henriette."

„Ja, sie gleicht ihr," fügte Konstantin bei.

„Henriette geht nirgends hin, wo viele Menschen

sind," erwiderte Eulalia; „sie ist immer betrübt und seufzt und weint."

„Sie hat ihr ganzes Zimmer mit Epheu verziert," sagte Konstantin, und über dem Spiegel hängt ein Immortellenkranz mit einer schwarzen Florschleife. Ich glaube, es gefällt ihr, immer traurig zu seyn; sie hält dies gewiß für poetisch."

„Ich besuche sie manchmal," sagte wieder Eulalia, „weil ich sie bedauere und ich sie gern aus ihrer Schwermuth reißen möchte; aber sie redet so viel, was sie gelesen hat, zum Theil in Versen, daß ich sie oft gar nicht verstehe und deßhalb wieder fortgehe, ohne sie beruhigt zu haben. Nein, sie maskirt sich gewiß nicht!"

Ludwig holte nun Eulalia zu dem ihm versprochenen Tanze ab. Was wußte ich nun von ihr? Daß sie nicht durchaus gegen jede Heirath sey. Ob ich Hoffnung habe; dies wußte ich nicht. Sie sprach so unbefangen wie ein Kind, daß sie gerne immer bei ihren Verwandten bliebe. Noch zwei Monate bis zu ihrem Geburtstage! Bis dahin werde ich sicher meine Besoldungserhöhung haben! Ich muß also wiederkommen, vor Ablauf dieser zwei Monate, und dann soll sich mein Schicksal entscheiden! In diesen Gedanken kam ich noch zu der Pilgerin und setzte mich neben sie, um zu erfahren, ob ich mich täuschte oder ob sie wirklich Henriette wäre.

„Ich glaube, wir sind uns im vorigen Herbste schon begegnet, fromme Pilgerin," redete ich sie an.

„Weit über Berg und Hügel,
Weit über flaches Land,
Weit über Meeresspiegel,
Komm ich als Pilgerin hierher,
Glaub' mir, Du sah'st mich nie vorher."

„Auch ich bin hier unbekannt, komm' über Land und Sand, Und habe Dich dennoch schon früher gekannt."

„Nie sahst Du diese Augen, die nur weinen;
Nie sahst Du diesen Mund, der nur der Klage dient,
Nie sahst Du diese Wangen, die erbleichen,
Und sahst nie die Gestalt, die hin zum Grabe zieht!"

„Henriette!" sagte ich ihr in's Ohr. Sie fuhr erschrocken auf; ich ging, um sie nicht noch mehr in Verlegenheit zu bringen. Aber als ich mich umwandte, war sie verschwunden, und ich sah sie auch später nicht mehr. So sind die Sentimentalen; sie machen sich und Andere weiß, als seyen sie für jede Freude unempfänglich, suchen aber im Geheimen doch ihren Theil davon zu erhaschen. Schon die Freude, die sie an ihrer Trauer empfinden, zeigt, daß sie nicht wahrhaft trauern.

Ich hatte schon früher bemerkt, daß in jeder Pause ein Mann in den Saal kam, um die Lichter zu putzen, die allerdings in der Zwischenzeit eine Art Dämmerung entstehen ließen. Ein zweiter Mißstand war der entsetzliche Staub, der beim Tanzen aufwirbelte und in dem niederen Saale sich alsbald auf uns festsetzte. Diesem zu begegnen, kam eine stämmige Magd in ihrem Sonntagsstaate mit einem Kübel voll Wasser in den Saal. Ich hielt sie im ersten Augenblicke für

eine Maske, die allenfalls eine Fischerin vorstellen wollte, bemerkte aber zugleich, daß Alles ihr ehrerbietig aus dem Wege ging, während sie sich anschickte, mit einem großen nassen Tuche den Staub auf dem Boden zusammen zu ziehen. Ich möchte dies Mittel besonders Allen anempfehlen, deren Tanzböden gebohnt, wodurch so oft die Tanzenden ausgleiten und fallen; jenes nasse Tuch nimmt dem Boden vollkommen seine Glätte und macht ihn im Gegentheile so anziehend, daß man darauf stolpern, aber durchaus nicht ausgleiten kann. Nachdem auf diese Weise der Staub getilgt war, trug man einen kleinen Tisch herein, auf dem eine große Punschbowle nebst Gläsern stand. Nun kam eine ungemeine Bewegung in die jungen Leute; jeder suchte ein Glas Punsch zu erlangen, um es entweder selbst zu schlürfen, oder einer bevorzugten Schönen zu bringen.

Wie ich hörte, geschah dies bei besonderen Festlichkeiten, auf Rechnung der Museumskasse. Wieder ein Zeichen, daß hier Alle eine Familie bilden. Man trank dabei Gesundheit zu, stieß mit Allen an, die in den Weg kamen und die Fröhlichkeit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Da näherte sich eine Maske dem Schenktische, die ich augenblicklich für den von Konstantin mir beschriebenen Accessisten erkannte. Er trug ein Costüme, das, eine breite weiße Halskrause und ein großes Baret abgerechnet, vollständig dem der Schornsteinfeger glich; im Arme hielt er eine gewöhnliche Guitarre. Er nahm ein Glas Punsch und schritt auf Eulalia zu.

Aengstlich besorgt für das arme Mädchen folgte ich ihm. Es überlief mich kalt und heiß, als ich ihn vor ihr niederknien sah, worauf augenblicklich ein dichter Kreis von Neugierigen sich ansammelte, was den Mann durchaus nicht hinderte, sein Glas Eulalia anzubieten, die es auf einen Wink der Tante hoch erröthend nahm, und dann als „Minnesänger“ folgende Verse zu declamiren, zwischen welche er immer auf der Guitarre klimperte:

„Laß mich singen, schönste Rose
Deiner Reize Sturmgetose,
Das mich treibet zu Dir hin,
Daß ich nicht mehr bei mir bin.

Dein Haar ist wie rothes Gold,
Dem bin ich ja gar so hold!
Zieht mich wie ein Batzenstrick
Immerfort zu Dir zurück.

Deine Stirne, hoch und breit,
Innen voll Gescheidtigkeit,
Deine Augen, Feuerschlünde,
Schießen in des Herzens Gründe.

Deiner Nase hoher Sitz
Macht zu Schanden meinen Witz.
Deine Wangen, voll und rund,
Zieren den Korallenmund.

Zwischendrein die weißen Zähne
Von ganz einnehmender Schöne.
Deine Ohren — hast Du sie?
Vor lauter Locken sieht man sie nie.

Eine Schüssel voller Rosen,
Drüber weiße Milch gegossen,

Ist das Bild von Deinem G'sicht,
Etwas Schön'res sieht man nicht!

Deine ganze Wohlgestalt
Reißt mich hin mit Allgewalt!
Drum wag' ich's zu bitten Dich:
Wie ich Dich, so liebe mich!"

Bei den letzten Worten zog er die Larve vom Gesicht, mit der Larve fiel ihm das Baret und mit diesem die Perrücke vom Kopfe. Da kniete er nun tief geneigt mit kahlem Schädel vor Eulalia, die während seiner Declamation bald glühend roth, bald todtenbleich geworden war. Nun aber, da die Umstehenden laut auflachend in die Hände klatschten und jubelnd riefen: „Es lebe das Brautpaar! es lebe der Accessist und Eulalia!" — als sogar einige mit ihr unter diesem Rufe anstoßen wollten, da übergoß eine flammende Röthe ihr Gesicht und aufspringend wie ein geängstigtes Reh, eilte sie durch die Umstehenden in ein Nebenzimmer.

Mit dem herzlichsten Mitleide ging ich ihr nach und fand sie, wie sie die Hände vor dem Gesichte, am ganzen Körper zitternd, weinte. „Eulalia," rief ich in tiefster Erregung, „beruhigen Sie sich, es war nur Maskenscherz." — „Welche Schmach," seufzte sie, „welcher Schimpf vor allen Leuten. O, ich dachte es, auf diese Ruhe wird der Sturm um so schrecklicher losbrechen!"

Da kam ihre Tante. — „Eulalia, vertrauen Sie mir," flüsterte ich ihr noch zu.

Die Hofkammerräthin schickte sich an, dem armen

Mädchen Vorwürfe zu machen; ich ließ sie jedoch nicht zu Worte kommen, sondern sagte ihr mit allem Ernste, zu dem mich Eulalia's Kummer stimmte: „Frau Hofkammerräthin, es ist mir sehr leid, daß durch den Herrn Accessisten Ihr Wort, das Sie mir gegeben, gebrochen wurde, und zwar auf eine Weise, die ihn vor Aller Augen lächerlich macht. Fräulein Eulalia blieb nichts übrig, als einer so unwürdigen Scene zu entfliehen."

So wenig es mir zustand, eine solche Sprache zu führen, so hatte doch der Respect der Kleinstädter vor den Großstädtern diesmal die gute Wirkung, daß die Frau Hofkammerräthin sich aus dem Angriffe in die Vertheidigung zurückzog; sie meinte kleinlaut, es sey doch gut gemeint von dem Accessisten, er habe eine Ueberraschung bereiten wollen; daß ihm die Perrücke entfallen, sey ja nicht seine Schuld. Ich lenkte dann auch wieder ein und sagte lächelnd: „Wir wollen also einen neuen Waffenstillstand abschließen; vor Eulalia's Geburtstag darf von keiner Seite mehr etwas erwähnt werden, was auf eine Verbindung zwischen ihr und dem Accessisten Bezug haben könnte. Ich baue auf Ihr Wort, Frau Hofkammerräthin, geben Sie mir zum Ueberflusse noch Ihre Hand darauf." — „Nun, man kann Ihnen nichts abschlagen," sagte sie und schlug in meine dargebotene Hand ein, als gerade der Hofkammerrath kam und verdrießlich sagte: „Wir wollen nach Hause gehen, Eulalia wird nicht mehr in den Saal wollen nach dem Spectakel, den der Accessist veranlaßt hat. Du kannst ihm sagen, Alte, so et-

was dürfe nie mehr vorkommen. Ich schäme mich nur vor Ihnen, Herr Ministerialassessor, für unser Städtchen, daß hier solche Albernheiten gemacht werden. Nicht wahr, Sie sagen nichts davon in Karlsruhe?"

Ich versicherte ihm mein tiefes Schweigen. Eulalia, die bisher immer noch still geweint hatte, nahm die Hand vom Gesichte und sah dankbar ihren Onkel an.

Ich bat, die Familie an ihre Wohnung begleiten zu dürfen, allein der Hofkammerrath gab es nicht zu. „Ich sollte Sie begleiten," sagte er, „denn Sie können sicher vor dem Wasser nicht in den Adler kommen; es ist fortwährend im Wachsen und Sie wissen sich dann nicht zu helfen, da Sie nicht mit Wassersnoth bekannt sind, wie wir. Aber da ist Konstantin, der macht sich ein Vergnügen daraus, Sie glücklich und trocknen Fußes nach Hause zu bringen." Der gute Junge war gleich dazu bereit; wir trennten uns von Hofkammerraths, nachdem ich ihnen zugerufen: „Ich hoffe Sie morgen noch zu sehen, ehe ich abreise."

Dunkel brannten die Oellaternen in den Straßen; schwarz hing der Himmel über uns; der Regen hatte jedoch aufgehört. Es war so still in den Straßen, daß wir nur unsere eigenen Tritte hörten. Als wir aber dem Adler näher kamen, hörten wir allmälig das Rauschen des Flusses, aber nicht stürmisch, sondern wie ein Gemurmel. Noch weit von dem Gasthause standen wir schon an der Grenze des Wassers, das

leise schwellend sich ausdehnte und zurückzog. „Da ist kein Steg gelegt,“ sagte Konstantin, „und auch kein Nachen zu erblicken, das ist ungeschickt. Ich will in einer andern Straße nach einem Nachen sehen.“

„Nein, bleiben Sie, der Wirth hat mir gesagt, ich solle pfeifen.“ Konstantin legte die Finger an den Mund und that einen gellenden Pfiff. Gleich darauf kam der Wirth mit Licht unter die Hausthüre. „Ich komme, Herr Ministerialassessor,“ rief er über das Wasser herüber, aber in demselben Augenblicke that es einen Plump, das Licht erlosch — der Wirth plätscherte im Wasser. „Johann, Johann!“ schrie er aus allen Kräften. „Ach, Herr Ministerialassessor, verzeihen Sie, daß ich in's Wasser gefallen bin, nun müssen Sie so lange warten.“ Ich rief ihm zu, er möge sich nur retten und äußerte meine Besorgnisse um ihn gegen Konstantin, der aber vor Lachen bersten wollte und mir kaum antworten konnte: das thue dem Wirthe nichts, das Wasser sey nicht so tief. Bei dem Lärme, der die Stille der Nacht unterbrach, öffnete sich hie und da ein Fenster in der Nachbarschaft, und es ward herunter gerufen: „Was gibt's da unten?“ — „Wasser!“ war Konstantins Antwort. „Steht's schon vor meinem Hause?“ — „Ja!“ und die Fenster wurden ohne alle Besorgnisse wieder geschlossen. Zu meiner Beruhigung kam bald der Hausknecht mit einer Laterne, bei deren Schein ich den Wirth schon wieder stehend auf seiner Haustreppe sah.

„Johann,“ sagte er, „das Wasser hat den Steg weggeschwemmt und es ist kein Nachen weit und breit,

was ist nun zu machen? Kannst Du in einem Waschzuber fahren?"

„Nein, Herr, die Züber fallen zu leicht um. Das Kürzeste ist," fügte er nach einigem Besinnen bei, „wenn ich durchwate und den Herrn Ministerialassessor herübertrage." Damit gab er die Laterne seinem Herrn und machte sich auf den Weg durch das Wasser.

„Kommen Sie, Herr Ministerialassessor," sagte er, triefend von Wasser, zu mir, „hängen Sie sich mir auf den Buckel, so werden wir gleich drüben seyn." Ich folgte dieser wohlgemeinten Einladung und ward so, wie die Männer von Weinsberg durch ihre Frauen aus der Festung, durch das Wasser in das Haus getragen, mit dem Unterschiede, daß jene trockenen Fußes ankamen, ich aber, trotz aller Vorsicht von meiner und des Knechtes Seite, bis an die Knie durchnäßt wurde. Konstantin blieb laut lachend stehen, bis ich im Hause war.

Ich schlief wenig in jener Nacht. Immer auf's Neue konnte ich nicht mit mir einig werden, ob ich mich jetzt schon gegen Hofkammerraths oder Eulalia erklären sollte, oder ob ich es von Karlsruhe aus schriftlich thuen wollte. Gerne hätte ich erst Eulalia gefragt, was ich von ihr zu hoffen habe, und doch sah ich sie ja nirgends allein, sah sie vielleicht gar nicht mehr vor meiner Abreise! Ich könnte ihr durch meine Erklärung jede fernere Quälerei ersparen; aber wenn sie sich aus diesem Grunde verleiten ließe, in eine Verbindung mit mir zu willigen? Vom Hof-

kammerrath glaubte ich die Einwilligung zu erlangen; aber auch von der Tante, die den Accessisten so sehr begünstigte? Wenn ich dem armen Mädchen durch meine Erklärung neue Verlegenheiten bereitete, da ich noch keinen Zeitpunkt für die Verwirklichung meines Antrages bestimmen konnte? — Mit diesen Gedanken quälte ich mich noch stundenlang und verfiel erst am Morgen in einen Schlummer, aus dem ich am hellen Tage erwachte. Die Bilder der verflossenen Nacht traten wieder vor meine Seele; unentschlossen und traurig sah ich hinaus in die Landschaft, die nun einem See glich, der die ganze Ebene bedeckte. Auf dem lehmfarbigen Wasser schienen die Häuser mir gegenüber zu schwimmen. Das Eis war darin gänzlich verschwunden, wie der Schnee von den Bergen; dunkelfarbig sahen sie auf das gelbe Wasser herab. Der Anblick hatte etwas Trostloses, wenigstens für mich, in meiner damaligen Stimmung.

Der Wirth brachte mir das Frühstück in ein Zimmer gegen die Stadt, von welchem ich die Straße übersehen konnte. Hier war es sehr lebhaft. Die Neuheit des Schauspieles zog mich an, trotz meiner trüben Stimmung. Ein Nachen brachte die Leute von einer Straße zur anderen. Zwei hoch und nah gelegene Haustreppen waren durch Steege mit einander verbunden; bei zwei, nur durch einen schmalen Durchgang getrennten Häusern, sah ich oben im zweiten Stocke eine Verbindungsbrücke, auf welcher Personen hinüberschlüpften, um, wie mir erklärt wurde, von einem Hause immer wieder in ein höher gelegenes

kommend, endlich an eine Stelle zu gelangen, die vom Wasser frei war. Nicht zufrieden mit diesen Verkehrsanstalten, hatte sich die Jugend noch andere geschaffen, deren sie sich unter frohem Gelächter bediente. In einer Durchfahrt lagen Baumstämme, von der Straße bis in den Hof reichend, auf diesen balancirten fortwährend mehrere Jungen mit größter Mühe, da sich die runden Stämme bei jedem Tritte drehten. Es störte sie nicht im mindesten, daß einer von ihnen in's Wasser fiel, ihr Gelächter erscholl nur um so lauter, während der Gebadete beschämt in's Haus lief.

Zwei Knaben benützten eine große Hausthüre als Floß, um darauf spazieren zu fahren. Am wenigsten geeignet zeigten sich runde Waschzüber, welche sich immer drehten, sich nicht lenken ließen und bei jeder Bewegung des Schiffenden umzustürzen drohten.

Aeltere Leute und Mädchen sahen von den Fenstern aus, gleich mir, dem Treiben auf der Straße zu. Ein Junge fand ein besonderes Vergnügen daran, einen großen Hund fortwährend in's Wasser zu schicken, indem er etwas hineinwarf, was derselbe herausholen mußte. Jetzt erschien ein Fahrzeug, welches mit lautem Jubel begrüßt wurde. Ein Knabe hatte sich, mit oder ohne Wissen seiner Mutter, ihres „Backtroges" bemächtigt, ein langes, schmales Geräthe, in welchem der Teig zu Brod geknetet wird. Dieses war einem Schiffe am ähnlichsten und that gute Dienste. „Michel, laß mich mitfahren!" rief der mit dem Hunde spielende Knabe. Gutwillig fuhr Michel an's Land, und ließ ihn einsteigen. „Was hast Du in dem Korbe,

Michel?" fragte dieser, als er sich niedersetzte. — „Würste für unser Mittagessen, ich habe sie bei dem Metzger geholt." Vergnügt fuhren sie weiter, waren aber kaum zehen Schritte vom Trockenen, so kam ihnen der große Hund nach und sprang mit den Vorderfüßen auf den Rand des Fahrzeuges, um hinein zu kommen. Michel schlug mit seiner Fahrstange nach ihm und brachte dadurch das ohnehin schon durch das Gewicht des Hundes auf die Seite geneigte Fahrzeug zum Umschlagen. Da das Wasser an jener Stelle noch gar keine Tiefe hatte, waren die Knaben sogleich wieder auf den Beinen und wollten den fortschwimmenden Backtrog auffangen, unter dem allgemeinen Gelächter der übrigen Knaben. „Wo ist mein Korb?" schrie plötzlich Michel. Der Korb war vom Wasser schon weit fortgeführt, die Würste schwammen umher und der große Hund fischte sie auf, aber für seine eigene Rechnung. „Dein Hund frißt meine Würste," schrie der Knabe und fiel über den anderen her, und beide prügelten sich im Wasser, während der Hund die Würste verzehrte.

Ein kleiner Nachen mit einem Fahrmann bog um die Ecke; freudig erstaunt sah ich Eulalia darin, ein Körbchen neben sich, offenbar um etwas für die Haushaltung zu holen. Sie war blaß und schien betrübt, denn sie sah nichts von dem, was um sie vorging; ihre Blicke waren auf's Wasser gesenkt. Ich wollte ihr eben einen Morgengruß zurufen, als der Schiffer ungeschickt an eine, vom Wasser bedeckte Haustreppe anstieß, wodurch das kleine Fahrzeug umschlug und

Eulalia unter sich begrub. Im Augenblick war ich unten an der Hausthüre; im zweiten erfaßte mich, des Schwimmens unkundigen, ein Schauder vor dem Wasser; aber es war keine Hilfe da, der alte Fährmann hatte mit sich selbst zu thuen, um aus dem Wasser zu kommen. Es liefen zwar mit großem Geschrei Frauen und Kinder herbei, sie waren aber zu weit entfernt, und wagten sich nicht in das Wasser, dessen Tiefe sie nicht kannten. Die Fahrzeuge der Knaben gingen zu langsam.

Es galt Eulalia's Rettung! Sie war wieder empor gekommen, schwamm aber schon nahe am Stadtthore. Ohne mich weiter zu bedenken, ging ich die Treppe hinunter. Das kalte Wasser trieb mir das Blut gegen die Brust und erschwerte mir das Athmen, doch schritt ich so schnell als möglich vorwärts; in der Mitte der Straße, wo die Abzugsrinne lief, ging mir das Wasser bis an die Brust, es drohte mich zu heben und umzustürzen, aber einen Schritt weiter war der Boden wieder höher und glücklich gelangte ich zu Eulalia, faßte sie in meine Arme und trug die Bewußtlose nahe an den Häusern hin, durch das Wasser. Die furchtbare Aufregung, in der ich mich befand, raubte mir dermaßen die Besinnung, daß ich gar nicht daran dachte, Eulalia in eines der nächsten Häuser zu bringen, ich lief nur immer mit ihr fort, so eilig als die ungewohnte Last und die nasse Bekleidung es erlaubten, durch das ganze Städtchen, ihrer Wohnung zu, umgeben von einer immer mehr anwachsenden Schaar von Kindern, die unaufhörlich einan-

der zuriefen: „Eulalia ist todt! Hofkammerraths Eulalia ist ertrunken! Der im Schlafrocke hat sie aus dem Wasser gezogen!"

So schnell ich auch ging, waren mir die Kinder zuvorgekommen und hatten Eulalia's Unfall ihren Verwandten gemeldet. Die Hofkammerräthin kam mir voll Schrecken am Hofthore entgegen. Ich trug die Scheintodte die Treppe hinauf und legte sie in einen Lehnstuhl. Die Tante strich ihr die aufgelösten Locken aus dem bleichen Gesichte und wusch ihr dasselbe mit Essig. Der Hofkammerrath rief ihren Namen mit von Angst erstickter Stimme. Ich rieb ihr die Hände, während mir Angst und Schmerz die Brust zu sprengen drohten, doch bald schlug sie die Augen auf. „Eulalia!" rief ich in seligstem Jubel, „theure, geliebte Eulalia!" Ich war meiner nicht mehr mächtig. Ein Thränenstrom entstürzte meinen Augen und erleichterte mein Herz. Der Hofkammerrath und seine Frau hatten ihre Hände gefaßt und sahen ihr froh in die eben geöffneten Augen, ohne auf mich zu achten; doch schnell besann sich die Tante und sagte: „Eulalia, der Herr Ministerialassessor hat Dich aus dem Wasser gerettet."

„Oh, wie viel verdanke ich Ihnen," lispelte sie, mich mit ihren Blicken suchend. Die kaum überstandene Gefahr, Eulalia auf immer zu verlieren, ließ mich alle seitherigen Bedenken vergessen; im Uebermaße meiner Gefühle rief ich aus: „Eulalia, fühlen Sie für mich nichts als Dank? lebt kein anderes Gefühl für mich in Ihrem Herzen? Werden Sie mein

Herz und meine Hand zurückweisen?" Die Todtenblässe auf Eulalia's Gesicht wich nun einer Purpurröthe, ihre Augen glänzten, aber sie schlug sie nieder, indem sie leise sagte: „Es ist mir oft der Gedanke gekommen, wenn der Herr Accessist wäre, wie der Herr — — wie gerne — — wollte ich dann den Willen meiner Tante erfüllen; aber ich habe mir stets diesen Gedanken ausgeschlagen, weil er mir frevelhaft schien." — „Herr Hofkammerrath, Frau Hofkammeräthin!" rief ich, außer mir vor Freude, „werden Sie meine innigste Bitte gewähren, werden sie mir Eulalia zur Gattin geben?"

Die beiden Leute waren so überrascht, daß sie nicht gleich antworten konnten; dann stotterte die Tante: „Ein solches Glück hätte ich mir ja nie träumen lassen. Eulalia, Du wirst doch dies Glück zu schätzen wissen?" Der Hofkammerrath reichte mir die Hand, indem er sagte: „Herr Ministerialassessor, ich sage Ihnen aufrichtig, daß ich keinen Mann wüßte, dem ich unser Kind so gerne anvertraute, als Ihnen."

„Aber," fiel die Hofkammeräthin ängstlich ein, „was machen wir denn mit dem Accessisten?"

„Das will ich meiner Frau Liebsten überlassen!" antwortete ihr Mann, „hat sie die Suppe eingebrockt, mag sie sie auch ausessen. Ich habe mir ohnehin seit seiner gestrigen Albernheit vorgenommen, der Sache ein Ende zu machen." In demselben Augenblicke trat der Accessist athemlos ein. Eulalia schloß die Augen, aus Furcht vor einem unangenehmen Auftritte; aber ihre hochgerötheten Wangen zeigten, daß sie weder

todt, noch ohnmächtig war. Ohne ihm Zeit zum Reden zu lassen, fuhr ihn der Hofkammerrath an: „Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt! und Sie kommen mir jetzt gerade recht! Welcher Teufel ist denn in Sie gefahren, daß Sie auf den Einfall kommen, sich zu maskiren? Ich habe gar nichts dagegen, wenn Sie sich lächerlich machen wollen, aber meine Familie lassen Sie aus dem Spiele!" Der Accessist stand wie begossen da; er wollte reden, allein der Hofkammerrath fuhr fort: „Zur Strafe für die Unannehmlichkeit, die Sie gestern der Eulalia zugezogen, gratuliren Sie ihr nur, sie hat sich mit dem Herrn Ministerialassessor verlobt!" Der arme Mensch war wie vernichtet, so daß er mein herzliches Mitleid erregte; ich ging auf ihn zu und sagte ihm mit aller Aufrichtigkeit: „Herr Accessist, Sie waren der treue Freund Eulalia's seit ihrer Kindheit, bleiben Sie es ihr und werden sie der meinige."

„Zu viel Ehre! Zu viel Ehre!" stammelte er, sich tief verneigend. „Aber ich glaube, ich glaube, ich störe — ich wollte nur, — ich wollte nur Fräulein Eulalia — — gratuliren!" — „Nun, Accessist, geben Sie mir Ihre Hand," sagte gutmüthig der Hofkammerrath, der ihn jetzt bedauerte, „ich habe Ihnen die Meinung gesagt, aber deßhalb bleiben wir doch gute Freunde. Ich hoffe, Sie besuchen mein Haus nach wie vor!" — „Zu dienen! ja, zu dienen!" sagte er etwas erleichtert und empfahl sich mit tiefen Bücklingen.

Seit meinem Eintritte mit Eulalia war Alles so

rasch aufeinander gefolgt und wir befanden uns alle in solcher Aufregung, daß Niemand daran dachte, daß Eulalia und ich noch die nassen Kleider auf dem Leibe trugen; jetzt aber schlug sich der Hofkammerrath vor die Stirne, indem er ausrief: „Aber, das ist doch unverzeihlich, da sitzt das Mädchen, am ganzen Körper zitternd vor Frost, der Herr Ministerialassessor ist vor Kälte blau im Gesichte, das ganze Zimmer mit Wasser übergossen, wie eine Waschküche, und wir denken nicht daran, daß Sie beide die Kleider wechseln müssen! Kommen Sie schnell mit mir in mein Zimmer, Herr Ministerialassessor und bedienen Sie sich meiner Garderobe, und Du, Eulalia, lege Dich ein paar Stunden zu Bette. Frau, besorge einen guten Kaffee, daß uns die jungen Leute nicht krank werden.“ Bald war ich mit einem weiten Anzuge des dicken Hofkammerrathes bekleidet und auch Eulalia erschien wieder im Zimmer, versichernd, ihr sey nun vollkommen wohl, im Bette zu bleiben sey ihr unmöglich, sie müsse bei uns seyn, um sich zu versichern, daß sie nicht träume; der Wechsel zwischen gestern und heute sey so außerordentlich, daß sie immer nicht daran glauben könnte. Durch den Kaffee vollends erwärmt, gingen wir bald in die heiterste Stimmung über, nachdem ich noch den letzten Stein von meinem Herzen gewälzt hatte, indem ich der Hofkammeräthin meine Verhältnisse auseinandersetzte, die mir nicht erlaubten, Eulalia, wie ich wünschte, jetzt schon heimzuführen. Die gute Frau verwunderte sich zwar höchlich, daß man mit einem Einkommen von Tausend Gulden in der Residenz nicht ganz be-

haglich sollte leben können, da sie bei ihrer Verheirathung nur halb so viel gehabt hätten, allein sie sey ganz damit einverstanden, daß Eulalia noch ein Jahr bei ihr bleibe, denn früher könnte die Aussteuer unmöglich fertig seyn.

Eulalia war still vergnügt, ihre Augen glänzten, sie sah uns immer der Reihe nach an, als wollte sie sich versichern, daß sie nicht träume. Plötzlich brach der Hofkammerrath in ein lautes Lachen aus, indem er sagte: „Das wird wohl noch nicht oft vorgekommen seyn: eine Brautwerbung im Schlafrock! Der Bräutigam von Wasser triefend, die Braut halbtodt und wie ein gebadetes Mäuschen.“ Wir stimmten alle in das Lachen ein und so oft wir uns später wieder sahen, erinnerte er an die Brautwerbung im Schlafrocke.

Ich mußte mich trennen, aber glücklich wie noch niemals, verließ ich das Städtchen!

Ich hätte füglich diese Erzählung mit meiner Verlobung schließen können, denn die Aufgabe, wie sie der Titel ausspricht, war gelöst, meine Erlebnisse im Amtsstädtchen hatten ihren Abschluß gefunden; aber der Glückliche glaubt, daß auch andere an seinem Glücke Theil nehmen und spricht gerne davon. Nebst diesem meine ich, der Leser werde außer an Eulalia und mir, noch an einigen anderen Personen, mit welchen ich ihn bekannt gemacht, Antheil nehmen und möchte daher das fernere Schicksal derselben in der Kürze mittheilen.

Der neunzehnte Geburtstag Eulalia's war der

Tag unserer Trauung. Im einfachen weißen Kleide, einen Kranz von lebender Myrthe in den Haaren, war für mich Eulalia der Ausdruck einer reinen wunderlieblichen Braut. Der einzige Schmuck, den sie trug, war das goldene Kreuzchen, das ich am Neujahrsabende an ihr gesehen, und das, wie sie mir später sagte, schon ihre verstorbene Mutter getragen. Ein einfaches Mahl vereinigte die nächsten Freunde des Hauses, worunter ich jedoch Eulalia's treuen Freund, Ludwig, vermißte. Auf meine Frage sagte mir meine Braut, er habe zwar versprochen, zur Trauung in die Kirche zu kommen, aber die Einladung zum Hochzeitmahle hartnäckig ausgeschlagen. Das ganze Jahr hindurch sey er überhaupt wenig in's Haus gekommen; sie würde glauben, er sey ihr böse, wenn er ihr nicht dennoch so manche Beweise seiner alten Freundschaft gegeben hätte. Er scheint unwohl," fügte sie bei, „denn er ist immer ernst und in sich gekehrt; er flieht alle Gesellschaft. Ich bedauere ihn sehr. Ich will Dir zeigen, was er in mein Stammbuch geschrieben hat; Du kannst daraus ersehen, daß er mir gut ist, wie sonst. Er wünscht uns Gottes Segen!"

Auch Henriette fehlte bei unserem Feste. Eulalia sagte, daß sie sich immer noch in ihrer Trauer gefalle, und daß sie zu keiner fröhlichen Gesellschaft gehe; obgleich sie manchmal, wenn sie ihren Kummer vergesse, recht fröhlich seyn könne. Sie bewerbe sich eben um die Aufnahme in's Kloster in Würzburg, wo sie, wie sie sage, ihre übrigen Tage vertrauern wolle. „Ich

glaube nicht," fügte Eulalia bei, „daß sie in's Kloster taugt, sie hat so wunderliche Ansichten vom Klosterleben. Sie täuscht sich gewiß."

Daß Cornelia nicht bei unserem Feste gegenwärtig war, konnte mir nicht auffallen nach meinen früheren Wahrnehmungen. Ich erfuhr auf meine Erkundigungen nach ihr, daß sie wirklich den Hauptmann Hahn geheirathet, eine große Hochzeitreise gemacht und den Winter in einer Hauptstadt zugebracht habe. Jetzt werde das Ehepaar in einem Badeorte seyn. Ob Cornelia glücklich sey? — Das wußte Niemand!

Konstantin, unser ehrlicher Konstantin, war eingeladen, konnte aber der Heuerndte wegen nicht abkommen. Sein Vater war vollkommen mit ihm zufrieden, da er unverdrossen arbeitete und ein trefflicher Oekonom zu werden versprach. Er fühlte sich sehr glücklich in seinem Berufe, besonders wenn er einen Auftrag nach einem in der Nähe liegenden Gute erhielt, dessen Verwalter ein Töchterchen hatte, welches dem Konstantin gar wohl gefiel.

Und der Accessist? Nun, zur Hochzeit konnte er doch nicht wohl eingeladen werden, obgleich er seinen Korb mit vollkommener Resignation trug und seit dem Empfange desselben, gerade wie zuvor, täglich zur gewohnten Stunde bei dem Hofkammerrath erschien. Man that von beiden Seiten, als sey nichts vorgefallen. Nicht so leicht ging es ihm im Städtchen, wo er bei jeder Gelegenheit wegen seiner poetischen Brautwerbung als Minnesänger mit verlorener Perrücke geneckt wurde. Es wurde dann immer beigefügt, der Braut-

werber im wassertriefenden Schlafrocke sey glücklicher gewesen.

Nach einem thränenvollen Abschiede reisten wir gerade nach Karlsruhe, da ich nie die obligaten Hochzeitreisen gut heißen konnte. Eulalia fand sich bald zurecht in ihrem neuen Kreise. Was man an Geistesbildung etwa noch an ihr vermissen konnte, eignete sie sich bald an durch eine gewählte Lectüre. Sie verlor dabei nichts von ihrem einfachen, natürlichen und anspruchlosen Wesen, nichts von ihrem frommen, glaubenstreuen Sinne. Jedes Jahr reisten wir entweder nach Wartberg oder Hofkammerraths kamen zu uns, bis der alte Onkel seine Pension nahm und mit seiner Frau ganz zu uns zog. Er fühlte sich leicht heimisch in Gesellschaft der vielen titulirten Herren, und hatte bald ein Stammhäuschen gefunden, wo er regelmäßig die Abende mit anderen Stammgästen zubrachte. Nicht so leicht war es der Tante, sich in die Gewohnheiten der Residenz zu schicken. Daß die Hausgenossen nicht auch die guten Freunde sind, daß man seine Nachbarn nicht kennt, sich nicht um sie kümmert; daß man auf der Straße unter zehen Personen nicht neun kennt, sie nicht grüßt und nicht gegrüßt wird; daß man nicht jeden Jungen von der Straße hereinrufen kann, um ihm einen Auftrag zu geben, den er für einen Kreuzer fröhlich besorgt, das Alles und noch manches Andere wollte der guten Frau nicht gefallen. Dagegen war sie sehr zufrieden, beim Einkaufen aller Bedürfnisse eine so große Auswahl zu haben und es gefiel ihr sehr gut, daß Eulalia und die Tante „Zutritt in so

gute Familien" hatten. Was sie aber am Besten mit ihrem Wohnortswechsel aussöhnte, das waren Eulalia's vier Kinder, an welchen sie mit der Liebe einer Großmutter hing, und die sich dagegen mit aller Herzlichkeit an die Großtante anschmiegten.

Nun sind zwanzig Jahre verflossen seit jenen vier Tagen, die ich im Amtsstädtchen zugebracht, und ich danke Gott für seine Fügung, die mich dahin geführt. Er hat mich durch Eulalia reich beglückt! Ich will damit nicht sagen, daß wir immer im Sonnenscheine des Glückes gewandelt wären, nein, es kamen trübe Tage und Stürme, wie sie dem Menschen nöthig sind, um ihn loszureißen von der Erde, und festwurzeln zu lassen, im Glauben und Vertrauen auf Gottes allmächtige Vaterliebe; aber eben in solchen Zeiten bewährte sich Eulalia's religiöse Durchbildung. Ihre Ergebung in den göttlichen Willen blieb sich gleich, bei traurigen wie bei frohen Ereignissen; ihr Vertrauen, ihr Muth, ihre Ausdauer belebten auch in mir diese Gesinnung; Eulalia's Glaube stärkte, stützte mich.

Es war ein tiefer Schmerz für uns, als die treuen Pflegeeltern bald nacheinander von Gott abgerufen wurden. Lange, lange wollte sich die Wunde nicht vernarben und noch jetzt wünschen wir alle sie bei jedem festlichen Anlasse zu uns zurück. Nur noch ein Wort von unseren Freunden. Mein Jugendfreund Eduard, den wir lange aus den Augen verloren, ist an den

schönen Ufern des Bodensees allmälig von seinem Schmerze geheilt worden. Durch die traurige Erfahrung, die er gemacht, gewitzigt, ließ er sich nicht mehr durch äußere Reize blenden. Nach einigen Jahren verheirathete er sich mit einem Mädchen, das zwar an Schönheit Cornelia weit nachstand, sie aber an allen wahren Vorzügen eben so weit übertrifft. Seine Versetzung in die Residenz hat die Jugendfreunde wieder vereinigt, und macht mich zum Zeugen seines häuslichen Glückes.

In Cornelia's Ehe war es wenigstens dem Anscheine nach gut gegangen, so lange ihr Vater lebte, der die großen Summen spendete, welche die Reisen des Ehepaares verschlangen. Nach seinem Tode aber zog der Hauptmann das ganze Vermögen an sich und gönnte dann seiner Frau nur das Nothwendigste. Während er fortfuhr, Bäder und große Städte zu besuchen, mußte sie in Wartberg in bescheidenen Verhältnissen leben. Cornelia, deren Gesundheit ohnehin schon wankend war, erlag diesen Kränkungen; sie starb, kaum fünfundzwanzig Jahre alt.

Ludwig, obwohl bedeutend jünger als ich, ist mir ein hochgeschätzter Freund geworden, der jährlich einige Tage bei uns Erholung sucht von seinen Berufsgeschäften. Lächelnd hat er mir schon längst die Geschichte seines Herzens erzählt. Er hatte Eulalia geliebt, nicht mit der Leidenschaft des reiferen Alters, sondern wie ein Bruder die ältere Schwester liebt. Eulalia ersetzte ihm Eltern, Geschwister, Freunde, Alles; er bedurfte außer ihr nichts. Daß sie in's Kloster gehen

wollte, war ihm nicht lieb, aber es betrübte ihn auch nicht, da der Ausführung dieses Planes gleich in seinem Entstehen so große Hindernisse entgegen gesetzt worden waren; daß sie den Accessisten heirathen sollte, war dagegen ihm unerträglich; nicht sowohl um seinetwillen, als um ihretwillen. Anders war es nach ihrer Verlobung mit mir. Nun erst ward ihm klar, daß Eulalia nicht ihm, sondern einem Anderen gehöre, daß Beider Wege von nun an auseinander gingen. Ein schwerer Kampf entstand in seinem Herzen. Er sah Eulalia glücklich; er durfte also selbst den Wunsch nicht nähren, daß diese Verlobung nicht zu Stande käme. Es blieb ihm nur Entsagung, und deßhalb mied er ihre Gesellschaft; er wollte sich gewöhnen, sie zu entbehren. Der Kampf ward ihm schwer, so lange Eulalia noch in Wartberg war. Nach ihrer Vermählung warf er sich, um die Leere in seinem Herzen auszufüllen, mit aller Kraft auf die Studien und bezog bald darauf die Universität. Wie er früher an nichts Freude hatte, wobei nicht Eulalia betheiligt war, so lebte er jetzt bloß für seine Studien, und bald fesselte ihn die Theologie, als die erhabenste der Wissenschaften, auf immer. Von seinem Liebesschmerze ward er durch die Liebe zu seinem hohen Berufe so vollkommen geheilt, daß er mit ruhigem Gewissen uns Beide zur Feier seiner ersten heiligen Messe einladen konnte. Bei dieser Gelegenheit sah er Eulalia das erste Mal wieder und war dabei so ruhig und unbefangen, wie in den Tagen ihrer Kindheit. Er ist ein vortrefflicher Seelsorger geworden, zum Segen nicht

allein seiner Gemeinde, sondern der ganzen Umgegend, und fühlt sich so glücklich in seinem Berufe, daß er mir oft scherzhaft sagt: „Nächst Gott habe ich Ihnen mein Glück zu verdanken; wäre Eulalia mir nicht entrissen worden, ich hätte nicht daran gedacht, Theologie zu studiren.“

Konstantin ist ein redlicher, umsichtiger Verwalter eines fürstlichen Gutes geworden und hat die stämmige Tochter des benachbarten Verwalters heimgeführt, die ihm schon während seiner Lehrzeit so wohl gefiel, und nun als fleißige Hausfrau ihm in der großen Haus- und Feldwirthschaft treulich zur Seite steht.

Henriette hatte wirklich Aufnahme in einem Kloster gefunden, kam aber völlig enttäuscht nach vier Wochen wieder zurück. Sie hatte geglaubt im Kloster trauere man um verlorenes Glück, schwelge in süßen Gefühlen, hauche seine Herzensstimmung im Gesange aus und finde Trost bei gleichgesinnten Freundinnen. Sie dachte im Mondscheine im Kreuzgange zu wandeln, die Mitternachtsstunde auf den Gräbern des Kirchhofes zuzubringen, kurz, sie dachte sich das Klosterleben so poetisch und fand Alles so ganz anders! Sie lebt nun in Wartberg, mit sich und Anderen unzufrieden, macht sich unangenehm durch zunehmende Grämlichkeit, die sich in Tadel und Klagen äußert, daß Niemand sie verstehe, und daß die Zeit so gar prosaisch sey. Das Einzige, worin sie Recht haben mag.

Der Accessist ist Junggeselle geblieben. Nicht lange

überlebte er den Wegzug seines alten Freundes, den er regelmäßig bis zum letzten Tage besucht hatte. Er wußte demnach nicht, wie er jene Zeit ausfüllen sollte, die er dort zugebracht, und es ward ihm kein Ersatz dafür.

So scheide ich denn von meinen Lesern. Vieles hat sich geändert seit der Zeit, in welcher meine Erzählung beginnt, immer noch aber preise ich den Tag, der mich nach Wartberg geführt und den Unfall des Kutschers, der mir Eulalia in so schönem Lichte zeigte.

Maria Amöna.

Im Frühlinge 1830 fuhr eine Abtheilung der großen Kunstreitergesellschaft Melini's auf der Straße von Aschaffenburg nach Frankfurt, gerade als der laue Westwind den Schnee von den Bergen leckte und im Bunde mit einem warmen Regen die Eisdecke des Mains zu sprengen im Begriffe war.

Das laute Krachen beim Brechen des Eises schreckte die Gesellschaft auf; schnell sprangen Männer, Weiber und Kinder aus den Wagen, und in demselben Augenblicke zeigte sich ihnen das großartige Schauspiel des Eisganges. Die ganze Decke des Mains hob sich, so weit das Auge reichte, und schwamm den schon angeschwollenen Fluß hinunter.

Bald hörte man neues Krachen von weiter oben sich lösendem Eise, welches kurz darauf vor den Augen der erstaunten Gesellschaft vorüberschwamm.

„Wir gehen nicht mehr in die Wagen!" rief der Anführer der kleinen Truppe begeistert aus, „wir wollen den Sieg des Frühlinges im Freien feiern. Kunst und Natur müssen Hand in Hand gehen, und der Künstler darf keine Gelegenheit versäumen, wo er sich durch den Anblick großartiger Naturschauspiele begeistern kann! Der Regen hat aufgehört;

genießen wir unser Mittagsmahl hier im Freien und sättigen auf diese Weise Geist und Körper. Nach Frankfurt kommen wir doch noch zeitig genug.“ Melini's Gesellschaft reiste in Abtheilungen, theils um leichter unterzukommen, theils um durch Vorstellungen an kleineren Orten einen Theil der Reisekosten zu decken. In Frankfurt sollte sich die ganze Gesellschaft wieder zusammenfinden, um für die Messe dort einen Circus zu eröffnen.

Unsere kleine Gesellschaft hatte bald im Freien ein Feuer angezündet und bereitete ihr einfaches Mahl. Aus den Packwagen wurden Kisten geholt, die als Tisch und Stühle dienten, das lustige Völkchen, in seiner buntscheckigen Tracht, gruppirte sich beliebig und theilte seine Aufmerksamkeit zwischen dem Essen und dem Schauspiele der Natur, welches der Eisgang in immer neuen Veränderungen darbot.

Die großen Eisschollen waren vorübergezogen, es kamen nun immer kleinere, die durch die wachsende Fluth gestoßen, gedrückt, übereinandergeschoben, immer mehr zerbrachen. Dabei brauste der Fluß, das Eis dröhnte, und der laue Wind trieb schwarze Wolken sausend über das Mainthal hin.

Plötzlich fesselte ein dunkler Gegenstand, der sich auf einer Eisscholle bewegte, die ganze Aufmerksamkeit der Gesellschaft. Bald gewahrte sie mit Entsetzen, daß ein Kind auf einem Eisschlitten die gefährliche Fahrt machte. Es streckte seine Aermchen aus und schien zu schreien, aber seine Stimme drang nicht bis zum Ufer.

„Ich muß es retten!“ rief Rosetto, der Anführer der kleinen Truppe. Seiner Frau, die ihn abzuhalten suchte, antwortete er, sich auf die Brust schlagend: „Laßt Eueren ersten Voltigeur nur die Eisrosse des Flusses besteigen, er wird darauf so sicher voltigiren, wie auf den Schulpferden Melini's!“ und ehe sie ihn hindern konnte, warf er seinen Schlafrock von sich und sprang, geübt durch seine Kunst, geschickt von Scholle zu Scholle, bis in die Mitte des Flusses, zu dem Kinde, das sich angstvoll an ihn anklammerte. Schnell wandte er sich, den Rückweg anzutreten; da erst schauderte er vor der schrecklichen Wagniß. Er war weit hinabgetrieben von der Stelle, an welcher er den Fluß betreten; ringsum tanzten auf den immer höher gehenden Wellen die Eisschollen, sich mit dumpfem Dröhnen stoßend, brechend und übereinanderschiebend. Er sah die Seinigen am Ufer hinlaufen, die Hände ringend und schreien, ohne daß ihre Stimmen durch das Tosen des Flusses ihn erreichen konnten.

Doch nur einen Augenblick zögerte Rosetto, im nächsten trat er, gedrängt von der Gefahr, seiner Kunst vertrauend, den Rückweg an, der durch das sich festklammernde Kind noch schwieriger wurde. Mit aller Kraftanstrengung gelangte er in weiten Sprüngen mit seiner Last an's Ufer. Der Schlitten war indessen durch den Stoß einer stärkeren Scholle umgestürzt und schnell unter dem Eise verschwunden.

Rosetto legte das von Angst und Frost erstarrte Kind neben dem Feuer nieder und jetzt erst übersah er die

ganze Gefahr, die er bestanden, so daß er anfänglich die lauten Beifallsbezeugungen nicht achtete, womit die Truppe ihren Führer empfing. Doch bald regte sich das Gefühl des Stolzes in seiner Brust, und in diesem hob er das Kind in die Höhe und rief frohlockend aus: „Du bist mein, ich habe Dich gerettet!"

„Mann," rief die Frau, „Du wirst doch das Kind seiner Mutter zurückgeben?"

„Würde es zu seiner Mutter zurückgekommen seyn ohne mich?" erwiderte Rosetto mit Pathos. „Wie der Schlitten unter dem Eise verschwand, so wäre auch das Kind unrettbar in der eisigen Fluth versunken. Ich habe mein Leben an seine Rettung gesetzt; wer hätte ein größeres Recht auf seinen Besitz, als ich?"

„Wir haben ja Kinder genug," wagte die Frau noch schüchtern einzuwenden.

„Nicht für mich will ich es behalten," entgegnete Rosetto, „ich will unserem Herrn Director ein Geschenk damit machen, und bin sicher, daß er mich großmüthig dafür belohnt. Siehe das Mädchen an, es mag vier Jahre alt seyn, ist fein und tadellos gebaut, bei Melini's trefflichem Unterrichte wird es gewiß eine ausgezeichnete Künstlerin werden. Wäre es nicht schade, wenn solche Anlagen verloren gingen? Jetzt aber schnell in die Wagen! Die übrigen Kohlen werft in unseren Ofen, das Kind zu erwärmen. Ich selbst fühle jetzt erst die Kälte des Eiswassers und sehne mich nach Wärme." Schnell war die Anstalt zur Weiterreise getroffen und bald saß die Gesellschaft wieder dicht gedrängt in den Wagen. Frau Rosetto suchte das Kind

durch Kaffee zu erwärmen und zu beruhigen, da es fortwährend nach seiner Mutter rief, bis es endlich durch Müdigkeit und das Schaukeln des Wagens fest einschlief. Vergebens hatte die Frau versucht, etwas über seine Eltern von ihm zu erfahren; es konnte nur angeben, daß es Marie heiße und von seinem Bruder Karl auf dem Eise gefahren worden sey. Wo der Bruder geblieben, wußte es so wenig, als den Namen seiner Eltern und seiner Heimath.

Die Gesellschaft kam spät am Abende in Frankfurt an. Mariechen wurde schlafend in's Bett getragen und erwachte erst am Morgen, wo es gänzlich umgekleidet, und seine mitgebrachten Kleider sorgfältig verborgen wurden, aus Furcht vor Entdeckung. Aus eben diesem Grunde durfte das Kind, so lange die Gesellschaft in Frankfurt war, das Zimmer nicht verlassen.

Es wollte am Morgen wieder zu seinen Eltern und weinte, als die fremden Menschen es nicht gehen ließen, doch zerstreuten die Spiele mit den vielen Kindern es bald, und die bunten Kleidchen, mit welchen es Frau Rosetto herausputzte, gefielen ihm so wohl, daß es gerne die seinigen dafür hingab; eine Medaille jedoch, die es am Halse trug, ließ es sich durchaus nicht nehmen. „Meine Mutter hat sie mir gegeben, daß ich beten kann," sagte die Kleine; „ich muß jeden Morgen und jeden Abend beten und ohne die Medaille kann ich ja nicht."

Frau Rosetto hatte bei ihrer herumziehenden Lebensweise einen unbestimmten Rest von religiösem Glau-

den behalten, der ihr eine Scheu einflößte, dem Kinde die Medaille mit Gewalt zu nehmen. Wirklich bemerkte sie, daß Mariechen immer Morgens und Abends seine Medaille hervorzog, dieselbe küßte und dazu den bekannten Gebetsspruch sagte: „O Maria, ohne Sünde empfangen, bitte für uns, die wir zu Dir unsere Zuflucht nehmen!“

In wenigen Tagen war die ganze Kunstreitergesellschaft in Frankfurt beisammen, und auch der Director Melini war angekommen. Rosetto, der nun statt Anführer einer Truppe wieder in die Reihe der Clowns zurücktrat, stellte seinen, mit allem möglichen Flitterstaat behangenen Schützling dem Herrn Principal vor. Das Kind hatte sich in den wenigen Tagen bei der Gesellschaft schon ganz eingewöhnt und von den kleinen Künstlern einige Kunststückchen gelernt.

Rosetto erzählte mit selbstgefälliger Beredtsamkeit das Wagstück, durch welches er das Kind erobert habe, das er jetzt sich glücklich schätze, seinem Herrn zu übergeben, damit dessen vielversprechende Talente für die erhabene Kunst, durch des Herrn Directors vorzügliche Ausbildung, zur höchsten Stufe entwickelt würden.

Das Kind gefiel mit seinen munteren, schwarzen Augen, dem feinen Gesichtchen und den zierlichen, gewandten Bewegungen der zarten Glieder Herrn Melini ausnehmend wohl. Um die Spuren ihrer Herkunft mehr zu verwischen, ward ihr Name Marie umgewandelt; Melini nannte sie Amöna, sowohl ihrer Lieb-

lichkeit wegen, als weil er sie aus dem Maine erhalten hatte.

Rosetto ward für sein Geschenk eine Benefiz-Vorstellung zu Theil, und das Versprechen, daß er, wenn und so lange das Kind den gehegten Erwartungen entspreche, nicht verabschiedet werden würde, sollte er auch verunglücken und für die Kunst unbrauchbar werden.

Melini gehörte in jeder Beziehung zu den vorzüglichsten seiner Standesgenossen. Ausgezeichnet in dem Fache, das er mit Stolz seine Kunst nannte und mit Leidenschaft liebte, war er vertraut mit der schönen Literatur, und nicht unbekannt mit den Wissenschaften, die sich auf Kunst im Allgemeinen beziehen, vorzüglich aber mit Allem, was die seinige betrifft. Gewöhnt mit Personen höherer Stände zu verkehren, hatte er sich deren Benehmen zu eigen gemacht, und wie er selbst stets ein anständiges Betragen beobachtete, so forderte er auch ein solches bei seiner Gesellschaft. Wenn auch manchmal das Gold seine Augen so blendete, daß er nicht nur eines, sondern beide zudrückte, so duldete er doch nie öffentlichen Scandal. Durch seine Bildung und diese Bewahrung des äußeren Anstandes verschaffte er sich und seiner Gesellschaft in den Städten, wo er sich aufhielt, eine Achtung, wie sie nicht leicht Künstlern dieser Art zu Theil wird; die gebildete Welt verschmähte nicht seinen Umgang, ja, es geschah selbst, daß er mit seiner Frau und einer oder der anderen Berühmtheit seiner Gesellschaft in feinere Cirkel Einladungen erhielt.

In Frankfurt wurde Amöna immer verborgen gehalten; nach Beendigung der Messe zog die Gesellschaft nach dem Norden von Deutschland, wo fern von der Heimath der Kleinen eine Entdeckung nicht zu befürchten war.

Melini hatte keine Kinder, die niedliche, lebhafte Amöna war daher bald sein und seiner Frau einziger Liebling. Es war dieß auch gar nicht zu verwundern. Das Kind zeigte sehr bedeutende Anlagen für Melini's Kunst; gestachelt durch angeborenen Ehrgeiz, der stets neue Nahrung erhielt — theils durch den Wetteifer der übrigen Kinder, theils durch den Beifall, der ihm schon in der ersten Zeit seines Aufenthaltes bei der Gesellschaft gespendet wurde, für seine Schönheit, natürliche Anmuth und Furchtlosigkeit — war es unermüdlich in den Uebungen, die sein Pflegevater mit ihm vornahm.

Bei dem steten Wechsel des Aufenthaltes erhielt Amöna keinen anderen Unterricht, als den Melini ihr gab. Es war dies außer den Elementargegenständen, Kenntniß der schönen Literatur und der Hilfswissenschaften der Künste. Auf die Erlernung Dessen, was speciell zu der seinigen gehörte, sah er mit besonderer Sorgfalt und ging dabei bis zur gründlichen Kenntniß der Pferde, in ihrem ganzen Umfange. Melini hatte sich durch seine Reisen in ganz Europa fast alle Sprachen dieser Länder so weit eigen gemacht, daß er sie verstand und darin verstanden wurde; die vorzüglichsten kannte er gründlich. Auch hierin gab er Amöna Unterricht und machte sie nach und nach bekannt mit der

Literatur verschiedener Länder in den Fächern, die ihn interessirten.

Von Religion lernte Amöna so viel wie nichts. Melini, von Kindheit an immer herumschweifend, hatte wohl selbst nie gründlichen Religionsunterricht erhalten, und war zu sehr verstrickt in den Anforderungen der Welt, als daß er ein Bedürfniß nach höherem Wissen gefühlt hätte. Seine Frau war als Kind mehr mit den Uebungen der Religion vertraut geworden, aber zu einer gründlichen Kenntniß derselben war auch sie nie gekommen. Sie ging hie und da in eine Kirche und beschäftigte sich dort mit Dem was sie äußerlich wahrnahm, seyen es religiöse Handlungen, Kunstwerke oder weltliche Erscheinungen, ohne daß sich ihr Geist zu etwas Höherem zu erheben wußte. So nahm sie auch Amöna mit, die sich immer ganz gut unterhielt, wenn nur nicht Kirche und Gottesdienst gar zu einfach waren, ohne daß sie einen Begriff von Dem hatte, was hier vorging. Zu beten wußte sie nichts, als den Spruch ihrer Medaille, den sie nie vergaß Morgens und Abends zu beten und dabei die Medaille, die sie nie ablegte, andächtig zu küssen, obschon sie nichts von ihrer Bedeutung wußte. Diese Medaille war das einzige schwache Band, das die Erinnerung an ihre Mutter festhielt.

Ihre Pflegeeltern sprachen absichtlich nie von ihrer Herkunft, und in Amöna's Leben war bald alle Erinnerung an ihre früheste Kindheit aus dem Gedächtnisse verschwunden, bis auf die Gewißheit, daß sie diese Medaille von ihrer Mutter erhalten und daß sie

regelmäßig das Gebetchen sprechen müsse. Auch ihre schreckliche Fahrt auf dem Eise würde in ihrer Erinnerung erloschen seyn, wenn nicht Rosetto, der stets mit Stolz und Liebe auf seine Gerettete blickte, ihr von Zeit zu Zeit die Geschichte ihrer Rettung in's Gedächtniß gerufen hätte. Gerne hörte Amöna dieselbe immer wieder erzählen und behielt stets eine herzliche Zuneigung für ihren Retter.

Im Lehren allein bewies Melini Strenge gegen seine Pflegetochter. Da sie eine sehr leichte Fassungsgabe besaß, und ihr Ehrgeiz sie allzeit antrieb, sich auszuzeichnen, so machte sie schnelle Fortschritte. Wie Melini seine Geschicklichkeit und seine Kenntnisse auf Amöna übertrug, so schien er auch die Liebe für seine Kunst ihr mitgetheilt zu haben. Durch ihre lebhafte Natur gefiel sie sich in den Uebungen derselben eben so sehr, wie in dem steten Wechsel des Aufenthaltes.

Amöna's Ehrgeiz wurde befriedigt durch den Beifall, dessen sie immer sicher war; er spornte sie an, nach dem höchsten Ziele ihres Gesichtskreises zu streben und ihre Willenskraft ließ sie vor keiner Schwierigkeit zurückbeben. So kam es, daß Amöna im Alter von dreizehn Jahren mit den ersten Kunstreiterinnen wetteifern konnte. Zwei Jahre später war sie unbestritten die erste Künstlerin der Gesellschaft, und wenn diese, wie Melini sagte, den ersten Circus der Welt bildete, war Amöna die erste Künstlerin der Welt in ihrem Fache! Melini konnte keine Vorstellung mehr geben ohne ihre Mitwirkung; sie allein füllte den Cir=

cus und die Casse, in allen Städten, wo die Gesellschaft auftrat.

Das Leben verfloß Amöna wie ein heiteres Spiel. Sie war das verwöhnte Schoßkind ihrer Pflegeeltern, die jeden ihrer Wünsche befriedigten. Ihr Ehrgeiz und ihre Eitelkeit wurden durch stets neuen und höheren Beifall immer befriedigt; den Neid kannte sie nicht, in ihrer Umgebung hatte sie Niemanden zu beneiden. Ihre natürliche Gutmüthigkeit und ihr steter Frohsinn ließen die übrigen Glieder der Gesellschaft ihre Ueberlegenheit leichter ertragen; die meisten waren ihr geneigt, und wenn in anderen auch der Neid sich regte, so durfte er gegen die gefeierte Tochter des Directors nicht laut werden.

Wie Amöna im Circus durch Schönheit, Anmuth und vollendete Kunst die Zuschauer hinriß, so gefiel sie im Umgange durch feinen Anstand, Geist und die Bildung, welche die große Welt verlangt. An Kenntnissen übertraf sie wohl die meisten der Gebildeten der feinen Cirkel, welche sie mit großer Zuvorkommenheit aufnahmen; nie aber machte sie ihr Wissen geltend gegen Diejenigen, welche ihr nachstanden. Ein gründliches Wissen durfte man freilich auch bei ihr nicht erwarten, da Melini es ihr nicht geben konnte.

Waren die Männer bezaubert von Amöna's Erscheinung, so schwärmten die Frauen nicht minder für sie, die mit gleicher Heiterkeit und Theilnahme sich mit ihnen unterhielt, wie mit Männern, und diesen gegenüber sich allezeit unbefangen und frei von Co-

quetterie zeigte. Sie war von ihrer Kindheit an zu sehr an Lob und Beifall gewöhnt, die ihr freiwillig im reichsten Maße gespendet wurden, als daß sie sich herabgelassen hätte, niedere Künste der Gefallsucht anzuwenden. Schade, daß so viele edle, natürliche Anlagen nicht ausgebildet wurden! Melini war ganz Weltmann; das Leben zu genießen war ihm der Zweck desselben. Seine nicht gemeine Natur bewahrte ihn vor grob-sinnlichen Genüssen; wenigstens suchte er dabei immer den äußeren Anstand zu retten, denn ein Hauptgenuß für ihn war die Achtung, welche die Welt ihm zollte.

In diesen Grundsätzen ward Amöna erzogen. Melini liebte sie, wie nur immer ein Vater eine, seinen Wünschen so ganz entsprechende Tochter lieben kann, und überdies schätzte er sie überaus hoch, als die stärkste Quelle seines Erwerbes. Sie froh und glücklich zu sehen, war seine größte Freude; ihre Triumphe waren sein Stolz und das Gold, das um ihretwillen in seine Casse floß, ließ ihn leicht ihren Unabhängigkeitssinn und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher sie ihren Willen durchzusetzen beliebte, übersehen. Nur bei einzelnen Gelegenheiten bangte hie und da der Pflegevater vor der Selbstständigkeit der Tochter, in welcher er sie hatte aufwachsen lassen, die übrigens mit der zärtlichsten Liebe an ihren Pflegeeltern hing. Amöna's von Natur edles Gemüth empörte sich gegen jeden Versuch der Verführung durch Geld und Gut, und wenn Melini sie manchmal ermahnte, in solchen Fällen doch weniger abstoßend zu seyn, Freundlichkeit könne

man Jedermann zeigen, man dürfe doch Vortheile, die so leicht zu haben seyen, nicht so stolz abweisen; antwortete sie ihm: Nicht um ein Königreich ließe ich auch nur die Spitze meines kleinen Fingers berühren, von einem Manne, den nicht meine Liebe erwählt hat! Frei will ich mein Herz Dem schenken, den ich seiner würdig achte. Eben so wenig verführte sie gewöhnliche Schmeichelei, an die sie so gewöhnt war, daß sie dieselbe kaum wahrnahm, wie sie den rauschenden Beifall als einen ihr schuldigen Tribut ansah, gegen welchen sie nur empfindlich gewesen wäre, wenn er ihr gefehlt hätte.

Im Alter von siebzehn Jahren hatte Amöna fast alle Hauptstädte Europa's bereist und dabei ihre Kenntnisse von Kunst und Literatur bereichert, ihren Sinn für das Schöne immer mehr entwickelt. Sie war die gefeiertste Künstlerin der Welt. Die Tagesblätter überboten sich nicht bloß ihre künstlerischen Leistungen zu preisen, sondern sie verbreiteten sich über alle Einzelnheiten ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit, so daß allzeit vor ihrer Ankunft in einer Stadt die Erwartung auf's Höchste gespannt war, und dennoch befriedigte, übertraf sie Amöna.

So kam Amöna mit ihrer Gesellschaft nach Paris. Stürmisch wurde sie bei ihrem ersten Auftreten empfangen, und mit jeder Vorstellung vermehrte sich der rauschende Beifall. Ihre Wohnung wurde nicht leer von Besuchern; die Tafel, an welcher sie speiste, hatte nicht Platz genug für die sich Zudrängenden; wo sich

die Künstlerin zeigte, war sie umringt von einem Schwarme von Bewunderern.

Bis jetzt war Amöna glücklich gewesen. Die Leidenschaft für ihre Kunst war ihre einzige, und hatte immer reichliche Befriedigung erhalten. Ihr Herz war ruhig geblieben und wenn es auch hie und da bei der Unterhaltung mit einem ihrer vielen Bewunderer etwas stärker klopfte, so war doch keine ernste Neigung daraus entstanden; das flüchtige Wohlgefallen war immer mit dem Wechsel des Ortes verflogen; keinem war es gelungen, sie ernstlich zu fesseln. Schon jetzt zeigte sich bei Amöna Ueberdruß an den immer gleichen Schmeicheleien; die faden Reden der sie umgebenden Menge langweilten sie und mit aller Rücksichtslosigkeit ihres Charakters gab sie dieses zu erkennen. Da nahete sich ihr ein Mann, geschickter in der Verführung als alle seine Vorgänger. Es war der Herzog Remi. Geburt, Rang, Reichthum und eine gewinnende Persönlichkeit zeichneten ihn unter den Ersten der französischen Hauptstadt aus. Eine liebenswürdige Braut war ihm erst vor Kurzem gestorben, weßhalb ihm der Anstand verbot, den Circus zu besuchen; allein, angelockt durch Amöna's Ruf verschaffte er sich Gelegenheit, sie zu sehen, entbrannte in Leidenschaft für sie und ließ sich ihr vorstellen. Der schlaue Verführer nahete Amöna nicht mit gewöhnlicher Schmeichelei, im Gegentheile zeigte er ihr eine tiefe Trauer um die verlorene, geliebte Braut, deren Vermögen er unverhohlen vor Amöna pries. Diese überraschte eine solche Sprache; es war ihr neu, andere ihres Ge-

schlechtes ihr gegenüber rühmen zu hören; sie fand sich geehrt, daß der Herzog sie über gemeinen Neid erhaben glaubte, und mitleidig, wie sie immer war, suchte sie ihn zu trösten.

Der Herzog ließ sie fühlen, daß er in ihrer Nähe Erleichterung seines Schmerzes fand und ging von da über in eine Schmeichelei, die ihr fremd war und deßhalb ihre Wirkung nicht verfehlte. Er ließ alle Vorzüge Amöna's, wodurch sie die Welt entzückte, völlig unberührt und wandte sich bloß an das edle Mädchenherz, als das einzige, dem er vertraute nach dem Verluste seiner geliebten Braut. Er sagte ihr, daß er sie vor allen Anderen der reinsten, aufopfernsten Freundschaft fähig halte, und daß dieses Vertrauen ihn ewig an sie binden werde, an sie, die allein im Stande gewesen, durch ihre edle Theilnahme seinen Schmerz zu lindern. Nach und nach sprach er weniger von seiner Braut, desto mehr aber von Amöna's Seelenadel und ihren der oberflächlichen Welt verborgenen Tugenden; immer im Tone des aufrichtigen Freundes und den Schein der Schmeichelei sorgfältig meidend.

Die arglose Amöna ging in die Falle. Sie glaubte gefunden zu haben, wonach sich ihr Herz gesehnt hatte, eine Seele, die sie verstehe, die ihre Gefühle zu würdigen wisse, die sich nicht bloß mit ihrer Kunst, ihrer äußeren Erscheinung, sondern mit den Regungen ihres Herzens beschäftige. Melini ließ sie gewähren. Hatte der Herzog in schlauer Berechnung keine Geschenke für Amöna, so war er desto freigebiger gegen ihren Pflegevater. Dazu kam der hohe Rang und das Ansehen

des Verführers. Glaubte er an eine ernstliche Verbindung zwischen dem Herzoge und seiner Pflegetochter? Wer kann es wissen? Genug, er war zufrieden!

So verging die für den Aufenthalt in Paris bestimmte Zeit für Amöna nur zu schnell. Vergebens flehte sie den Vater an, sie zu verlängern, der gern diesen Wunsch gewährt hätte, wenn nicht für London abgeschlossene Verträge hätten erfüllt werden müssen. Trostlos klagte sie es dem Herzoge selbst, der sie mit der Versicherung tröstete, er werde ihr folgen, selbst bis an's Ende der Welt.

Der Tag der Abreise kam. Amöna's geheimer Wunsch war, der Herzog möchte die Reise in ihrer Gesellschaft machen, allein ihre Liebe glaubte seinen Entschuldigungen; sie war zufrieden durch das Versprechen, daß er zwei Tage nach ihr abreisen werde.

Es war ein trüber Herbsttag, an welchem die Gesellschaft in London einzog. Dichter Nebel und Steinkohlendampf bedeckten die Straßen und erfüllte Amöna's Brust mit bangen Gefühlen. Die ersten Tage gingen der Gesellschaft mit Vorbereitungen für den Circus hin, und Amöna hatte freie Zeit genug, um ihrer bangen Sehnsucht nach der Ankunft des Herzoges nachzuhängen. Die Frist verfloß, der Herzog kam nicht. Kaum konnte Amöna noch einen Tag abwarten; aber auch dieser verstrich, ohne seine Ankunft. Die erste Vorstellung war angekündigt, Amöna war nicht zur Mitwirkung zu bewegen. Sie erschien als plötzlich erkrankt auf den Anschlagzetteln; die Vorstellung wurde ohne sie gegeben und was auch die Gesellschaft auf=

bieten mochte, sie fiel weder zur Zufriedenheit des Publikums, noch nach dem Wunsche Melini's aus.

Amöna schrieb an den Herzog, ihn um schleunige Antwort bittend, weil sie glaubte, es sey ihm ein Unfall zugestoßen; es folgte keine Antwort. Da erbat sie sich von Melini die Erlaubniß, den treuen Rosetto nach Paris schicken zu dürfen, um bestimmte Nachricht zu erhalten. In fieberhafter Aufregung brachte sie die Tage bis zu seiner Rückkehr zu.

Rosetto kam, und von Zorn gegen den Herzog erfüllt, erzählte er ohne Schonung Amöna Alles, was er über ihn vernommen. Er hatte den Herzog im Palais Royal gesehen, verlangte dann ihn zu sprechen, wurde aber abgewiesen und erfuhr von der Dienerschaft, daß nie die Rede von einer Reise gewesen sey; daß er aber jetzt um so weniger zu verreisen denken werde, da eine neu angekommene Sängerin ihn jeden Abend in die große Oper ziehe.

Amöna war durch diese Nachricht wie vernichtet. Der Mann, den sie aus Allen erwählte, den sie mit aller Kraft ihres Herzens geliebt hatte und von dem sie sich eben so geliebt glaubte — hatte sie betrogen! Wenn dies ihr Herz zerfleischte, so empörte es zu gleicher Zeit ihren Stolz, sich verlassen zu sehen von dem Manne, der sie so ganz zu verstehen, jeden ihrer Vorzüge zu würdigen schien, und den sie dennoch mit all' diesen Vorzügen nicht zu fesseln vermochte!

Amöna wollte allein seyn. Ohne Thränen, ohne Trost saß sie in ihrem Zimmer. Was ihre Pflegeeltern ihr sagen mochten, fand keinen Eingang in ihr

Herz; höheren Trost kannte sie nicht und fühlte deßhalb nur die Bitterkeit des Schmerzes.

Spät in der Nacht ließ sie sich endlich durch ihre Pflegemutter bewegen, sich zur Ruhe zu ergeben. Als sie, wie jeden Abend, ihre Medaille küßte, ergriff sie zum ersten Male eine Sehnsucht nach ihrer Mutter. Warum hat man mich meiner Mutter niche zurückgegeben? rief sie aus; „warum mich in eine Bahn geschleudert, in der ich so unglücklich ward! O, meine Mutter, vielleicht weinst Du jetzt gerade um Dein verlorenes Kind!“ Ein Strom von Thränen erleichterte Amöna's Herz. Sie sprach ihr gewöhnliches Gebetchen mit noch nie gefühlter Innigkeit und schlief endlich ermüdet ein.

Melini machte kein Glück in London. Eine zweite Gesellschaft gab zu gleicher Zeit Vorstellungen in der Weltstadt, und da die hohen Erwartungen, welche man von Melini's Gesellschaft gehegt hatte, durch Amöna's Nichterscheinen getäuscht worden waren, so wandte sich die schaulustige Menge der letzteren zu. Der Neid und die Intrigue, welche bis jetzt nichts gegen Amöna zu unternehmen gewagt hatten, traten nun, da diese den Schauplatz verlassen, siegreich gegen sie auf. Ihr Verhältniß zu dem Herzoge Remi wurde auf die schonungsloseste Weise in den öffentlichen Blättern besprochen; ihre künstlerischen Leistungen herabgesetzt.

Vergebens bot Melini, nachdem er einige Zeit Nachsicht mit ihrem Schmerze gehabt hatte, alle Mittel auf, Amöna zur Theilnahme an den Vorstellungen im Circus zu bewegen; sie erklärte mit der ihr eigenen

Bestimmtheit, sie werde nie mehr öffentlich auftreten; es ekele ihr vor Allem, was sie an ihre frühere Zeit erinnere. Voraussehend, daß er ohne ihre Mitwirkung sich nicht länger in London halten könnte und diese Niederlage als ein Unglück, eine nie gekannte Schmach betrachtend, bereuete Melini nun zu spät, daß er seiner Pflegetochter bisher so viel nachgegeben, wodurch ihr Wille unbeugsam geworden. Er drang heftig in sie und machte ihr Vorwürfe über Undank, worauf sie in ihrer Gereiztheit erwiderte: „Hättest Du mich zu meiner Mutter zurückgesendet, dort wäre ich von all diesem Jammer bewahrt geblieben. Nach Deutschland will ich! Rosetto hat mir oft erzählt, wie er mich aus den eisigen Fluthen des Maines geholt; dort will ich hin! An seinen Ufern finde ich vielleicht meine Mutter, und ihre Liebe wird mein armes Herz beruhigen."

Betroffen schwieg Melini. Von Amönens heftigem Willen befürchtete er Alles, selbst die Entdeckung seines Raubes, nach so langer Zeit. Aufgebracht über ihre Undankbarkeit, verließ er sie.

Amöna beschäftigte sich in ihrer Einsamkeit unaufhörlich mit dem Gedanken, wie sie ihre Eltern auffinden könnte. Sie rief Rosetto zu sich; er mußte ihr das schon oft Gehörte wieder erzählen. Vergebens bemühte sie sich, mehr von ihm zu erfahren; er wußte nicht mehr. Sie strengte ihr Gedächtniß an, sich ihre Eisfahrt zu vergegenwärtigen, um von da weiter in die Vergangenheit zu dringen, umsonst; ihre Erinnerung ging nur bis dahin, wo sie von ihrem Bruder

im Schlitten auf dem Eise gefahren wurde und dann allein auf demselben hinschwamm. Sie zog ihre Medaille hervor, mit welcher sie immer die Erinnerung an ihre Mutter verknüpft hatte, allein so bestimmt sie auch wußte, daß sie ihr von derselben gegeben worden, so sicher sie sich der Weisung erinnerte, daß sie sie heilig halten müsse, sie nie ablegen, nie das Gebetchen vergessen dürfe, — eine Vorstellung von ihrer Mutter war ihr doch nicht geblieben. Nun ging sie von ihrer Mutter über auf Maria, die sie täglich anrufen sollte; sie besann sich, was sie von ihr gehört hatte, aber es war nur, was sie ihrer Kenntniß der darstellenden Künste verdankte; daß sie rein, heilig, erhaben sey, Mutter Gottes genannt werde, ihren einzigen Sohn für die Menschen geopfert habe und nach vielen namenlosen Leiden aufgenommen worden in den Himmel, wo sie noch für uns bitte. Etwas Bestimmtes wußte sie nicht von der Himmelskönigin, aber es war ihr genug zu wissen, daß ihr Herz vom Schmerze durchbohrt worden, daß sie gütig sey gegen Alle, die sie anrufen, und mit großer Innigkeit betete sie ihren Spruch und klagte der milden Mutter Gottes ihr Leid, wodurch sie sich mehr getröstet fand.

Am andern Morgen trat Melini in Amöna's Zimmer mit einem der großen Zeitungsblätter Londons, aus welchem er ihr folgende Nachricht vorlas: „Die Kunstreiterin Amöna ist, seitdem sich ihr Verhältniß mit dem Herzog . . . . . gegen ihren Willen gelöst hat, nicht mehr aufgetreten. Ihre Gesundheit

soll so zerrüttet seyn, daß sie der Kunst wohl für immer entsagt hat. Sie tritt zur rechten Zeit vom Schauplatze ab, da sie sich auf der Höhe, zu welcher sie nur besondere Protectionen gehoben, nicht länger mehr halten konnte."

Melini hatte bisher sorgfältig alle unangenehme Zeitungsnachrichten vor Amöna verborgen; jetzt aber, erschreckt und gereizt durch ihre störrische Heftigkeit, glaubte er sie vielleicht umstimmen zu können durch Mittheilung der boshaften Beurtheilungen, die sie durch ihre hartnäckig fortgesetzte Zurückgezogenheit veranlaßt hatte, und er hatte sich nicht getäuscht. Amöna's Ehrgeiz erwachte und jede andere Leidenschaft schwieg. Vater, morgen trete ich auf! Setze heute noch meinen Namen auf den Anschlagzettel. Ich will London zeigen, daß es nur von mir abhängt, zu tanzen oder nicht.

Jeder andere Gedanke war nun aus Amönens Kopfe verschwunden; sie beschäftigte sich den ganzen Tag mit Vorbereitungen und Anordnungen für ihr Auftreten. Melini war höchst vergnügt darüber. Er rechnete sicher darauf, daß die Leidenschaft für ihre Kunst mit aller Stärke erwachen werde, sobald sie nur einmal wieder einen Triumph durch dieselbe gefeiert habe.

Der Cirkus war gedrängt voll. Amöna tanzte mit gewohnter Kunst; stürmischer Beifall ward ihr zu Theil; die Zuschauer wurden nicht satt, ihre Bewunderung kund zu geben. Amöna dankte kalt und stolz, sie, die sonst wie ein glückliches Kind mit frohem

Danke den Beifall hingenommen hatte! Man drängte sich nach der Vorstellung, sie zu sprechen; Amöna schloß sich in ihr Zimmer ein und als Melini die folgende Vorstellung mit ihr besprechen wollte, erklärte sie fest, in London nicht mehr aufzutreten. Ich habe gezeigt, daß ich ohne Protection siegen kann, mehr thue ich nicht hier, wo man mich in den Staub ziehen wollte. Gehen wir nach Manchester, Oxford, Cambridge oder wohin Du willst; ich erfasse auf's Neue die Kunst, die mir treu geblieben und will von nun an sie allein lieben. Jener falsche Betrüger ist auf immer aus meinem Herzen verbannt, er ist nicht werth, daß ich eine Thräne um ihn weine. Der Kunst allein gehört mein Leben! Melini froh, Amönen nur wieder für die Kunst gewonnen zu haben, mußte im Uebrigen ihr nachgeben und verließ London. Er besuchte die Hauptstädte Großbritanniens. Amöna war überall, wie früher, die gefeierte Künstlerin; ihren unbefangenen Frohsinn aber gewann sie nicht wieder. Die Huldigungen der Männer waren ihr lästig, weil sie ihnen nicht mehr traute, sie entzog sich ihnen, so viel es ihre Verhältnisse Melini gegenüber erlaubten. Desto mehr gewann sie dadurch bei den Frauen, die in ihr nicht mehr bloß die Künstlerin, sondern auch eine Tugendheldin bewunderten. Thörichte Welt! Gekränkte Leidenschaft galt ihr für Tugend!

Die Gesellschaft gab ihre Vorstellungen auch in Oxford, wo der Zudrang der Studenten groß und der Enthusiasmus der Jugend lauter war, als er sich sonst bei Engländern zeigt. Die Studenten drängten

sich, Amönen ihre Huldigungen darzubringen, Amöna blieb kalt. So oft sie auch glaubte, es meine ein Mann es ernstlich mit seinen Versicherungen, so gedachte sie des Herzoges, auf dessen Treue sie bauen zu können glaubte, wie auf die keines Anderen. Sie sehnte sich nach einem Herzen, daß sie lieben könnte, von dem sie geliebt würde, aber ebenso sehr fürchtete sie, wieder betrogen zu werden. So fühlte sie eine Leere in sich, die nichts, selbst nicht die Leidenschaft für ihre Kunst, nicht die Befriedigung ihres Ehrgeizes auszufüllen vermochte.

Alfred, ein Jüngling aus einer edlen Familie, der in Oxford studirte, ein Engländer vom reinsten Typus, mit aller Bedächtigkeit und Hartnäckigkeit dieses Volkes, faßte eine heftige Leidenschaft für Amöna. Er ging gerade zu Melini, sagte ihm, er liebe Amöna und erbitte sie von dem Vater zu seiner Gattin. Melini war höchst überrascht, wußte aber, daß er die Sache lediglich Amönen überlassen müsse und wies den Freier an diese. Alfred machte eben so ruhig der Tochter seinen Antrag, wie er ihn bei dem Vater gemacht hatte. Diese, für Amönen ganz neue Art von Bewerbung, ließ dieselbe vor Erstaunen nicht zum Lachen kommen, in das sie sonst ohne Zweifel ausgebrochen wäre. Die lebhafte, verwöhnte Künstlerin war von nichts weiter entfernt, als sich den steifen, wortarmen Engländer ohne Weiteres als ihren Bräutigam zu denken. Halb geärgert, halb im Scherze sagte sie ihm: „Ich liebe nur meine Kunst und werde meine

Liebe nie einem Manne schenken, der nicht als Künstler mit mir wetteifern könnte."

Gut, sagte der Engländer.

Alfred, von Natur leidenschaftlicher Reiter, wie die meisten Engländer, ließ sich nicht abschrecken. Er erklärte Melini, bei ihm Unterricht in der höheren Reitkunst nehmen zu wollen und nachdem die nöthigen Verabredungen getroffen waren, fing er alles Ernstes an. Als die Gesellschaft sich anschickte, Oxford zu verlassen, brachte Alfred seine Sachen in Ordnung, nahm Abschied von seinen Freunden, die umsonst Alles aufboten, ihn zurück zu halten, zeigte in einem Schreiben seinen Eltern den festen Entschluß an, Kunstreiter werden zu wollen, und erklärte Melini, mit ihm zu reisen.

Mit Staunen hörte es Amöna; doch, da er sich nie an sie drängte, so ließ sie es geschehen.

Die Gesellschaft besuchte noch einige Städte Großbritanniens, das sie dann nach einem einjährigen Aufenthalte verlassen wollte. Alfred bestand darauf, sie auch ferner zu begleiten. Er erhielt Briefe von seinen Eltern, von Verwandten und Bekannten mit den dringendsten Aufforderungen, zurückzukehren; aber er blieb taub gegen alle Vorstellungen, und war nur rastlos bemüht, Fortschritte in der neu gewählten Kunst zu machen. Seine Tage brachte er ganz in der Reitschule zu, wo er nur vom Pferde stieg, um bei den Proben und Vorstellungen der Gesellschaft zugegen zu seyn und dabei alle Vortheile und Kunstgriffe abzulauschen. Sein Vorbild war Amöna; an ihr hing sein Auge,

wenn sie im Circus war, und bei seinen Studien trachtete er nur dahin, sie nachzuahmen. Wirklich brachte er es, gespornt von seiner Liebe und unterstützt durch die, seiner Natur eigenen Beharrlichkeit, trotz der großen Hindernisse, die er im erwachsenen Alter zu besiegen hatte, in verhältnißmäßig kurzer Zeit so weit, daß Melini ihn fähig glaubte, in einem Ensemble öffentlich aufzutreten. Er hatte mit der Gesellschaft Dänemark und Schweden bereist und war nun mit ihr in Petersburg, wo er seine Kunst, zwar in sehr untergeordneter Stellung, zeigen sollte.

Die Probe fiel zu Aller Befriedigung aus.

Amöna, welche seither hie und da einige Worte mit dem stummen, steifen Engländer gewechselt hatte, war erstaunt über seine Leistungen, und hätte es nicht für möglich gehalten, daß ein Mensch, ohne in frühester Jugend durch unausgesetzte Uebung sich die Federkraft und Biegsamkeit der Glieder erworben zu haben, es so weit bringen konnte.

„Dieß Alles um Deinetwillen,“ sagte sie sich selbst. Sie fühlte eine Art Mitleid mit ihm, der für sie eine solche Hingebung zeigte, während sie ihn kaum beachtete. In diesem Gefühle sagte sie ihm ein paar freundliche Worte, die ihn zu neuem Eifer anspornten.

Von nun an war Amöna aufmerksamer auf Alfred. Sie wohnte manchmal seinen Unterrichtsstunden bei und zeigte ihm einige Vortheile. Hier hatte sie Gelegenheit zu bemerken, welche fast unglaubliche Anstrengung es dem armen Menschen kostete, seinen nicht früh genug geübten Körper zu den künstlichen Stell-

ungen und Tänzen zu zwingen. Dieß nöthigte ihr eine Art Bewunderung für ihn ab. Alfreds Benehmen gegen sie blieb sich gleich. Es genügten ein paar freundliche Worte von ihr, um ihn mehrere Tage lang glücklich zu machen. So war wieder fast ein Jahr verflossen. Die Gesellschaft hatte die bedeutenderen Städte Rußlands durchreist und war nun im Begriffe nach Deutschland zu gehen. Amöna hatte überall denselben Beifall und die gleiche Bewunderung geerndtet, aber sie konnten ihr Verlangen nicht mehr befriedigen. Sie fühlte immer mehr eine Leere in ihrem Herzen, die sie mit nichts auszufüllen wußte. Oft dachte sie dabei an Alfreds treue Liebe; aber dieser ruhige Engländer konnte die Sehnsucht ihres aufgeregten Herzens nicht stillen. Amöna sehnte sich eben so sehr nach Deutschland, als Melini sich davor zu fürchten schien; denn immer zögerte er, so oft sie ihn auch darum bat, ihren Wunsch zu erfüllen.

Ein dunkles Gefühl sagte beiden, Amöna's Eltern könnten ihr Kind entdecken und dieses erfüllte die eine mit Hoffnung, den andern mit Furcht.

Endlich war man in Königsberg, wo Melini während mehrerer Wochen Vorstellungen zu geben gedachte. Amöna ward hier gefeiert, wie noch nirgends. Man drängte sich um einen Platz im Circus, an der Tafel ihres Gasthauses, man ging vor ihrem Fenster auf und ab, um nur ihren Schatten zu Gesicht zu bekommen, ja, die Raserei ging so weit, daß man sich stritt um das Krümchen Brod, das die Künstlerin an ihrem Platze, um das Restchen Wein, das sie in ihrem Glase

gelassen, bis endlich beides um die höchsten Preise unter den Anwesenden, zum Besten der Armenkasse, versteigert wurde.

Alfred war bei diesen Huldigungen noch schweigsamer, man könnte sagen, traurig geworden. Amöna bemerkte es und fühlte Mitleid mit ihm. Durch ihren Antrag, Melini möge Alfred, der jetzt so weit in der Reitkunst vorgerückt war, daß sie es wagen konnte, ein Duo mit ihr einstudiren lassen, erhob sie ihn über alle seine Beängstigungen zu einem kaum gehofften Glücke.

Wie groß war sein Eifer, wie folgte er jedem Winke Amöna's bei diesen Exercitien, und wie sehr er sich auch freute, mit Amöna aufzutreten, so sah er doch mit Bangigkeit diesen Tag nahen, der seine Studien mit ihr wenigstens für einige Zeit beendigen mußte. Dieser Tag der Vorstellung erschien.

Der Circus war gedrängt mit Zuschauern besetzt. Alfred saß bleich und angstoll in dem anstoßenden Ankleidezimmer. Er dachte chnit an das Mißlingen seines Auftretens; er wußte keinen bestimmten Grund für seine Bangigkeit; nur der Gedanke, daß er vielleicht lange nicht mehr mit Amöna tanzen dürfe, war ihm klar.

Im Augenblicke des Auftretens erst sah Amöna Alfred; sie erschrak über die Zaghaftigkeit, welche sie an ihm zu bemerken glaubte. „Muth, Alfred, Muth!“ rief sie ihm zu.

Die edlen Pferde durchflogen die Kreisbahn. Alfred und Amöna tanzten zuerst ein graziöses pas de

deux. Aller Augen hingen mit Bewunderung an ihren schönen Bewegungen, und als eine kleine Pause eintrat, wurde durch einen stürmischen Applaus der Beifall laut.

Amöna reichte, dankbar lächelnd, Alfred die Hand, welcher dadurch sich neu ermuthigt fühlte. Es folgte ein stürmischer wilder Tanz, welcher für Alfred viel schwieriger war, als der erste. Er war aus seiner Niedergeschlagenheit in höchste Aufregung übergegangen und zeigte eine Kühnheit, welche selbst Melini in Staunen setzte.

Mit Schrecken bemerkte jetzt Amöna, wie Alfred jede Vorsicht aus den Augen ließ, sie rief ihm zu, sich zu mäßigen, aber — in demselben Augenblicke stürzte der kühne Reiter vom Pferde, fast eben so schnell kniete Amöna neben ihm auf dem Boden. „Alfred!" rief sie mit einer herzdurchdringenden Stimme. Alfred hörte sie nicht mehr. Aus den vor Schrecken erstarrten Zuschauern eilten einige Aerzte herbei; man versuchte alle Belebungsversuche; umsonst, Alfred war todt! „Ich habe ihn getödtet!" rief Amöna im bittersten Schmerze. Jetzt erschien ihr der treue, ausdauernde Alfred nicht mehr als der stumme Engländer; sie sah nur seine aufopfernde Liebe und klagte sich als seine Mörderin an, die durch ihre wegwerfende Erklärung ihn in diese gefährliche Bahn getrieben hatte.

Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte Amöna Gewissensbisse. Ihr Schmerz war dießmal nicht stürmisch, aber sie fühlte sich äußerst unglücklich und kein Mittel stand ihr zu Gebote, das ihre Leiden hätte

lindern können. Selbst der Gedanke, ihre Mutter zu finden, gab ihr jetzt keinen Trost; es schauderte ihr, mit dieser Schuld beladen, sich derselben zu entdecken. Sie fühlte, daß sie bisher nur sich, ihrer Laune, ihren Einfällen gelebt hatte, aber es wurde ihr nicht klar, was sie nun zu thuen habe. Ihr Schmerz stimmte sie weicher und nachgiebiger gegen ihre Umgebung. Daß die Gesellschaft Königsberg nach jenem schrecklichen Vorfalle verließ, erforderte schon die Schicklichkeit und daß Amöna nicht sogleich wieder auftrat, fand Melini begreiflich; doch erklärte sie dießmal nicht, wie in London, sie werde nie mehr tanzen, sondern bat nur, sie einige Zeit zu verschonen.

Melini ging nach Berlin. Die Nachricht von dem unglücklichen Vorfalle in Königsberg war ihm vorausgeeilt, und die Neugierde füllte den Cirkus bei den ersten Vorstellungen; dann aber ließ der Zudrang nach; man wollte Amöna sehen, nicht sowohl die gefeierte Künstlerin, als die Heldin des tragischen Romanes, zu dem man allmälig Alfred's Tod ausgesponnen hatte. Amöna gab den Bitten Melini's nach und trat vier Wochen nach jenem Ereignisse auf. Es kostete sie eine große Ueberwindung; sie sah und hörte nichts von dem stürmischen Beifalle, der ihr von der Menge gespendet ward, und beim Schlusse ihres Tanzes war sie so bestürmt von ihren Gefühlen, daß sie unmöglich an jenem Abende mehr hätte auftreten können, wenn sie auch nicht schon vorher sich nur zu einem einzigen Tanze bereit erklärt hätte. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und weinte die halbe Nacht

hindurch. Wohin sich ihre Gedanken wandten, fand sie nirgends Trost, ihre Zukunft stand so finster vor ihr, wie die Nacht, in die sie hinausschaute. Da gab ihr wieder ihre Medaille, wie schon oft, einen Strahl von Hoffnung. Maria's Sohn starb für unsere Sünden, das hatte sie irgendwo gehört. Zu ihm und zu der göttlichen Mutter rief sie nun, wie es das Herz ihr eingab, wodurch sie einige Beruhigung fand.

In Berlin verlor Amöna ihre Pflegemutter, die einer kurzen Krankheit erlag. Amöna war noch zu sehr niedergedrückt von dem traurigen Ende Alfred's und dem Gefühle ihrer Schuld, als daß der Tod der Frau Melini einen heftigen Eindruck auf sie gemacht hätte. Ihre Trauer um die gute Pflegemutter zerfloß in den Schmerz, der sie zuvor schon gequält hatte. Eine fühlbare Lücke enstand durch diesen Verlust nicht in Amöna's Herzen; Frau Melini war eine recht gutmüthige Frau und Amöna eine liebende Mutter gewesen, stand aber an Geist und Bildung dieser zu ferne, als daß eine innige Vereinigung beider hätte stattfinden können.

Melini durchzog den Norden von Deutschland, in jeder Hauptstadt länger oder kürzer verweilend, je nachdem er seine Rechnung fand. Auch die Hauptstädte Hollands bewunderten die Gesellschaft; dann durchwanderte sie das mittlere Deutschland nach Osten zu, um in Wien einen längeren Aufenthalt zu nehmen; denn Melini vermied, so lange er konnte, Amöna an die Ufer des Mains zu bringen. Sie war seit Alfreds Tod sehr ernst und obschon sie fast täglich im

Circus auftrat, umrauscht von dem Beifalle der Zuschauer, so war doch ihre Begeisterung für die Kunst verloren; nur die Gewohnheit und die Unbekanntschaft mit irgend einer anderen Lebensweise hielt sie dabei fest. An die Beifallsbezeugungen war sie so gewöhnt, daß sie ihr so nothwendig waren, wie die Musik zu ihren Tänzen, aber sie machten auch keinen anderen Eindruck auf sie, als die musikalische Begleitung. Noch immer drängte man sich an sie heran und zog sie in die feineren Gesellschaftscirkel, wo gerade ihre Schwermuth, deren Grund in den abenteuerlichsten Variationen verdreht, bekannt war, sie um so liebenswürdiger erscheinen ließ. Amöna fand nirgends Befriedigung. Was konnte in diesen Kreisen ein Herz trösten, das übersättigt war mit Allem, was die Gesellschaft bieten kann? Amöna's Sehnsucht nach Etwas, das sie suchte, ohne es bezeichnen zu können, ward nur um so größer, je leerer sie Alles ließ, was sie in der Welt fand. Die Huldigungen der Männer waren ihr zur Gewohnheit geworden, wie der Beifall der Menge, und ließen sie kalt. Von dem einen Manne, dem sie vertraute, war sie betrogen, und das einzige Herz, von dem sie treu geliebt worden, hatte sie mißachtet und ihrer Selbstsucht geopfert! Diesen Stachel fühlte sie immer quälender in ihrer Brust.

Amöna war im einundzwanzigsten Lebensjahre, in voller blühender Schönheit, als sie mit der Gesellschaft nach München kam. Es wiederholte sich hier nur, was an allen vorigen Orten geschehen war; man klatschte, man rief Beifall zu, drängte sich die Gefeierte zu se-

hen, ein Wort von ihr zu hören, einen Blick von ihr zu erhaschen; der Zudrang zu den Vorstellungen mehrte sich, je mehr man sie gesehen.

Amöna hatte die Kunstsammlungen aller großen Städte besucht, in welchen sie sich aufgehalten hatte; ihr Sinn für das Schöne war dadurch geläutert und gebildet worden. Einen anderen Eindruck, als den des Schönen, hinterließen die Kunstwerke in ihr nicht, so lange sie glücklich war. Nach Alfred's Tod erregten die Kunstwerke, die sie in Wien, in Dresden und an anderen Orten sah, viel tiefere Empfindungen in ihrem des Trostes bedürftigen Herzen. Ihre äußerst dürftigen Religionskenntnisse hatte sie fast bloß aus Kunst und Poesie geschöpft; von ihrer Umgebung, von Allen, die ihr huldigten, konnte sie keine Befriedigung ihrer, seit Alfred's Tod erwachten Sehnsucht nach höherem Troste, eewarten; das fühlte sie instinktmäßig, und that daher keine darauf bezügliche Frage. Mit der Religion vertraute Personen waren ihrem Kreise immer ferne geblieben. In Kunstsammlungen und in Kirchen, in so ferne sie Kunstwerke enthielten, suchte daher Amöna Stoff für ihr religiöses Gefühl.

Auch in München widmete Amöna ihre freie Zeit den Kunstsammlungen. Hier, wo jede Straße neue Kunstwerke zeigt, war sie sehr befriedigt. Gerne ging sie ungesehen in die freundliche Maria-Hilf-Kirche der Vorstadt Au. Die Farbenpracht der schönen Glasgemälde verbreitete Heiterkeit über ihre Seele, und das Leben der seligsten Jungfrau, der Gegenstand der Gemälde, war ihr durch den Eindruck ihrer frühesten

Kindheit besonders lieb. Ganz anders wirkte auf sie die Ludwigskirche. Mit Furcht und Schrecken erfüllte sie die gewaltige Darstellung des jüngsten Gerichtes. Sie konnte den Gedanken nicht los werden, daß auch sie Rechenschaft geben müsse über ihr Leben, und ängstlich horchte sie bei der Erklärung der einzelnen Gruppen, ob nicht unter den Verdammten eine Seele sey, die einen Mann, der sie geliebt, geopfert habe. Indessen diese und ähnliche Gedanken wurden zurückgedrängt, sobald sie zu ihrer gewöhnlichen Umgebung und ihrer Beschäftigung kam. Hier mußte vor der Wichtigkeit, die man den Bestrebungen und Leistungen der Gesellschaft beilegte, alles Uebrige weichen.

Es waren schon mehrere Wochen in München verflossen, der Zudrang zu den Vorstellungen des Circus Melini blieb der Gleiche; Amöna ward täglich neu gefeiert. Da fiel ihr eines Abends unter den Zuschauern ein junger Mann auf, der, während Alle lauten Beifall spendeten, mit gekreuzten Armen stand und keine Hand regte, keine Miene verzog. Amöna, so gleichgültig gegen die Huldigungen, die man ihr allerwärts aufdrang, war es keineswegs gegen den versagten Beifall des Einen. Sie sah immer wieder nach dem jungen Manne, dessen ruhiger Ernst so sehr abstach gegen die Anfgeregtheit seiner Umgebung. Diese Beobachtungen machte sie einige Tage nach einander. Hierauf konnte sie sich nicht überwinden, eines Abends nach ihrem Tanze sich an ein Fenster des Ankleidezimmers zu setzen, von welchem sie ihre Beobachtungen verfolgen konnte. Mit Staunen be-

merkte sie, daß der junge Mann dem Athleten, der nach ihr auftrat, eben so lebhaft zuklatschte, als die Uebrigen. Sollte dies der Einzige seyn, dem ich nicht gefiele? fragte sie bei sich selbst. Plötzlich kam ihr der Gedanke, vielleicht hat er eine geheime Neigung zu einer meiner Genossinnen, und etwas von Eifersucht, die sie nie gekannt hatte, beunruhigte sie.

Des andern Tages saß Amöna wieder am Fenster der Garderobe, um den jungen Mann zu beobachten. Er stand mit verschränkten Armen, ernst zuschauend, als die zweite und dritte Tänzerin ein Pas de Deux tanzten und rührte beim Schlusse keine Hand. Amöna war erfreut, daß er nicht freigebiger gegen andere Künstlerinnen war, als gegen sie. Vielleicht gelingt es mir heute, seinen Beifall zu erwerben, dachte sie und voll Eifer bestieg sie ihr Pferd. Sie schien sich selbst zu überbieten. Der stürmische Applaus wollte nicht enden, aber Amöna verlangte nur nach dem Beifalle des Einen und dieser ward ihr wieder versagt. Traurig setzte sie sich an's Fenster und beobachtete den jungen Mann. Er mochte gegen dreißig Jahre alt seyn, sein Aeußeres, ohne gerade schön zu seyn, hatte durch den lebhaften Glanz seiner dunklen Augen etwas Anziehendes, das durch einen schwermüthigen Ernst noch vermehrt wurde. Er sprach in den Pausen mit seiner Umgebung lebhaft und bewegt, doch mit einer gewissen Selbstbeherrschung. Plötzlich rief Amöna nach Rosetto, der ihr immer treu zugethan geblieben. Sie zeigte ihm den jungen Mann und bat ihn, sich, ohne auffallend zu seyn, nach ihm zu erkundigen.

Bald kam Rosetto zurück, um Amöna zu melden, der Bezeichnete sey ein junger Mediciner Namens Balder und Assistenzarzt im allgemeinen Krankenhause.

Amöna, die gefeierte, verwöhnte Künstlerin, konnte es nicht begreifen, daß ein Mann in ihre Nähe kommen, ja ihre schönsten Darstellungen sehen wollte, ohne ihr zu huldigen, ohne nur ein Zeichen des Beifalles zu geben. Wenn ihr Stolz dadurch beleidigt war, so flößte ihr Balders Selbstständigkeit eine gewisse Achtung ein, und ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, hätte sie um seinen Beifall den aller Anderen hingegeben. Ihre Gedanken waren immer mit demselben Gegenstande beschäftigt; sie wünschte den jungen Arzt in irgend einer Gesellschaft zu treffen und erwartete von ihm eine gediegenere Unterhaltung, als von den gewöhnlichen Männern, die sie umschwärmten, zugleich hoffte sie, ihm durch ihr natürliches, von aller Coquetterie freies Wesen, dessen sie sich wohl bewußt war, Achtung abzugewinnen; allein sie fand ihn nirgends. Sie beschloß, sich in das allgemeine Krankenhaus führen zu lassen, unter dem Vorwande, die barmherzigen Schwestern zu sehen, und wartete auf eine Gelegenheit, die ihr bald werden sollte, wenn auch auf eine, von ihr nicht geahnte Weise.

Amöna erwartete jeden Abend mit Sehnsucht Balders Ankunft; bei jeder Vorstellung hoffte sie ihm ein Zeichen des Beifalles abzuringen. Umsonst; er erschien allzeit, blieb sich aber immer gleich.

Der Aufenthalt der Gesellschaft nahte seinem Ende; Melini hatte Bestellungen in Stuttgart gemacht; nur

noch zwei Vorstellungen sollten in München gegeben werden.

Amöna wartete in der vorletzten Vorstellung vergeblich auf Balders Erscheinen; sie mußte in den Circus, ohne daß der Ersehnte gekommen war. Ohnehin trüb gestimmt wegen der bevorstehenden Abreise, die ihren Träumereien alle Hoffnung benahm, stand sie regungslos, die Hände wie zum Beten über der Brust gefaltet, auf ihrem, die Arena durchfliegenden Pferde. Bis in die hintersten Reihen durchsuchten ihre Augen die Zuschauermenge nach dem Einen; schon begann man sich verwundert anzublicken, wegen Amöna's Düsterheit und ihre Zögerung, als sie Balder am gewöhnten Platze stehen sah; eine dunkle Röthe überflog ihr schönes Gesicht und wie wenn plötzlich Leben in sie gekommen wäre, begann sie ihre graziösen Tänze. So voll Anmuth und Lieblichkeit hatte man sie noch nie gesehen; sie überwand die größten Schwierigkeiten mit einer unglaublichen Leichtigkeit, einem Vogel gleich, der sicher in den Zweigen gaukelt, schien sie von der natürlichen Schwere befreit zu seyn.

Als Amöna eben eine der schönsten Touren ausführte, gerade vor Balder, den sie nicht aus den Augen ließ, bemerkte sie mit Entzücken, daß der starre Ernst von seinen Zügen gewichen war; überwältigt von Amöna's Anmuth, drückte sein ganzes Wesen Beifall aus, den nur seine noch fest verschränkten Hände versagten. Der Kreislauf brachte sie wieder in seine Nähe; da ertönte der Ruf „Bravo!" aus seinem Munde zu ihr und — die sichere Künstlerin, welcher nie ein Un-

fall im Circus begegnet war, verlor die Fassung und stürzte vom Pferde! Schnell erhob sie sich wieder, aber ein heftiger Schmerz im Beine verhinderte sie am Aufstehen und brachte sie einer Ohnmacht nahe. Balder war mit Mehreren herbeigesprungen, man trug sie in das anstoßende Gemach, untersuchte das Bein; es fand sich, daß beide Röhren oberhalb des Knöchels gebrochen waren. Nun kamen noch einige ältere Aerzte aus den Reihen der Zuschauer, welche Balders Ausspruch bestätigten. Der junge Arzt überließ Amöna der Kunst ber erfahrenen Collegen und eilte hinweg.

Nun entstand große Verlegenheit, wohin Amöna zu bringen, da der Verband erst angelegt werden konnte, nachdem sie an den Ort gebracht worden, wo sie wenigstens sechs Wochen ruhig bleiben konnte.

Ich kann nicht hier bleiben, rief Melini schmerzlich aus, ich habe meine Bestellungen in Stuttgart gemacht, ein Theil meiner Leute und meines Gepäckes ist schon abgereist.

Sey darüber ganz beruhigt, Vater, sagte Amöna, ich werde recht gut verpflegt werden bei den barmherzigen Schwestern. Kann ich dort Aufnahme finden, meine Herren?

Ohne Zweifel, erwiderten die Aerzte.

Melini machte noch einige Einwürfe, war aber im Grunde sehr zufrieden, eine Auskunft zu wissen, welche Amöna angenehm schien.

Sogleich wurde die Verwundete in das allgemeine Krankenhaus gebracht, der Fuß unverzüglich eingerichtet und der feste Verband angelegt. Standhaft ertrug

Amöna die Schmerzen, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie war sogar heiter bei dem Gedanken, nun dem Manne nahe zu seyn, ihn oft zu sehen, von ihm Hilfe zu empfangen, den sie so lange vergeblich gesucht hatte. Sie war zufrieden, ihm unverkennbare Zeichen des Wohlgefallens abgerungen zu haben und hoffte nun, bei öfterer Unterhaltung seine Theilnahme noch mehr zu gewinnen. Auffallend war es ihr allerdings, daß er sich nicht bei dem Verbande betheiligte, sich auch den ganzen Tag nicht sehen ließ, doch wußte sie ihn deßhalb zu entschuldigen.

Als aber am anderen Tage Balder sich wieder nicht zeigte, fragte sie Schwester Candida, welche mit ihrer Pflege betraut war, ob nicht ein Doctor Balder hier im Hause sey.

Wohl, erwiderte die Schwester, allein er ist im anderen Flügel des Hauses den Männern zugetheilt.

Kommt er nie herüber in diese Abtheilung? fragte Amöna klopfenden Herzens.

Als Arzt nie.

Ist Herr Balder ein Weiberfeind?

Wie kommen Sie zu dieser Vermuthung, Fräulein?

Amöna erröthete.

Herr Doctor Balder ist den Schwestern jener Abtheilung der liebste unter allen Aerzten; er unterstützt sie, wie er nur kann, hat eine Liebe und Geduld in Behandlung der Kranken, die durch nichts überwun-

den werden, und zeigt stets ein würdiges, achtungsvolles Benehmen gegen alle Schwestern.

Könnte ich nicht seinen ärztlichen Beistand oder doch wenigstens seinen Besuch erhalten? um ihn zu consultiren, setzte sie entschuldigend hinzu.

Ich zweifle nicht daran und werde es ihm jedenfalls melden.

Am dritten Tage nahm Melini Abschied von Amöna. Es griff dieselbe sichtlich an. Sie hatte ein Fieber und der Verband begann zu schmerzen, wodurch sie schon in Aufregung gewesen; nun noch Melini's Abreise, ohne daß ihr, wie sie erwartet hatte, reichlicher Ersatz durch Balders Nähe wurde, der auch diesen Tag nicht gekommen war.

Schwester Candida hatte ihr Versprechen erfüllt, Balder aber abgelehnt zu kommen, unter dem Vorwande, daß es für den Assistenzarzt nicht schicklich sey, Kranke einer anderen Abtheilung, die von älteren Aerzten behandelt werden, zu besuchen. Schwester Candida wollte diese Antwort der Kranken nicht bringen, da sie dieselbe in großer Aufregung sah, und Amöna wagte es nicht zu fragen, weil sie eine unangenehme Antwort fürchtete. Erst gegen Mitternacht, als das Fieber heftiger war und die Schmerzen sich vermehrten, fragte sie rasch: Wird morgen Doctor Balder zu mir kommen?

So schonend als möglich sagte ihr Schwester Candida die abschlägige Antwort.

Da überflog eine dunkle Röthe Amöna's Gesicht, ihr Auge glühte, ihr Herz schlug hörbar. O welche

Schmerzen, welche unerträgliche Schmerzen! rief sie aus.

Die Schwester eilte hinaus, frisches Eiswasser für die Ueberschläge zu holen; als sie zurückkam, hatte Amöna, mit der Heftigkeit einer Fieberkranken, ihren Verband abgerissen und schrie in wilder Phantasie: Ich will nicht geheilt werden, ich will nicht genesen! Wenn ich nicht einmal mehr so viel werth bin, daß ein einziger Mann eine so kleine Bitte gewährt, was soll mir dann das Leben? Ich will Niemanden mehr Mühe machen, hier will ich liegen, bis der Tod mich erlöst. Ja, ich hatte gehofft, seine Hand werde mich heilen; dann hätte ich keine Schmerzen gefühlt; diese Alltagsmenschen können mir nicht helfen; ich will sterben!

Schwester Candida schellte der nächsten Schwester und ließ eiligst den Arzt ihrer Abtheilung benachrichtigen, während sie Amöna zu beruhigen suchte.

Der Fuß mußte unter den größten Schmerzen neu eingerichtet und verbunden werden. Amöna lag im heftigsten Fieber, so daß für ihr Leben zu fürchten war. Zwei Schwestern wurden nun zu ihrer Pflege bestellt und sie keinen Augenblick allein gelassen.

Schwester Candida suchte am andern Tage Balder auf, um ihn noch einmal zu bitten, ihren Pflegling zu besuchen, der so großes Vertrauen zu ihm habe.

Habe ich mich je von einem Kranken zwei Mal bitten lassen? antwortete Balder; dieses Mädchen darf ich nicht besuchen. Ich will dieß bei unserem Arzte vermitteln, sagte die Schwester.

Der Arzt, der es mir verbietet, ist mein Gewissen. Ich habe mir schon zu viel Schuld gegen dieses Mädchen vorzuwerfen, ich darf sie nicht noch vermehren. Sollte ich Hoffnungen nähren, die ich nicht erfüllen kann?

Ich wußte nicht, daß Sie Amöna schon früher kannten.

Schwester Candida, sagte Balder ernst, Sie sind eine erfahrene Frau, ich vertraue Ihnen meine Geschichte, bedienen Sie sich ihrer mit Vorsicht, zur Heilung Ihrer Kranken. In meiner frühesten Jugend, als Knabe noch, brachte ich durch mein Verschulden ein großes Unglück über meine Familie. Mein Gemüth nahm dadurch einen für meine Jahre ungewöhnlichen Ernst an. Ich genoß keine Freude der Jugend und verlangte auch keine, ich wünschte nur, meinen Fehler sühnen zu können. Mein heißester Wunsch war, mich dem geistlichen Stande zu weihen, allein meine Eltern erlaubten es dem einzigen Sohne nicht. Da entschied ich mich zu dem, dem geistlichen verwandten Stande des Arztes, ohne jedoch die Hoffnung aufzugeben, meinen ersten Vorsatz einstens auszuführen. Schwester Candida, Sie haben in Ihrem Berufe genug Gelegenheit, die Schwäche des menschlichen Herzens kennen zu lernen; Sie werden es begreifen, warum ich mich von Allem ferne hielt, was meinem Vorsatze hätte hindernd in den Weg treten können. Ich habe weder Bälle noch Theater besucht, aber leider! ließ ich mich nach vielem Zureden verführen, zu den Vorstellungen der Kunstreiter zu gehen.

Wie, Herr Doctor, Sie müssen in ihrem Berufe sich jeder Versuchung aussetzen und Sie haben, obgleich in der Welt lebend, sich gefürchtet vor Schauspielen, die allgemein besucht werden, die ich freilich nicht kenne.

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß mir Gott die Kraft gibt, Alles, was mein Beruf mit sich bringt, ohne Gefahr bestehen zu können, aber diese Hoffnung habe ich nicht, wenn ich mich ohne Noth Gefahren aussetze. Sie, Schwester Candida, werden dieß am Besten einsehen, wenn Sie an Ihren eigenen Beruf denken, der von Ihnen Gefahren zu bestehen verlangt, welchen man ein Mädchen der Welt nie aussetzen dürfte; würden Sie es aber wagen, zu Ihrem Vergnügen ein Schauspiel zu besuchen, das schwachen Herzen gefährlich ist?

Nimmermehr! ich würde es für Frevel halten.

Man stellte mir vor, für den Arzt, den Physiologen und Anatomen sey es höchst interessant, zu sehen, wie weit der Mensch es bringen könne in der Biegsamkeit und Gelenkigkeit seiner Glieder. Ich ließ mich verleiten und ging endlich mit. Wirklich war ich überrascht von dem, was ich hier sah; aber so sehr ich auch diese Kunst bewundern mußte, so sehr bemitleidete ich diese Mädchen, die ich nach Allem, was ich früher schon gehört und nun selbst bemerkte, für verlorene, geopferte Geschöpfe ansah; ich machte mir es deßhalb zum festen Grundsatze, keiner auch nur ein Zeichen des Beifalles zukommen zu lassen, um wenigstens von meiner Seite nichts beizutragen, sie zu ermuntern

in ihrem gefährlichen Berufe. Damit täuschte ich mein Gewissen, dem zufolge ich hätte wegbleiben müssen.

Anfänglich wollte ich, fuhr Balder fort, nur einmal hingehen, allein die Lust hatte mich ergriffen, ich folgte ihr und erschien bei jeder noch folgenden Vorstellung. Ich bemerkte bald, daß mein Benehmen Amöna auffiel, und meinem Stolze gefiel es, sie zu demüthigen, als ich aber fortwährend und von allen Seiten die Reinheit ihrer Sitten eben so sehr rühmen hörte, als ihre Kunst, da erwachte eine wärmere Theilnahme für sie in mir. Es wäre nun die höchste Zeit für mich gewesen, den Circus zu meiden, allein ich wußte täglich einen Vorwand, hinzugehen. Ich sah, es ist keine Einbildung meiner Eitelkeit, Schwester Candida, ich sah Amöna's Bestreben, und auch meine Freunde bemerkten es, mich neckend, meinen Beifall zu gewinnen, und es ward mir schwer, meinen Vorsatz ,nicht zu applaudiren, festzuhalten. Wie sehr bedauerte ich dieß Mädchen, mit so vielen Gaben der Natur geschmückt, daß sie diese Gaben an die Unterhaltung einer schaulustigen Menge vergeudete! Ich ging immer wieder hin, obgleich ich sah, daß sie ihre ganze Kraft aufbot, mir ein Zeichen des Beifalles zu entlocken, und war ich einmal so weit gegangen, — so ließ ich mich bei der letzten Vorstellung Amönas, in welcher ihre Liebenswürdigkeit alles Bisherige überbot, auch zu einem Ausrufe der Bewunderung hinreißen. In demselbem Augenblicke, sey es Zufall, oder verwirrte sie mein Zuruf, ich will es nicht wissen, aber in demselben

Augenblicke stürzte Amöna. Als Arzt eilte ich ihr zu Hilfe; ich sah ihr Unglück, das sie mit unbegreiflicher Ruhe ertrug; aber nun stand auch meine Schuld mir klar vor Augen. Ich entfernte mich so bald als möglich, mit dem festen Vorsatze, sie nie mehr zu sehen. Verlangen Sie nun, Schwester Candida, daß ich diesem Vorsatze untreu werde?

Nein, gewiß nicht, Herr Doctor. Ich werde das arme Kind zu beruhigen suchen. Möge die heilige Jungfrau mir beistehen. Ich hätte selbst einsehen sollen, daß der heftige Wunsch nach Ihrem Besuche seinen Grund in einer Leidenschaft habe, denn an geschickten Aerzten fehlt es ihr ja nicht.

Schwester Candida überlegte auf dem Wege zu Amöna's Zimmer, was sie ihr sagen solle, konnte aber nicht mit sich in's Reine kommen; noch unschlüssig vor der Thüre, empfahl sie die Sache Gott und seiner heiligen Mutter.

Amöna sah bloß die Schwester fragend an und schwieg, als Candida fürchtete, die wunde Stelle in Amöna's Herzen zu rauh zu berühren, wenn sie ihr die Wahrheit sagte.

In der Nacht fing Amöna wieder an zu phantasiren. Der Schrecken, den ihr die Darstellung des jüngsten Gerichtes in der Ludwigskirche eingeflößt hatte, beherrschte sie die ganze Nacht hindurch. Es ist Vergeltung, die geübt werden muß, rief sie aus. Ich habe Alfreds treue Liebe verschmäht und ihn dem Tode geopfert, nun bin ich die Verschmähte! Das stolze Herz ist gebrochen! Ich werde sterben, aber nicht wie Al-

fred, sondern langsam und schmerzlich; aber ich darf nicht klagen, es ist gerechte Strafe! Gegen Morgen ward sie ruhiger und fiel in einen Schlummer. Beim Erwachen war sie vollkommen bei Bewußtseyn. Sie legte ihren Arm um Schwester Candida's Hals und klagend sagte sie zu ihr: Liebe gute Schwester, Sie pflegen so sorgsam meinen kranken Körper; ach, könnten Sie mein armes Herz doch auch heilen!

Wir wollen Gott darum bitten, Fräulein.

Sie beteten nun gemeinschaftlich, und Amöna ward dadurch sehr beruhigt. Sie freute sich, von der Schwester das Gebet zu hören, welches auf ihrer Medaille stand, und eben so gern lernte sie neue Gebete mitsprechen, da ihr immer die Art und Weise zu beten gefehlt hatte.

Später sagte sie zu Schwester Candida: Liebe Schwester, glauben Sie, daß wir einmal auf diese Weise gerichtet werden, wie es das Bild in der Ludwigskirche vorstellt?

Daß wir von Gott nach seiner ewigen, unwandelbaren Gerechtigkeit gerichtet werden, ja, Fräulein Amöna, das glaube ich gewiß; ob es aber so geschieht, wie es jenes Bild zeigt, kann ich um so weniger sagen, als ich noch nie in der Ludwigskirche gewesen bin. Inzwischen bin ich überzeugt, daß kein Mensch sich eine nur annähernde Vorstellung von diesem schrecklichen Ereigniß machen, also auch kein Maler es genügend darstellen kann.

Glauben Sie, daß wir ewig verdammt werden können?

Gewiß glaube ich es.

O mein Gott!

Nach einer Pause fuhr Amöna fort: Nein, Schwester, es ist nicht möglich, daß ein gütiger Gott uns verdammt wegen der Sünden einer thörichten Jugend; es muß eine Sühnung geben, sonst wäre das Leben nicht zu ertragen.

Sie haben Recht, Fräulein. Deßhalb hat Gott in unendlicher Liebe seinen Sohn in die Welt gesandt, daß er uns erlöse. Christus hat durch seinen Versöhnungstod uns die Möglichkeit gegeben, Verzeihung für unsere Sünden zu erlangen, wenn wir sie nur ernstlich wollen.

Was muß ich thuen, um Verzeihung zu erlangen? fragte Amöna rasch.

Haben Sie nie ihre Sünden gebeichtet, Fräulein?

Gebeichtet? Nein Schwester, ich habe nie von Beichten gehört. Doch ja, von Schillers Maria Stuart, daß sie ihrem ehemaligen Hausmeister gebeichtet hat. Ist dieß die Bedingung zur Vergebung der Sünden, so will ich, obgleich ich nicht begreife, wie eine so leichte Sache uns von einem so großen Uebel befreien könne, so will ich aber dennoch sogleich, liebe Schwester, Ihnen bekennen, was mich seit lange drückt und ängstigt, besonders aber, seit ich jenes Bild in der Ludwigskirche gesehen habe.

Ein Bekenntniß, mir abgelegt, würde Ihnen nichts nützen, Fräulein. Haben Sie nie Unterricht in der Religion erhalten?

Daß ich nicht wüßte! Wie habe ich mich in der

letzten Zeit gesehnt, etwas zu erfahren, das mein Herz trösten könnte, aber ich hatte zu keinem, der mich umgebenden Menschen das Vertrauen, daß er mir das Rechte zu sagen wüßte, weßhalb ich nie eine Frage gethan habe.

Wissen Sie denn, welcher Religion Sie angehören?

Ja wohl, in allen unseren Pässen stand immer, Religion: katholisch. Ich weiß von keiner anderen.

Wollen Sie sich unterrichten lassen in der Religion, die Sie die Ihrige nennen, so wird Ihnen einer der Geistlichen dieses Hauses herzlich gern dazu behilflich seyn.

Ein Geistlicher? Ein Priester? fragte Amöna mißtrauisch. Ich habe nie einen gesprochen; ich könnte es aber versuchen.

Schwester Candida brachte am folgenden Tage einen der Hausgeistlichen zu Amöna, einen schon bejahrten, sehr gebildeten Priester, der sich in seinem langjährigen Berufe eine große Menschenkenntniß erworben hatte. Sie äußerte sich gegen die Schwester sehr zufrieden über seinen Besuch, den er bald, und nach ihrem Wunsche oft wiederholte. In ungezwungenen Gesprächen suchte er sie mit den Wahrheiten der katholischen Religion bekannt zu machen, und je mehr sie hörte, desto begieriger wurde sie, zu hören. Es war ihr, wie einem Blindgeborenen, dem allmälig das Augenlicht gegeben wird. Vor ihrem geistigen Auge entrollte sich ein Bild, von dem sie zuvor keine Ahnung gehabt hatte. Das Leben in Beziehung zu Gott,

zu den übrigen Menschen und zur Welt, erschien ihr nun so ganz anders als bisher, und doch waren ihr die Lehren, die sie jetzt hörte, so einleuchtend, so nothwendig, daß sie nicht begriff, wie sie ohne dieselben so lange habe leben können. Ihr lebhafter Geist war nun unaufhörlich beschäftigt, in dieser neuen Welt Alles auszuforschen, wurde nicht müde, den Priester und die Schwestern zu fragen, und jemehr sie entdeckte, um so nothwendiger erschien ihr der Zusammenhang des Ganzen, um so herrlicher der unerschöpfliche Reichthum, der sich ihr erschloß.

Amöna schien für alles Andere todt, bis eines Tages Rosetto bei ihr angemeldet wurde. Sie erschrak bei diesem Namen, der ihr mit einem Male ihr früheres Leben und ihre Verbindung mit Melini in Erinnerung brachte.

Ich kann ihn nicht sehen! rief sie schmerzlich aus. Mir ist es, als ob eine eisige Hand mir das Herz erfaßte; als ob sie mich aus dem Himmel wieder auf die Erde ziehen wollte.

Der alte Mann hat sich so ängstlich nach Ihnen erkundigt, freut sich so sehr, Sie zu sehen, sagte die ihn meldende Schwester.

Wohlan, so mag er kommen!

Stürmisch trat Rosetto ein. Amöna, theuere Amöna! rief er ihr entgegen, sehe ich endlich wieder die Freude meines alten Lebens! Ach, was hast Du gelitten; doch der Glanz Deiner Augen ist nicht erloschen, Deine Schönheit nicht verblichen! Wann, o Krone unseres Lebens, wirst Du uns wieder schmücken, wann wirst

Du zurückkehren zu neuen Triumphen? mein Schützling und meine Gebieterin!

Amöna hatte ihm schweigend die Hand gereicht und schwieg noch immer. Das plötzliche Hereinbrechen ihres früheren Lebens mit den Anforderungen, in dasselbe zurückzukehren, durchschnitt schmerzlich ihre bisherige stille Seelenfreude, die sie durch ihre Einführung in eine höhere Welt genossen.

Amöna, gilt Rosetto nichts mehr bei Dir? fragte traurig der alte Freund ihrer Kindheit und Jugend, als sie in ihrem ernsten Schweigen verharrte. Herr Melini schickt mich, und ich bin so gern gegangen! um zu sehen, ob Du bald geheilt bist, und wann wir hoffen können, Dich wieder bei uns zu sehen. Es fehlt uns Alles, Amöna, wenn Du fehlst. Wann gedenkst Du wieder auftreten zu können, Amöna?

Schmerzlich durchzuckte es Amöna. Ich werde nie mehr den Circus betreten, guter Rosetto, sagte sie ernst.

Wie? was Amöna? Armes, armes Kind, deßhalb schweigst Du so schmerzlich! Dein Bein wird nicht heilen? doch nein, das ist nicht möglich, Du mußt geheilt werden, Du mußt wieder die Welt entzücken mit Deiner Kunst, mit der Fülle Deiner Lieblichkeit. Ich könnte nicht mehr leben, Amöna, wenn ich wüßte, daß Du nicht mehr tanzen würdest.

Ich werde nie mehr tanzen! antwortete Amöna im entschiedensten Tone.

Nicht wahr, Fräulein, wandte sich Rosetto an die Schwester mit bittender, wehmüthiger Geberde, nicht

wahr, sie wird geheilt, sie wird, sie muß wieder tanzen, sie wird ihren Triumphzug durch die Welt vollenden? O, wenn Sie sie gesehen hätten! Es ist Niemand, der nicht von ihr hingerissen worden wäre.

Nur der Eine blieb kalt, seufzte Amöna leise, in welcher durch Rosetto's Gespräch allmälig wieder schlummernde Gefühle geweckt wurden.

Guter Freund, sagte Schwester Candida, es ist zu früh, vom Tanzen zu reden, wenn man noch nicht gehen kann. Fräulein Amöna darf ihr Lager noch nicht verlassen, und obschon wir alle Hoffnung haben, daß die Heilung vollkommen gelingt, so können wir sie doch noch nicht sicher versprechen. Sie scheinen eine große Neigung zu der Kranken zu haben.

Ich liebe sie mehr als mein Leben! doch was will dieß sagen, was ist solch ein altes Leben werth? ich liebe sie mehr als Alles!

Dann nehmen Sie es mir gewiß nicht übel, wenn ich Sie bitte, Amöna jetzt zu verlassen. Sehen Sie, wie sie glüht vor innerer Erregung; sie bedarf der Ruhe und Schonung.

Ich gehe, Fräulein, ich gehe schon. Aber nicht wahr, morgen darf ich noch einmal kommen?

Ja, guter Rosetto, sagte erleichtert Amöna, und reichte ihm freundlich lächelnd die Hand zum Abschiede.

Amöna war wie mit einem Rucke aus dem Geleise gekommen und konnte sich ohne großen Kampf nicht wieder hinein arbeiten. Die Liebe zu ihrer Kunst, zu der langgewohnten Lebensweise, sowie ihr Ehrgeiz

erwachte, die Kränkung, die sie von dem jungen Arzte erfahren zu haben glaubte, schmerzte sie auf's Neue; sie brachte die Nacht unruhig zu, erst am Morgen schlief sie ermattet ein. Beim Erwachen war sie ruhiger. Sie verlangte von Rosetto Abschied zu nehmen. Ich habe den treuen Freund, den Retter meines Lebens vielleicht gekränkt, sagte sie der Schwester. Sie war nun herzlich und freundlich gegen ihn, dankte ihm für seine Liebe und treue Anhänglichkeit und trug ihm Grüße auf an Melini und die Mitglieder der Gesellschaft. Gerührt verließ sie der alte Mann. Sein Herz war befriedigt durch Amöna's Freundlichkeit, aber zugleich tief bekümmert, weil er sie sehr krank glaubte. So berichtete er auch Melini, der zwar durch steten Briefwechsel mit dem Arzte immer von Amöna's Befinden unterrichtet war, aber doch Rosetto geschickt hatte, um genauer zu erfahren, wie weit Amöna's Genesung vorgeschritten sey, nicht allein aus väterlicher Liebe, die er wirklich für sie hegte, sondern auch, weil sie allen seinen Unternehmungen fehlte.

Amöna's Ruhe war nach einigen Tagen zurückgekehrt; aber wenn sie bis zu Rosetto's Erscheinen, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, nur in der ihr sich öffnenden geistigen Welt zu schwelgen schien, so strebte sie nun entschieden nach einem bestimmten Ziele und drängte, den Unterricht zu vollenden, um mit Gott ausgesöhnt und seiner Gnadenschätze theilhaft zu werden.

Eines Tages, als die Aerzte ihr verkündigt hatten, daß in den nächsten Tagen der Versuch

gemacht werden sollte, sie auf den kranken Fuß zu stellen, sagte sie, nachdem sie mit Schwester Candida allein war: Es kümmert mich nicht viel, wann und wie mein Fuß geheilt seyn wird; ich werde nie mehr zu Melini zurückkehren. Das Leben hat eine viel zu hohe Bedeutung, als daß ich es in Spiel und Tanz zubringen dürfte. Nach einer kleinen Pause fügte sie schüchtern bei: Schwester Candida, darf ich bei Ihnen bleiben? Nehmen Sie mich auf unter die Zahl Ihrer Schwestern?

Diese Frage setzte die Schwester in Verlegenheit. Amöna hatte ihr nach und nach ihre Lebensgeschichte umständlich erzählt, um Trost, Rath und Erleichterung zu erhalten; Schwester Candida wußte, welche Strenge die Ordensregeln bei der Aufnahme der Schwestern vorschreiben; nicht allein muß die Candidatin rein und tadellos in Ruf und Wandel seyn, sondern selbst an ihrer Geburt und ihrer Familie darf kein Flecken haften. Und nun eine Kunstreiterin — barmherzige Schwester! Sie wollte der Kranken jedoch nicht wehe thuen und antwortete ihr daher ausweichend: Die Versicherung kann ich Ihnen geben, daß, wenn Sie auch nicht hier im Krankenhause nach Ihrer Genesung bleiben können, Sie doch in einem anderen Hause unseres Ordens Wohnung finden werden und bleiben können, so lange es Ihnen gefällt. Ueber die Aufnahme als Schwester haben jedoch nur unsere Obern zu entscheiden. Wir müssen gewöhnlich lange warten, bis wir die Einwilligung erhalten, um zu erproben, ob uns wirklich ein Ruf von Gott oder nur

vorübergehender Eifer leitet. Viele, die hierher kommen, gehen nach den ersten Tagen schon wieder weg, noch mehr werden von den Obern, öfters noch kurz vor dem Ablaufe der Prüfungszeit, weggeschickt.

Amöna fühlte aus diesen schonenden Worten doch so etwas wie eine Abweisung heraus und wagte für jetzt nicht, weiter davon zu sprechen; doch glaubte sie, die Pflichten dieses Standes hinreichend erkannt zu haben und traute sich Willenskraft genug zu, um darin auszuharren. Der Versuch, sie auf den kranken Fuß zu stellen, war gut ausgefallen, sie durfte nun täglich einige Zeit außer dem Bette zubringen. Zugleich nahte sich ihr Religionsunterricht dem Abschlusse, die Vorbereitung auf die Beichte und die heilige Communion beschäftigte sie jetzt ausschließlich. Sie war sehr ernst und in sich gekehrt. Ihr Leben erschien ihr nun unter einem ganz anderen Gesichtspunkte, als zuvor. Während sie früher stets mit sich zufrieden gewesen, bis zu Alfreds Tod, als dessen Ursache sie sich quälend anklagte, außerdem aber ohne Schuld zu seyn glaubte, sah sie jetzt ihr ganzes früheres Leben mit ihrer Kunst und ihren Triumphen als ein ganz verfehltes an, weil von Gott abgekehrt und darum völlig werthlos. Ja, wenn sie bedachte, wie die Huldigungen der Männer nur ein Spielzeug ihrer Eitelkeit waren, wenn sie dachte, wie viel sündhaftes Begehren sie hervorgerufen, zum Theil in Herzen, die durch das Band der Ehe gefesselt waren, dann entsank ihr der Muth; furchtbar stand das Bild des jüngsten Gerichtes vor ihrer Seele, und sowohl der Geistliche als Schwester

Candida mußten Alles aufbieten, ihr Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit zu erwecken und aufrecht zu erhalten.

So nahete ihre erste heilige Communion. In Angst und Trauer brachte sie die letzten Tage hin. Am Vorabende legte sie ihre Beichte ab und war dann beruhigt, heiter, wiewohl sehr ermüdet und angegriffen. Der Tag ihrer Communion selbst aber war für sie ein unaussprechlich glücklicher. Mit aller Sehnsucht eines gottliebenden Herzens empfing sie das Pfand ihrer Versöhnung und mit dem feurigsten Gefühle des Dankes den Heiland, der ihre Sünden vergeben und nun kam, um sich auf's Innigste mit ihr zu vereinigen und alle Wunden ihrer Seele zu heilen. In seligem Entzücken verlebte sie diesen Tag und freudig hätte sie jede Marter und selbst den Tod hingenommen, nur um Gott ihren Dank zu bezeugen.

Amöna war nun vollkommen geheilt und ihre Cur so glücklich ausgefallen, daß nicht der geringste Nachtheil an ihrem Beine blieb. Melini's Fragen nach ihrer Rückkehr wurden in jedem seiner Briefe dringender und seine Briefe häufiger.

Amöna's Vorsatz, nicht mehr zu ihm zurückzukehren, stand fest, aber bisher hatte sie nicht den Muth gehabt, es ihm zu schreiben.

Einige Tage nach ihrer Communion sagte sie zu Schwester Candida: Liebe Schwester, ich muß nun scheiden von Ihnen, so wehe es mir auch thut!

Gespannt hörte ihr die Schwester zu.

Ich sehe jetzt wohl ein, daß ich nicht würdig bin,

unter die Zahl reiner Jungfrauen aufgenommen zu werden und bin doch zu jung, um müssig und ohne Beruf in einem Ihrer Häuser zu bleiben. Ich habe viel gut zu machen, liebe Schwester! meine ganze Jugend habe ich vergeudet, habe viel Aergerniß gegeben und mehr Verderben gesäet, als ich nur wissen kann; ich habe Ursache genug, Buße zu thuen!

Als ich vor einigen Jahren auf meiner Reise in Italien nach Assisi kam, besuchte ich, eines herrlichen Gemäldes wegen, das Kloster der Franziscanerinnen, die alle Deutsche, alle aus Bayern sind. Damals war ich weit entfernt, zu glauben, daß ich einstens dort um Aufnahme bitten würde! Ich begriff nicht, wie diese Frauen in der Blüthe der Jahre ihre Heimath verlassen konnten, um in dem paradiesischen Italien, wo man nur Liebe, Lust und Poesie athmet, sich in dumpfe Mauern zu verschließen, und in Nahrung, Kleidung, Wohnung, ja selbst von der Luft nur das Nothwendigste für sich zu gebrauchen. Ich sah nicht ein, wie sie in solcher Armuth dennoch so fröhlich und heiter seyn konnten. Meine Gedanken beschäftigten sich damals einige Tage mit diesen Landsmänninnen in der groben Kleidung mit bloßen Füßen, bis mein unstetes Leben ihre Erinnerung verwischte. Jetzt begreife ich, daß ein Leben der Buße Bedürfniß ist für ein Herz, das Gott als sein höchstes Gut erkennt und dabei den Stachel der Schuld in sich fühlt. Nach Assisi will ich! Dort will ich suchen, durch Buße ein Leben zu sühnen, das nur der Eitelkeit und der Sünde geweiht war. Mein Beichtvater hat auf meine drin-

gende Bitte versprochen, dahin zu schreiben, um meine Aufnahme zu bewirken.

Vor Kurzem hatte ich noch einen Wunsch im Herzen, nämlich den, meine Mutter aufzufinden, allein, er ist besiegt! Soll ich längst vernarbte Wunden aufreißen, ohne sie wieder heilen zu können? Soll ich mich meiner Mutter nur zeigen, um sie sogleich wieder zu verlassen? Uns beiden vielleicht einen schmerzlichen Kampf verursachen, da ich fest entschlossen bin, in jedem Falle die Welt zu verlassen, der ich gedient habe, ohne daß sie mich hatte glücklich machen können? Ich beklage nur, mich von Ihnen, theure Schwester, trennen zu müssen. Ihnen verdanke ich nicht bloß die Heilung meines Körpers, ich verdanke Ihnen die viel werthvollere meiner Seele. Möge Gott Sie ewig dafür belohnen. Da ich nun vollkommen geheilt bin, muß ich Ihr Haus verlassen; die Frauen vom guten Hirten in dem nahen Haidhausen werden mir Wohnung geben, bis ich von Assisi die Zusage der Aufnahme erhalte.

Amöna schrieb nun an ihren Pflegevater, setzte ihm mit aller Schärfe ihres klaren Verstandes die Gründe auseinander, die sie unabänderlich bestimmten, in's Kloster zu gehen; sie dankte ihm für alle Liebe, die er ihr bewiesen und nahm auf immer Abschied von ihm und der ganzen Gesellschaft. An demselben Tage siedelte sie über nach Haidhausen, um sich in völliger Zurückgezogenheit und unter der Leitung der Ordensfrauen auf ihren ferneren Beruf vorzubereiten.

Doctor Balder, den wir bisher ganz aus den

Augen verloren hatten, war Amöna, eingedenk seines Vorsatzes, immer fern geblieben, so lange sie in dem Krankenhause gewesen; er hatte sogar vermieden, den Flügel zu betreten, in welchem sie ihr Zimmer hatte. Wenige Tage nach ihrem Wegzuge suchte er Schwester Candida in ihrem Krankensaale auf. Ich will Abschied nehmen, Schwester, redete er sie an; ich reise nächstens nach meiner künftigen Bestimmung ab.

Sie wollen uns verlassen, Herr Doctor? fragte die Schwester mit Staunen.

Ich sagte Ihnen vor einiger Zeit, daß ich meinen Vorsatz, Priester zu werden, nie aufgegeben habe. Damals lebte noch meine gute Mutter, der zu Liebe ich in der Welt blieb; seit einigen Wochen ist sie todt, mein Vater ist schon längst gestorben. Ich habe nun keine Verpflichtungen mehr, die mich zurückhielten und eile, meinem Berufe zu folgen. Von der Propaganda in Rom habe ich auf meine Bitte nun die Zusicherung der Aufnahme erhalten, um dort sowohl die Vorbereitung zum Priesterthume zu erlangen, als jene zur Verwendung in den ausländischen Missionen, welchen ich mich widmen will, wo ich als Arzt um so leichter eine gesegnete Wirksamkeit hoffe.

Balder's Blick fiel hier auf eine Medaille, welche am Halse des Crucifixes im Krankensaale hing. Rasch nahm er sie herab und fragte die Schwester: Woher haben Sie diese Medaille?

Von Amöna. Sie sagte sie wolle mir das Liebste geben, das sie habe, zur Erinnerung, daß ich für sie bete.

Ist es möglich? Nach so langer Zeit, in so weiter Entfernung! sagte Balder, wie mit sich selbst redend, halblaut, während er die Medaille auf beiden Seiten mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete. Es kann kein Irrthum seyn, es ist dieselbe! In ungewöhnlicher Aufregung fragte er weiter: Sagte Ihnen Amöna nicht, wo sie die Medaille erhielt?

Sie hat als Kind sie von ihrer Mutter bekommen und auf allen ihren Zügen sie nie abgelegt und würde sie auch jetzt nicht abgegeben haben, wenn sie nicht auf Alles verzichten wollte, was sie bisher geliebt hatte.

O, kommen Sie mit mir Schwester, an eine ruhigere Stelle. Welche Gefühle drängen sich in diesem Augenblicke in meinem Herzen zusammen, sagte er ihr auf dem einsameren Gange vor den Sälen. Gütiger Gott! ist es möglich, daß Du mich noch von meinen Gewissensbissen befreien willst? Schwester, betrachten Sie genau diese Medaille.

Nun, es ist die gewöhnliche, die wir alle tragen, mit dem Unterschiede, daß diese von Silber ist und, wie es scheint, einst vergoldet war.

Sehen Sie nicht hier unten die Buchstaben M. B.?

Wohl!

Nun, hier sehen Sie die gleiche Medaille mit den Buchstaben K. B., sagte Balder, indem er eine gleiche Medaille aus der Brust zog. Meine fromme Mutter ließ die Anfangsbuchstaben der Namen ihrer Kinder auf diese Medaillen graviren und hing sie ihnen gleich nach der Geburt um.

Welche Fügung! bemerkte Schwester Candida,

Amöna hat mir erzählt, daß sie nicht unter den Kunstreitern geboren, daß ihre Heimath am Maine sey, wo sie Maria geheißen, daß die Medaille das einzige sey, wodurch ihr die Erinnerung an ihre Mutter geblieben.

Gewiß, gewiß, Amöna ist meine verlorene Schwester Maria!

Wo finde ich sie? sagen Sie, Schwester Candida! Ich muß schnell zu ihr, ich muß Gewißheit haben!

Sie ist seit einigen Tagen in Haidhausen bei den Frauen vom guten Hirten.

Ich sehe Sie noch, Schwester Candida, vor meiner Abreise, rief Balder und eilte nach Haidhausen.

Amöna erschien mit einer Klosterfrau hinter dem Sprachgitter. Sie erschrak, als sie Balder gewahrte; ein leises Zittern überlief ihre Glieder und hoch erröthend senkte sie ihre Augen zu Boden.

Entschuldigen Sie, Fräulein Amöna, daß ich Ihre Einsamkeit störe, redete sie Balder an; eine Sache von der höchsten Wichtigkeit führt mich zu Ihnen. Ich glaube Ihnen Nachricht von Ihrer Familie bringen zu können.

Wäre das möglich!

Diese Medaille gehörte Ihnen, nicht wahr? fuhr Balder mit zitternder Stimme fort.

Ja, sie war das Einzige, was ich von meiner Mutter hatte!

Erinnern Sie sich Ihrer Geschwister?

Ich weiß nur von einem Bruder, der Karl hieß.

Wann sahen Sie ihn zum letzten Male?

Im Frühjahre 1830, wo er mich im Schlitten auf dem gefrorenen Maine fuhr. Ich weiß nicht, wie ich von ihm getrennt wurde, sondern nur so viel, daß ich dann allein auf einer großen Eisscholle den Fluß hinabschwamm.

Maria! Vergib, verzeihe mir! dieser treulose Bruder bin ich!

Mein Bruder? rief Amöna im Uebermaße der sie bestürmenden Gefühle.

Nachdem die Geschwister etwas ruhiger geworden, erzählte Balder: Ja, ich habe Dich auf dem Eise gefahren und mich dabei weit von Aschaffenburg, unserer Vaterstadt, entfernt, als das Eis sich hob, ohne daß ich es sogleich bemerkte; erst nachdem es schon in Stücke zerbrochen und durch das schwellende Wasser vom Ufer getrennt war, sah ich die Gefahr, in welcher wir schwebten; ohne Ueberlegung, nur dem Triebe der Selbsterhaltung folgend, ließ ich den Schlitten stehen und gelangte nach vielem Hin- und Herspringen, unter großer Angst, an's Ufer. Vergib, vergib mir Maria! Erst als ich mich gerettet wußte, sah ich mich nach Dir um; aber ach, Du warst indessen weit den Main hinabgetrieben; schreiend lief ich nach, immer schneller ging das Eis auf dem steigenden Flusse, und bei den vielen Krümmungen desselben verlor ich Dich bald aus dem Gesichte. Im heftigen Laufe fiel ich und konnte nicht mehr weiter; heimkehrende Männer brachten mich später unseren trostlosen Eltern. Laß mich schweigen, Maria, von dem Kummer der-

selben, schweigen von den Gewissensbissen, die mich bis heute verfolgten; ich habe diese Qualen verdient, und nur Gottes unerfaßliche Barmherzigkeit gibt mir im Augenblicke, wo ich von der Heimath scheiden will, den unverdienten Trost, Dich zu finden, und befreit mich von dem Vorwurfe, Deinen frühen Tod verschuldet zu haben.

Leben unsere Eltern noch? fragte Maria, tief erschüttert durch die Mittheilung ihres Bruders.

Nein, liebe Schwester, der Vater ist längst todt und unsere gute Mutter vor sechs Wochen gestorben.

O, daß ich sie noch hätte sehen können! seufzte Maria, mit Thränen in den Augen. Doch keine Klage soll aus meinem Herzen kommen, das nur Dank, unaufhörlichen Dank fühlen soll für die wunderbaren Fügungen, durch welche mich Gott geführt! Du willst mich doch nicht wieder in die Welt zurückführen, lieber Bruder? Siehe, meine Eisfahrt auf dem Maine war bloß ein Vorbild meines darauf folgenden Lebens; erst in der Stille der Klostermauern glaube ich mich in Sicherheit.

Liebe Maria, ich bin glücklich, daß Gott diese Neigung in Dein Herz gelegt; nein, ich werde Dich nicht hindern, in den Hafen der Ruhe einzulaufen, im Gegentheile, was in meinen Kräften steht, will ich dazu beitragen.

Eben fällt mir ein, sagte Amöna etwas ängstlich, mein Pflegevater Melini hat mir einen drohenden Brief geschrieben, worin er meinen Entschluß, in's Kloster zu gehen, für die gröbste Undankbarkeit gegen ihn er-

klärt, wozu ich während meiner Krankheit von einer finsteren Partei verleitet worden sey. Er will mich vor Gericht zurückfordern.

Dafür laß mich sorgen, Maria! Wenn Du nach reifer Ueberlegung mit Dir einig geworden bist, Klosterfrau zu werden, so soll Dich Niemand an der Ausführung Deines Entschlusses hindern. Ich werde Melini schreiben und ihm als Dein Bruder erklären, er solle zufrieden seyn, wenn ich ihn nicht als Kinderräuber belange.

Aber kränke ihn nicht, lieber Bruder! Er hat mich geliebt, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann. O, könnte ich ihn meines Glückes theilhaftig machen!

Balder verschob seine Abreise nach Rom, um Maria an den Ort ihrer Bestimmung zu begleiten. Die Zusage ihrer Aufnahme kam früher von Assisi, als man erwarten konnte. Noch einmal nahmen die Geschwister Abschied von Schwester Candida, welche die Medaille Balder überließ, die so oft Maria's Trost gewesen und das Mittel geworden, durch welches der Bruder die längst verlorene Schwester fand.

In seliger Freude reisten die Geschwister zusammen nach den Orten ihrer Bestimmung. Wie Vieles hatten sie sich zu erzählen, wie Vieles zu fragen, und wenn sie müde waren von der Vergangenheit zu reden, so unterhielten sie sich von ihrer Zukunft mit gleichem Eifer. Es gewährte jedem von ihnen ein immer neues Vergnügen, in dem andern so herrliche Eigenschaften des Geistes und Herzens zu entdecken, und dieses Vergnügen krönte die Uebereinstimmung ihrer Neigung

für ein höheres, Gott geweihtes Leben. Obgleich Maria ihre erste Reise nach Italien in froher, glücklicher Jugend machte, so schien ihr doch jetzt die südliche Sonne leuchtender, die Luft klarer, der Blüthenhauch balsamischer, als damals, wo sie stehen blieb bei der irdischen Schönheit, während sie jetzt in ihr das Abbild der unendlichen Herrlichkeit Gottes sah.

So kamen sie nach Assisi, wo Maria herzlich von den bayrischen Nonnen empfangen ward, während dieselben Baldern als künftigen Missionär mit wahrer Verehrung betrachteten.

Kurz und ohne Trauer war der Abschied, den die Geschwister für diese Welt von einander nahmen. Beten wir für einander, daß wir, durch Mariä der Mutter Gottes Fürbitte, uns im Himmel wiederfinden, wie wir uns hier durch sie, vermittelst ihrer Medaille, gefunden haben. Dieß waren ihre letzten Abschiedsworte.

Maria lebte glücklich bei den Franziscanerinnen in Assisi. Oefters wurde sie erfreut durch Nachrichten, welche die „Annalen zur Verbreitung des Glaubens" brachten über die gesegnete Wirksamkeit, in welcher ihr Bruder als Priester und Arzt bei den Missionen in dem fernen China lebte.

Beide dankten Gott unaufhörlich für seine gütigen Fügungen und lebten in ihrer Trennung getröstet, durch die Hoffnung einer ewigen Vereinigung!

für ein höheres, Gott geweihtes Leben. Obgleich Maria ihre erste Reise nach Italien in froher, glücklicher Jugend machte, so schien ihr, doch jetzt die südliche Sonne leuchtender, die Luft klarer, der Blüthenhauch balsamischer, als damals, wo sie stehen blieb bei der irdischen Schönheit, während sie jetzt in ihr das Abbild der unendlichen Herrlichkeit Gottes sah.

So kamen sie nach Assisi, wo Maria herzlich von den bayrischen Nonnen empfangen ward, während dieselben Walter als künftigen Missionär mit wahrer Verehrung betrachteten.

Kurz und ohne Zeugen war der Abschied, den die Geschwister für diese Welt von einander nahmen. Beten wir für einander, daß wir, durch Maria der Mutter Gottes Fürbitte, uns im Himmel wiederfinden, wie wir uns hier durch sie, vermittelst ihrer Medaille, gefunden haben. Dieß waren ihre letzten Abschiedsworte.

Maria lebte glücklich bei den Franziscanerinnen in Assisi. Oefters wurde sie erfreut durch Nachrichten, welche die „Annalen zur Verbreitung des Glaubens" brachten über die gesegnete Wirksamkeit, in welcher ihr Bruder als Priester und Arzt bei den Missionen in dem fernen China lebte.

Beide dankten Gott unaufhörlich für seine gütigen Fügungen und lebten in ihrer Trennung getröstet durch die Hoffnung einer ewigen Vereinigung!

Macht der Liebe.

Vor etwa fünfzig Jahren lag in einem kleinen deutschen Städtchen und dessen näheren Umgebungen ein russisches Bataillon und erregte dort ein zuvor nie dagewesenes Leben. Die Truppen lagen hier, um andere, die in Frankreich standen, abzulösen, blieben aber fast ein ganzes Jahr in demselben Orte. Daß sie viel freie Zeit hatten, läßt sich leicht denken und daß sie dieselbe mit Vergnügungen auszufüllen suchten, ebenfalls. Die Bürgerschaft des Städtchens hatte pecuniären Gewinn von der Anwesenheit ihrer Gäste, welchen es durchaus nicht an Geld fehlte, und die eben so wenig dasselbe sparten. Gerne boten daher die Väter die Hand zu allen Vergnügungen, die an dem kleinen Orte möglich waren, und der Jugend war nur zu sehr damit gedient. Sie jagte von Ball zu Concert, von Concert zur Schlittenpartie, von dieser zu Unterhaltungskränzchen, zu Schlittschuhlaufen und im Sommer zu Tänzen auf den umliegenden Ortschaften, zu Erndtetanz, Kirchweihe, Herbsttanz und wie alle die Gelegenheiten heißen, welchen junge Leute Vergnügen abzugewinnen wissen.

Daß diese Jagd nach Vergnügen endlich entweder Ekel erregen oder in Vergnügungssucht ausarten mußte,

wer dachte daran? Die Jungen vergnügten sich und die Alten berechneten den Gewinn, den die Garnison eintrug.

An einem der kurzen Wintertage saßen im Hause eines Krämers einige Mädchen beisammen und arbeiteten fleißig, um ihren Ballstaat fertig zu machen, der zwar nach heutigen Begriffen höchst einfach war.

Minchen, freust Du Dich recht auf den Ball? fragte Hannchen die Tochter des Hauses, welche heute zum ersten Male zu einem solchen Vergnügen kommen sollte.

Ja, ich freue mich wohl, antwortete diese, aber ich denke, es wird kein so großer Unterschied seyn, zwischen einem Balle und einer Uebungstanzstunde.

Freilich ist ein Unterschied, entgegnete Käthchen, in der Tanzstunde sind ja nur hiesige Herren, die man sein ganzes Leben lang alle Tage gesehen hat, aber auf einen Ball — da kommen aus der ganzen Gegend Tänzer. Und denke doch nur an die fremden Offiziere, die sind artig und voll Schmeicheleien!

Und treten Einem vielleicht dabei auf die Füße, versetzte Minchen lachend.

Nein, nein, Minchen, erwiderte lebhaft Hannchen, sie tanzen ganz gut, wenigstens der Doctor, fügte sie erröthend bei; mit diesem tanze ich am liebsten.

Ja, freilich, der macht ihr den Hof, warf Käthchen ein.

Nein, nein, sie sind mir alle recht, bis auf den Adjutanten; und mit dem mag ja Niemand tanzen.

Ich wenigstens tanze nicht mit ihm, sagte stolz

Louise, die Tochter eines Beamten. Er führt sich ja so auf, daß ihn Niemand im Quartier behalten will.

Nun, was macht er denn? fragte neugierig Minchen.

Ja, denke nur, der Herr Actuar hat ihn im Quartier gehabt; die Frau Actuarin ist doch eine geschickte Köchin; aber ihm ist nichts gut genug. Da hat sie ihm ganze feine Butterspätzchen hingestellt, für ihn allein, jetzt wo die Eier so theuer sind; er mag sie nicht, stellt sie seinem großen Hunde hin, und der frißt die guten Butterspätzchen alle! Die Kinder sind in helles Weinen ausgebrochen; sie hätten sie so gern gegessen.

Hat ihm denn der Herr Actuar nicht gesagt, daß dieß Essen zu theuer für den Hund sey? fragte Minchen.

Er versteht ja kein Wort deutsch, viel weniger kann er es sprechen, nahm Hannchen das Wort; er spricht während des ganzen Essens mit seinem Hunde, dem ein Stuhl an den Tisch gestellt werden muß, worauf sich das Thier setzt und einen Teller vor sich bekommt, darauf sein Herr ihm das beste Essen hingibt. Und seinem Bedienten läßt er alle paar Tage einmal die Knute geben, wegen einer Kleinigkeit. So hat neulich der eine einen weißen Handschuh in den Hof fallen lassen; als ihn der Herr anziehen will, findet er ihn nicht, dafür bekam der arme Mensch die Knute.

Bei dem Herrn Rentmeister war er im Quartier und bekam Abends Kartoffeln mit Butter; nun aller-

dings, die Kartoffeln der Frau Rentmeister sind etwas seifenartig; aber so muß man doch nicht damit umgehen.

Nun, was hat er denn damit gemacht? fragte Minchen.

Er hat sie auf den Boden geworfen und mit den Füßen zertreten.

Es ist wahr, sagte ernsthaft Minchen, ich habe auch schon dergleichen von ihm erzählen hören; aber wenn er mich zum Tanzen aufforderte, so könnte ich es ihm doch nicht abschlagen, das wäre ja gar unartig.

Ei, Du Närrchen, man sagt, man sey schon engagirt.

Lügen möchte ich nicht, erwiderte Minchen, lieber will ich mit ihm tanzen, selbst wenn er mir auf die Füße treten sollte.

O, er sieht nicht so tappig aus, versicherte Käthchen, aber ich tanze nicht mit einem so rohen Menschen, den Niemand länger als acht Tage im Quartier behält, wo es dann jeder Hausfrau angst ist, ob sie ihn nicht etwa bekomme.

Lange unterhielten sich noch die Mädchen von den unangenehmen Eigenheiten des Adjutanten Federonow, die allerdings nicht zu läugnen waren, jedoch eine kleine Entschuldigung zuließen.

Federonow war blutjung zum Militär gekommen und hatte die Feldzüge gegen die Franzosen und ihre Verbündeten mitgemacht. Der Krieg verwildert selbst feingebildete Menschen, umsomehr einen Russen, der

ziemlich roh aufgewachsen war, keine Sprache außer der seinigen verstand, also lediglich die Eindrücke des Kriegslebens erhielt.

Er war noch sehr jung, als er sich schon vom Gemeinen zum Oberlieutenant und Adjutanten emporgeschwungen hatte, was ihm eine hohe Meinung von sich selbst einflößte. Alle Untergebenen mußten ihm pünktlich gehorchen, da er selbst an Gehorsam gegen seine Vorgesetzten gewöhnt, denselben nicht beschwerlich fand. Er strafte streng, oft grausam, doch machte dieß seine Untergebenen nicht unzufrieden, sie waren an solche Behandlung gewöhnt und da er sich allzeit freigebig gegen sie zeigte, in Nothfällen, wie sie im Felde oft eintreten, Alles mit ihnen theilte, hingen sie mit warmer Liebe an ihm.

In Deutschland mißfiel er allenthalben durch sein übermüthiges Auftreten, seine rücksichtslosen Forderungen und seinen aufbrausenden Zorn, der um so leichter ausbrach, als er die Sprache nicht verstand, und sich nicht verständlich machen konnte, als höchstens durch einige französische Redensarten, die jedoch im Städtchen H. sehr selten verstanden wurden.

Er war in diesem kleinen Städtchen allgemein gefürchtet, so daß selbst die jungen Mädchen nicht mit ihm tanzen wollten, obwohl sie sonst mit den glänzenden Uniformen sich viel lieber drehten, als mit den schwarzen Fräcken.

Das nicht ganz sechzehnjährige Minchen erschien also heute zum ersten Male auf dem Balle. Sie kam mit ihrer Mutter, höchst einfach gekleidet und eben so

anspruchslos in ihrem Benehmen. Sie hatte auch keine Ansprüche zu machen. Ihr Vater zeichnete sich weder durch Rang noch durch Vermögen in seinem Städtchen aus, und Minchen, das älteste seiner zahlreichen Kinder, war weder schön, noch hatte sie mehr Bildung erhalten, als die Volksschule geben konnte. Was sie allenfalls auszeichnen mochte, war ein schönes, etwas schelmisches Auge, weiße Zähne und gesunde, blühende Gesichtsfarbe. Dabei war sie schnell und gewandt in Auffassung der sie umgebenden Verhältnisse und von unverwüstlicher Heiterkeit.

Einen Augenblick klopfte ihr Herz, als sie in den Saal trat und die Augen Aller auf sich gerichtet sah, wie dieß bei jedem neuen Eintritte der Fall war. So manche fremde Gestalt fand sie hier und sie war froh, bald mit ihrer Mutter einen Platz auf einer Bank gefunden zu haben.

Hier ging ihre Befangenheit schnell in Neugierde über. Sie musterte sich die Gesellschaft und fand in ihr keine Ursache zur Furcht. Sie hatte Tanzstunden gehabt bei einem Tanzlehrer, der jährlich einige Monate nach H. kam, um die Jugend für den Winter einzuüben, und war dabei immer gut bestanden; ihre einzige Sorge war nun noch, ob sie nicht etwa einen schlechten Tänzer bekomme, der ihr auf die Füße trete, oder mit dem sie in dem langen, etwas schmalen Saal nicht in einer gehörig großen Elipse, da ein Kreis unmöglich war, herum kommen könnte.

Der erste Tanz begann, Niemand forderte Minchen auf; schon ergab sie sich in ihr Schicksal und

dachte sich durch das Zusehen zu vergnügen, als der Adjutant auf sie zukam. Sie hatte gesehen, wie er von mehreren Mädchen einen Korb bekommen, und obgleich sie, nach dem was sie über ihn gehört hatte, durchaus nicht freundlich gegen ihn gestimmt war, so verdroß es sie doch, daß die Anderen ihm so rückhaltlos zeigten, daß sie nicht mit ihm tanzen wollten, und mehr deßhalb, als weil sie einen Tänzer gewünscht hatte, gab sie ihm ohne Zaudern die Hand, als er ihr stumm die seinige entgegen hielt.

Federonow tanzte gut und beobachtete seiner Tänzerin gegenüber alle Regeln des Anstandes, so daß Minchen ganz zufrieden mit ihrem Loose war. Gern hätte er mit ihr gesprochen, allein er versuchte es russisch, sie verstand ihn nicht; er sprach einige Worte französisch, es war ihr eben so fremd; aber aus seinen Geberden glaubte sie ihn zu verstehen und gab sich alle Mühe, ihm sich verständlich zu machen. Sie sprach so langsam und so laut, als es nur irgend mit der Schicklichkeit sich vertragen mochte, wie man es bei Harthörigen thut; er lachte, aber er verstand sie nicht. Nun machte sie Zeichen mit den Händen dazu, er machte dieß nach und so ging es etwas besser; wenigstens gab es Stoff genug zur Unterhaltung, bis zum Ende des Tanzes.

Verdrießlich über die Unterbrechung seines Zeichengespräches führte Federonow seine Tänzerin an ihren Platz und würde sich ohne Umstände neben ihr niedergelassen haben, wenn nicht alsbald ein Schwarm junger Mädchen sie umringt hätte, um Frage auf

Frage zu häufen, wie der Adjutant sich benommen und was er ihr so Lustiges erzählt, daß sie so viel gelacht habe.

Für den nächsten Tanz forderte ein Mitglied ihrer früheren Tanzstunden Minchen auf und der Adjutant kam zu spät. Verstimmt lehnte er sich an einen Pfeiler und schaute dem Tanze zu, ohne etwas davon zu beobachten, außer Minchen, die unbefangen mit ihrem Tänzer lachte, wie vorher mit ihm.

Kaum sah er sie an ihrem Platze, so eilte er dahin, um nicht wieder zu spät zu kommen und sobald ein Tänzer in ihre Nähe kam, faßte er sie bei der Hand, damit sie ihm für den nächsten Tanz ja nicht entrissen wurde.

Immer bemühte er sich wieder, ein Gespräch anzuknüpfen, Minchen lachte und schüttelte ihr Köpfchen. Wenigstens wollte er doch ihren Namen wissen, weßhalb er so deutlich als möglich fragte: Comment vous appellez-vous?

Minchen dachte nach, was dieß heißen könnte; allein kopfschüttelnd gestand sie ihre Unwissenheit.

Quel est votre nom? fragte Federonow wieder.

Minchen lachte; sie verstand ihn nun einmal nicht.

Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke: er schlug auf seine Brust und sprach deutlich: Federonow.

Da zeigte Minchen schnell auf sich und sagte: Mina.

Ah, Minka! Minka! wiederholte erfreut der Adjutant.

Nun war ein Mittel zu einem annähernden Verständniß gegeben.

Ich will ihn doch ein wenig Deutsch lehren, dachte Minchen und zeigte auf Bänke, Wand und was in ihrer Nähe war, indem sie die Benennungen deutlich aussprach, die Federonow sich bemühte nachzusagen.

Auf diese Weise verfloß beiden die Pause so schnell, daß ihnen der Beginn der Musik fast zu früh kam.

In den kurzen Zwischenpausen ward der Unterricht fortgesetzt und Minchen kam nicht aus dem Lachen über die oft so seltsame Aussprache ihres Tänzers, der seinerseits alle diese Gegenstände russisch nannte, welches dann Minchen eben so ungeschickt nachsagte und ihm dadurch Stoff zum Lachen bot.

So verging der Tanz, die Pausen und der ganze Ball, Federonow kam nicht mehr von Minchens Seite. Er, der nie gewöhnt war, sich nach den Regeln der Gesellschaft zu richten, und sie, die zum ersten Male auf einen Ball kam und noch fast ein Kind war, sie dachten durchaus nicht daran, daß ihr Benehmen auffallen könnte. Auch Minchens Mutter, eine einfache Bürgersfrau, die seit ihrer Jugend an keinen solchen Ort gekommen, fiel es nicht auf. Allerdings war, in damaliger Zeit wenigstens, das Benehmen in dem kleinen Städtchen weit zwangloser, als in großen Städten, was auch ganz natürlich, da man dort immer von Bekannten umgeben ist, wo die ganze Gesellschaft fast nur eine einzige Familie ausmacht, wo jedes Mädchen unter der Aufsicht der Mutter ihrer Freundinnen steht; dennoch erregte es ungemeines Aufsehen, daß

der Adjutant nicht von Minchens Seite kam, und daß diese sich dabei ganz gut zu unterhalten schien. Gern hätten ihre Freundinnen sie alsbald gefragt, wie sie sich nur einander verständlich machen könnten und noch lieber hätten sie gehört, wovon die Rede war, aber der gefürchtete Adjutant verscheuchte sie aus Minchens Nähe.

So verging der Ball. Minchen träumte den Rest der Nacht von ihrem Sprachunterrichte und stand wie jeden Tag früh wieder auf, um der Mutter im Hause zu helfen.

Gegen Mittag kam in das Wohnzimmer des Krämers, wo die Mutter und Minchen beschäftigt waren, ein russischer Offiziersdiener; die eine Hand am Tschako, die andere auf dem Rücken, stand er steif und gerade aufgerichtet wie zur Meldung und sprach im reinsten norddeutschen Accent, den man gewöhnlich im Süden so schön findet: Ich liebe Sie und bitte um ihre Hand.

Minchen brach in ein helles Lachen aus, ihre Mutter sah den Menschen, der immer noch steif dastand, erstaunt an; endlich sagte sie: Er meint die Magd, die Gretel.

Nein, nein, erwiderte eifrig der Bursche, mein Herr heirathet keine Magd; er meint Mamsell hier; dabei zeigte er auf Minchen und fuhr fort: Der Herr Adjutant spricht nicht deutsch, deßhalb hat er mich geschickt, denn ich bin aus den deutschen Provinzen; er hat mir russisch gesagt, was ich Ihnen nun deutsch ausgerichtet. Endlich zog er die Hand hinter seinem Rücken

hervor und hielt Minchen einen prächtigen Strauß hin. Das schickt Ihnen mein Herr.

Minchen strahlte vor Freude. Solche Aufmerksamkeit war ihr noch nie erwiesen worden, und kaum konnte sie glauben, daß es in dieser Jahreszeit so schöne Blumen gebe. Wer hat denn jetzt so schöne Blumen? fragte sie, es starrt ja der Boden von Frost und Eis.

Selbstgefällig lächelnd antwortete der Soldat: Ich habe sie in der großen Stadt geholt. Als mein Herr vom Balle nach Hause kam, sagte er: Petrow, Du reitest sogleich nach F., wo wir früher lagen, und holst den schönsten Straus.

Wie ist das möglich, fragte Minchen wieder, nach F. ist es ja sechs Stunden, wie könnte Er schon wieder hier seyn?

Immer noch zufrieden lächelnd, erwiderte Petrow: Ich durfte meines Herrn Pferd nehmen, das macht drei in einer Stunde. Der Gärtner mußte erst geweckt werden; es war noch finstere Nacht, als ich ankam. Ich mußte ihm deßhalb einen glänzenden Dukaten für den Strauß geben, aber mein Herr gab ihn gern.

Minchen fühlte sich überglücklich wegen der Güte des Adjutanten, doch plötzlich umdüsterte sich ihr Auge, sie ließ den Strauß sinken und sah den Burschen mitleidig an. Das ist mir doch aber sehr leid, daß Er meinetwegen in der kalten Nacht diesen Weg hat machen müssen, sagte sie ihm und Alles, was sie

von Federonows Härte gegen seine Untergebenen gehört hatte, kam ihr in's Gedächtniß.

Ah, dieß ist für einen russischen Soldaten gar nicht hart, wir sind eben so wohl an's Reiten wie an die Kälte gewöhnt. Und nebstdem hat mir dieser Ritt ein schönes Geschenk von meinem Herrn eingetragen. Aber der Herr Adjutant wird ungeduldig, wenn ich ihm so lange keine Antwort bringe.

Minchen hatte über die Bewunderung des Straußes den Eingang von Petrows Rede vergessen, erst jetzt fiel ihr wieder der gewichtige Inhalt ein. Sie sah verlegen ihre Mutter an, die ihr sagte: Rufe den Vater, Kind, er soll die Antwort sagen.

Minchen erzählte in Eile dem Vater den ganzen Vorgang, den der Kaufmann um so weniger begreifen konnte, als er nicht mit auf dem Balle gewesen. Erst durch mehrfache Fragen verschaffte er sich einiges Licht in der Sache. Als Vater einer zahlreichen Familie hatte er schon oft mit Sorgen an die Zukunft seiner Töchter gedacht; so jung schon eine zu versorgen, hätte er für ein unverhofftes, großes Glück gehalten. Er sah ein, daß seine Kinder keine Ansprüche zu machen hatten, doch war er ein zu guter Vater, als daß er nicht in den Eigenschaften seines Schwiegersohnes Sicherheit für das Wohl seines Kindes verlangt hätte. Er überlegte, was bei diesem unvorhergesehenen Falle zu thuen wäre; unterdessen forschte seine Frau den Burschen über die Lebensweise, die Gewohnheiten und Eigenheiten seines Herrn aus.

Endlich trat der Krämer ein und trug dem Die-

ner auf, seinem Herrn zu melden, wie dessen Antrag für seine Familie eine sehr große Ehre sey; daß aber der Herr Adjutant seine Tochter noch zu wenig kenne, er wünschte daher, daß der Herr Adjutant sein Haus besuche, um beurtheilen zu können, ob seine Tochter eine passende Frau für ihn werden könne.

Kaum war eine Viertelstunde nach dem Weggehen Petrows verflossen, so trat schon der Adjutant in's Zimmer und mit ihm sein Bursche als Dolmetsch und sein großer Hund als sein beständiger Begleiter. Alle Drei brachten große Massen Schnee an ihren Füßen in's Zimmer und verunreinigten den schön gescheuerten Boden, daß der Frau das Herz weh that und Minchen sehr bedenklich darauf hinsah.

Der Adjutant sagte nun russisch seinem Diener vor, was dieser deutsch nachsagen mußte.

Die Hand am Tschako begann dieser: Ich kenne Minka hinlänglich, um zu wissen, daß sie meine Liebe und meine Hand verdient. Da ich nicht weiß, wie lange ich hier bleiben und ob ich je wiederkehren werde, so wünsche ich die Trauung so schnell wie möglich.

Der Vater wiederholte nur, was er früher dem Burschen gesagt hatte und fügte noch bei, Eheleute müßten doch miteinander sprechen können, von ihnen aber verstehe keines die Sprache des anderen.

Als Petrow dieß seinem Herrn übersetzt hatte, stampfte derselbe wild mit dem Fuße und sprach heftig nach Petrow's Uebersetzung also:

Ich kenne sie und verstehe sie genug, der Alte aber

wird erst mich kennen lernen wollen, dazu ist keine Zeit nöthig, wie ich heute bin, so werde ich in drei Monaten auch seyn; Verstellung verabscheue ich.

Eine Thräne trat in Minchens schönes Auge; sie sah Federonow so traurig an, daß er plötzlich sanft wurde. Verzeihe, liebe Minka, meine Heftigkeit, übersetzte der Bursche; durch Dich will ich sanft werden. Laß uns denn eilen, daß wir verbunden werden. Aber der Vater blieb bei dieser Zornesäußerung nur noch fester dabei stehen, daß sie erst einander müßten kennen lernen. Federonow biß sich auf die Lippen und ging.

Minchens Freundinnen waren sogleich gekommen, um bei ihr endlich Aufklärung zu erhalten, über das Hofmachen des gefürchteten Adjutanten und obgleich Minchen sehr zurückhaltend war, hieß es doch bald im ganzen Städtchen, sie sey Braut mit ihm. Jedermann verwunderte sich, die Mädchen wollten nicht begreifen, wie sie ihn heirathen, die Mütter nicht, wie die Eltern es zugeben könnten und die alten Jungfern sagten: An einem schönen Morgen wird er fort seyn, dann gute Nacht Minchen!

Federonow kam nun täglich um diese Stunde in das Haus des Krämers; anfänglich in Begleitung seines Dolmetsches, bald aber ohne ihn, da er bei seinem eifrigen Bemühen Deutsch zu lernen, bald so viele Worte wußte, um sich nothdürftig auszudrücken und Minchen die meiste Zeit seiner Anwesenheit damit zubrachte, ihn immer mehr deutsche Worte kennen zu lehren.

Minchen wie Vater und Mutter fanden bald, daß Federonow sowohl ein gutes Herz als auch rechtliche Grundsätze hatte, nur seine Außenseite war rauh und schien hart; seine gesellschaftliche Bildung stand weit unter jener der Krämerfamilie, da er als gemeiner Russe im Kriege aufgewachsen, nicht in feinere Kreise gekommen war, und sich lediglich durch seine Tapferkeit aufgeschwungen hatte.

Minchen nahm sich vor, mit der deutschen Sprache ihm auch deutsche Sitten beizubringen und die rauhe Schale seines besseren Kernes allmälig abzustreifen. Sie liebte ihn mit der Unschuld eines kindlichen Herzens und wünschte, daß Niemand etwas an ihm zu tadeln fände; aber nur zu oft stieß sich die Familie an irgend einer rauhen Ecke seiner Außenseite, wodurch Minchen allzeit tief betrübt ward. Er liebte sie aber so sehr, daß ein trüber Blick von ihr hinreichte, um ihn seine Fehler nach Möglichkeit wieder gut machen zu lassen.

So war der Mutter der große, schmutzige Hund im Zimmer immer ein Dorn im Auge. Minchen liebkosete ihn und er hatte sich so an sie gewöhnt, daß er ihr auf einen Wink gehorchte. Eines Tages, wo das Eis in den Straßen thaute, Schnee und Regen vom Himmel fielen und das Städtchen mit Koth getränkt erschien, kam Federonow mit dem Hunde, der ganz naß und schmutzig, wie er war, sich am Ofen ausstreckte. Mincheu fürchtete die Klagen ihrer Mutter und bat den Adjutanten, den Hund auf den Vorplatz thuen zu dürfen.

Petrow Moskau heimführen, antwortete dieser.

Petrow? Wo ist er?

Wartet vor dem Haus.

Bei diesem Wetter wartet der arme Mensch im Freien, während der Hund am warmen Ofen liegt!

Petrow Soldat, Moskau gutes, treues Thier!

Petrow ein Mensch und Moskau ein Hund! Das ist nicht recht!

Nun, Petrow soll mit ihm nach Hause.

Er ließ später nie mehr den Bedienten im Regen warten.

An einem Sonntage wurde der Herr Adjutant zum ersten Male zum Mittagessen von den Eltern eingeladen. Er erschien pünktlich und mit ihm der unvermeidliche Hund. Der Tisch war mit einem blendend weißen Tischtuche gedeckt, das beste Geschirr des Hauses stand darauf und Minchen sollte ihre Kochkunst zeigen. Ehe man sich's versah, saß Moskau auf einem Sessel und legte beide Pfoten neben einen Teller auf das schöne Tischtuch, wie er es gewohnt war. Entrüstet sah die Mutter darauf hin, wagte aber nicht, dem Hunde zu befehlen, weil er nur Minchen gehorchte und gegen alle anderen knurrte, während Federonow es nicht zu bemerken schien. Da trat Minchen ein. Ihr erster Blick fiel auf diesen Scandal; ihr zweiter auf Federonow, der ihr mit aller Freundlichkeit entgegenkam und nicht ahnte, daß er wieder etwas verschuldet hatte.

Minchen aber öffnete die Thüre und herrschte dem Hunde zu: Moskau, hinaus!

Staunend blickte der Adjutant sie an. Moskau muß auch essen, brachte er nach einigem Besinnen heraus.

Ja wohl, antwortete das Mädchen mit aller Freundlichkeit; ich werde ihm selbst seine Leckerbissen auswählen; aber er darf der Mutter Tischtuch nicht beschmutzen.

Federonow war es zufrieden und merkte sich die Lehre.

Minchens Namenstag kam und Federonow war nach F. geritten, um seiner Geliebten etwas Schönes auszuwählen.

Am Tage selbst kam Petrow und brachte Minchen einen sehr schönen Strauß mit der Meldung, sein Herr könne nicht selbst kommen, wobei der Mensch ganz verstört und blaß aussah.

Ist Sein Herr krank? fragte Minchen ängstlich.

Nein, nein, er ist nicht krank.

Ist Er krank?

Nein.

Warum kann Sein Herr nicht kommen? Hat er Dienst?

Nein, er ist zu Hause.

Nun, was thut er denn zu Hause?

Er ist böse, sagte Petrow leise.

Ist denn etwas vorgefallen?

Der Mensch schwieg.

Nun, Petrow, wenn Er es mir sagen darf, so sage Er es; Er weiß ja, ich meine es gut.

Ja, ja, Mamsell, Sie sind sehr gut, ich werde es Ihnen sagen.

Mein Herr hat selbst in F. ein kostbares Glas für Sie gekauft, welches ich heute früh bringen sollte; weil ich aber das Glas und den Strauß nicht gut zusammen tragen konnte, so habe ich das Glas fallen lassen.

Und deßhalb ist Sein Herr böse und Er voll Angst, daß Er ganz krank aussieht? Ich habe ja nichts so Kostbares erwartet, der Strauß freut mich hinlänglich, sage Er das Seinem Herrn und ich lasse ihn bitten, nicht mehr böse zu seyn.

Petrow wollte sich zur Thüre wenden, er schwankte und mußte sich an die Wand lehnen.

Petrow, warum läugnet Er, daß Er krank ist, sagte Minchen mitleidig.

Ich bin nicht krank, Mamsell, ich habe nur Schmerzen.

Ein Gesunder hat keine Schmerzen, erwiderte Minchen schnell, sage Er mir, was Ihm fehlt.

Mein Herr hat mir für das zerbrochene Glas hundert Knutenhiebe geben lassen.

Allmächtiger Gott! um meinetwillen, um eines Glases willen! erwiderte Minchen mit tiefem Schmerz. Habe ich nicht mehr bei ihm erreichen können? Nimm Er den Strauß und bringe Er ihn seinem Herrn zurück; ich kann ihn nicht ansehen, es klebt Blut daran. Und nun gehe Er sogleich und lasse Er sich heilen. O könnte ich Ihm seine Schmerzen vergüten, aber ich habe nichts Eigenes!

O, Mamsell, Sie sind so gut, sagte Petrow und ging.

Als Federonow seinen Burschen mit dem Strauß zurückkommen sah, lief er ihm hastig entgegen. Was gibt's, was hast Du wieder angerichtet? fuhr er ihn an.

Hier ist der Strauß, antwortete Petrow, äußerlich ruhig, im Innern jedoch voll Trotz und Wuth, da ihm durch Minchens Mitleid das ihm geschehene Unrecht erst klar geworden war. Mamsell Minka will ihn nicht.

Warum nicht? fragte sein Herr höchst betroffen.

Weil der Herr Adjutant nicht selbst kam, hat sie mich so lange gefragt, bis ich ihr Alles erzählt habe.

Was hast Du ihr erzählt, fuhr der Adjutant wild auf.

In seinem Trotze unbesorgt um die Folgen seiner Rede antwortete Petrow: Daß ich das Glas zerbrochen und die Knute dafür bekommen habe.

Mit einem wilden Fluche stürzte Federonow sich auf den Menschen, der in demselben Augenblicke ohnmächtig zusammen brach. Er rief nun andere Bursche herbei, die Petrow in's Lazareth führen mußten, dann warf er wüthend den Strauß auf den Boden und zerstampfte ihn mit seinen Füßen.

Endlich setzte er sich und sprach mit sich selbst: Nein, das ist zu viel von Minka! sie behandelt mich wie einen Sklaven. Das darf mein künftiges Eheweib nicht. Fort mit ihr aus meinen Gedanken und aus meinem Herzen! Ich will sie nicht mehr sehen!

Minchen saß betrübt den Tag über zu Hause und

dachte wohl Aehnliches von ihrem Geliebten, nur war es bei ihr tiefer Kummer und Besorgniß, nicht Zorn, welche ihr die Gedanken eingaben. Wie werde ich solche Dinge ertragen können von dem Manne, mit dem ich in ein fernes, fremdes Land ziehen soll? Wenn ich hier nichts über ihn vermag, wie erst in Rußland, wo er dieselben Beispiele immer vor Augen hat? Sie wünschte ihn heute nicht zu sehen, bei jedem Tritte auf der Treppe erschrak sie. Allein er kam nicht.

Am zweiten Tage erwartete sie ihn sicher; sie dachte, ihm sein Unrecht vorzustellen und hoffte, er werde es einsehen.

Er kam wieder nicht.

Minchen war am Abende trostlos. Federonow's Unrecht wußte sie nun schon zu entschuldigen. Er ist im Kriege unter seinem rohen Volke aufgewachsen. Die Knute ist ja bei den Russen gar nichts Ungewöhnliches. Er wird nach und nach sich milder gewöhnen, wenn er länger in Deutschland bleibt; wenn er sieht, wie sehr er mich kränkt durch solche Härte. Aber warum kommt er nicht? Hätte ich den Strauß behalten sollen? Habe ich Unrecht gethan? Nein, ich mußte ihm doch mein Mißfallen zeigen, und wenn er deßhalb nicht mehr kommen will, so ist es ja besser, wir bleiben getrennt. Sie brach dabei in einen Strom von Thränen aus. Schlaflos verging ihr die Nacht, in aller Frühe, lange ehe es Zeit war, Besuche zu machen, horchte sie auf jeden Tritt und immer kam der Geliebte nicht.

Federonow trotzte auch am zweiten Tage noch;

doch ward ihm die Zeit gewaltig lang, ohne den Besuch bei Minchen; aber er ging nicht hin. Auch Petrow fehlte ihm überall, er hatte dessen Unwohlseyn nur für vorübergehend gehalten, nun er aber gegen Abend des zweiten Tages noch nicht zurückkam, fühlte er doch etwas wie Reue; er dachte fünfzig Hiebe wären wohl auch genug gewesen. Als der Bursche am Abende immer noch nicht kam, ging Federonow in das Lazareth, wo er hörte, derselbe habe starkes Wundfieber und sey nicht unbedeutend krank. Nun fühlte er wirklich eine lebhafte Reue, er ließ sich an das Bett des Kranken führen und fand ihn im Fieberwahne. Betrübt, gedemüthigt ging er nach Hause.

Wenn Minka auch dieß noch erfährt! Wie kann sie mich noch lieben? Wie wird sie mir folgen wollen, in mein rauhes Land? Und ich will noch der Beleidigte seyn? Ich konnte sie zwei Tage meiden, weil sie mein Unrecht nicht gut hieß? Vielleicht will sie mich nun nicht mehr sehen! Aehnliche Gedanken verfolgten ihn unaufhörlich. Am anderen Morgen ganz früh sah er wieder nach seinem Diener, der nun weit besser und seiner Sinne mächtig war. Der arme Mensch war so gerührt von dem Besuche seines Herrn, daß er dessen Mißhandlung ganz darüber vergaß, und als ihm dieser eine Flasche guten Branntwein versprach, den er bei seiner Zurückkunft bekommen sollte, kannte seine Dankbarkeit keine Grenzen.

Später ging Federonow zu Minchen, mit beklemmtem Herzen, aber mit dem Vorsatze sein Unrecht einzugestehen und Besserung zu versprechen.

Minchen dachte nun nicht mehr, daß der Geliebte wiederkomme; sie sah sich verlassen und immer auf's Neue machte das Herz ihr Vorwürfe über ihre Handlungsweise, welche der Verstand umsonst zu widerlegen sich bestrebte.

Ihren Eltern war die ganze Sache höchst unangenehm, besorgt um das Schicksal ihres Kindes, wenn es sich mit einem so harten Manne verbände und verstimmt bei dem Gedanken, an all das Stadtgeklatsch, wenn das Verhältniß sich löste, von welchem Jedermann abgerathen hatte, wußten sie selbst nicht, was sie wünschen.

Bleich, mit rothgeweinten Augen saß Minchen bei einer Arbeit, als sie bekannte Tritte auf der Treppe hörte; tiefes Roth überdeckte einen Augenblick ihre Wangen, welches dann wieder einer Todtenbläße wich, als Federonow hereinstürzte.

Minka, Minka! rief er außer sich, in gebrochenem Deutsch: Ich sehe Dich Kummer! Ach mein Unrecht! Du auch krank! Alles ich schuld!

Vergebens suchte er nach Worten, seinen Schmerz auszudrücken und Besserung zu versprechen. Er war noch zu unbekannt mit der deutschen Sprache, als daß es ihm gelingen konnte; aber Minchen verstand seine Worte und seinen Geberden und all ihr Kummer war vergessen.

Auch die Eltern beruhigten sich mit der Hoffnung, daß er nach und nach diese Rohheiten ablegen würde, da sein gutes Herz doch unverkennbar war.

Es kamen indessen noch manche Anläße, wo Min-

chen durch Freundlichkeit, durch Scherz oder auch durch Ernst ihm begreiflich machen mußte, daß etwas Unrechtes sey, worin er nichts Böses erkennen wollte. Schon öfters war Federonow in die Eltern gedrungen, endlich seine Wünsche zu erfüllen und ihm Minchen zur Gattin zu geben; aber immer zögerten sie, aus Furcht vor dem ungewissen Schicksale ihres Kindes, während dasselbe entschlossen war, Alles mit ihm zu theilen, die Beschwerden des Kriegslebens, wie das rauhe Klima Rußlands. Mit ihrer Liebe hoffte sie die scharfen Ecken im Charakter des Geliebten abzuschleifen und zweifelte nicht an der ihr dabei nöthigen Geduld und Ausdauer.

Eines Tages bat er flehentlicher als je; da sagte ihm lächelnd der Vater: Wir wollen eine Bedingung machen, Herr Adjutant, wenn Sie diese erfüllen, so soll in vier Wochen Hochzeit seyn.

Reden Sie, reden Sie, erwiderte derselbe, jede Bedingung ist mir recht.

Wenn Sie während dieser vier Wochen nicht ein einziges Mal in Ihren Fehler des Jähzornes verfallen, wenn in dieser kurzen Zeit keine Klage über Sie ergeht, weder von Ihrem Hausherrn noch von irgend einer anderen Seite, so sey Minchen Ihre Frau.

Tief gedemüthigt biß sich der junge Mann verlegen auf die Lippen, glühend roth vor Beschämung, konnte er kein Wort hervorbringen.

Sie werden diese Bedingung nicht übel nehmen, Herr Adjutant, fuhr der Vater fort, das ganze Le-

bensglück meines Kindes und auch das Ihrige hängt davon ab, daß Sie sich selbst beherrschen lernen. Sie vermögen es, wenn Sie nur ernstlich wollen.

Ich will, ich will! rief Federonow, zweifeln Sie nicht; aber mir, wie einem Schulkinde, eine solche Bedingung setzen, o, wie erniedrigend ist dieses!

Glauben Sie das nicht, Herr Adjutant; was wir hier unter uns abmachen, erfährt sonst Niemand. Und, seyen Sie fest überzeugt, nicht das Mittel zur Besserung ist erniedrigend, sondern erlauben Sie mir es auszusprechen, die Leidenschaft, welche dieß Mittel nöthig macht.

Nothgedrungen unterwarf sich der junge Mann, es blieb ihm kein anderes Mittel, den Vater zu bewegen.

Drei Wochen waren ohne Klage vorüber gegangen. Sorgsam bereitete die Krämerin schon dieses und jenes für das Hochzeitfest vor, freilich nicht so freudig, als wenn sie ihr Kind hätte im Städtchen versorgt gewußt. Minchen arbeitete an ihrem einfachen Brautkleide, auf welches hie und da ein Thränchen fiel, wenn sie an die Trennung von ihren Eltern, an das gefahrvolle Kriegsleben oder an das ferne Rußland dachte; schnell aber wich immer der Kummer, wenn des Geliebten Bild vor ihre Seele trat, oder gar wenn er selbst erschien.

Mit Vergnügen betrachtete sie das weiße Kleid, das fast vollendet war, als sie Federonow's Tritte auf der Treppe hörte; freudig klopfte ihr Herz; aber wie erschrak sie, als er eilig in's Zimmer trat, bleich

und verstört sie bei der Hand faßte und sich bemühte ihr verständlich zu machen, daß er noch diesen Morgen in's Feld rücken müsse.

Sprachlos starrte ihn Minchen an; der Schreck kam zu unerwartet; sie konnte die Nachricht nicht fassen. Federonow strengte sich an sie zu trösten; was er Liebes und Gutes in deutscher Sprache zu sagen wußte, brachte er vor, aber gerade dieses stürmische in sie Hineinreden vermehrte noch ihre Bangigkeit, die sich endlich durch lautes Weinen Luft machte. Die Eltern traten in's Zimmer und hörten die Trauerbotschaft; der Vater richtete einen strengen, forschenden Blick auf Federonow; die oftmaligen Warnungen seiner Bekannten, der Bräutigam werde vor der Hochzeit davon gehen, kamen ihm in's Gedächtniß und ein starkes Mißtrauen bemächtigte sich seiner. Der Adjutant zu sehr mit seinem und Minchens Schmerz beschäftigt, bemerkte es nicht. Endlich trocknete Minchen ihre Augen und rief entschlossen: Ich will nicht mehr weinen; die Braut eines Soldaten muß stark genug seyn, auch eine Trennung zu ertragen. Wann wirst Du wiederkommen?

Ich weiß es nicht, antwortete Federonow traurig. Aber Du wirst mir oft schreiben, nicht wahr?

Ach, ich kann ja nicht deutsch schreiben und ich kann von Dir keine Briefe bekommen, Du weißt ja nie, wo ich bin.

Minchens Thränen brachen wieder hervor, sie unterdrückte jedoch mit Gewalt ihren Schmerz. So kann ich doch an Dich denken, kann für Dich beten.

O, möchte Gott mein Gebet erhören, daß keine Kugel, kein feindliches Schwert Dich treffe; dann will ich gern den Schmerz der Trennung tragen.

Ich lasse Dir Moskau hier, Minka, sagte der Bräutigam, der nicht wußte, wie er die Geliebte trösten sollte, Du weist wie ich ihn liebe, er wird Dich an mich erinnern.

Ach ja, rief Minchen schnell, das treue Thier ist mir so lieb; ich will es pflegen, bis Du wiederkommst. Der Krämer sah immer noch finster vor sich hin, während seine Frau mühsam ihre Thränen zurückhielt; er konnte die Sache nicht ändern; zu einer schnellen Trauung war die Zeit zu kurz, und daß der Soldat dem Befehle folgen müsse, war ihm genug bekannt. Er beklagte im Stillen Minchen und seine zerstörte Hoffnung, eines seiner Kinder versorgt zu sehen.

Mina hörte Trommelschlag, rasch sprang Federonow auf, drückte einen Kuß auf Minchens erröthende Wange und ehe sich diese und ihre Eltern besinnen konnten, war er aus dem Zimmer und aus dem Hause.

Gleich darauf kam Petrow, Moskau zu bringen.

Leben Sie wohl, Mamsell Minchen, sagte der Soldat gerührt, ich verdanke Ihnen Vieles; mein Herr ist ein ganz anderer geworden, durch Ihre guten Reden. So Gott will, sehen wir uns bald wieder.

Ja, wenn es Deinem Herrn Ernst ist, platzte der Krämer, endlich seinem Aerger Luft machend, heraus.

Wenn er nicht einen ehrlichen Soldatentod findet, so kommt er wieder. O, Sie wissen nicht, wie gern

er Moskau hat, er würde ihn nicht hier lassen, wenn er nicht Mamsell Minchen noch viel mehr liebte. Glauben Sie mir, er läßt Moskau nicht im Stiche.

Trotz seinem Verdrusse mußte der Vater lächeln über den von Petrow angeführten Beweis von seines künftigen Schwiegersohnes Treue.

Minchen streichelte liebreich den Kopf des treuen Thieres, welches zu merken schien, daß es von seinem Herrn getrennt werden sollte; es verwandte kein Auge von Petrow und sobald dieser sich zum Gehen anschickte, drängte es sich dicht an ihn.

Eilig gab dieser allen die Hand zum Abschiede und schlüpfte durch die schmal geöffnete Thüre, es dem Hunde unmöglich machend, ihm zu folgen.

Unwirsch ging der Vater zu seinen Geschäften, traurig half die Mutter Minchen das Brautkleid in einer entfernten Kammer wohl aufbewahren. Wird sie es wohl je in Freuden tragen? dachte sie. Wann werde ich es tragen? dachte Minchen.

Als der Schrank geschlossen war, der Alles barg, was man für ihren Ehrentag hergerichtet hatte, da war es ihr, als erwache sie aus einem langen, schönen Traume und von ferne her hörte sie nun die Trommeln zum Abmarsche rühren; schluchzend fiel sie ihrer Mutter um den Hals und weinte einen Strom von Thränen, womit die Mutter die ihrigen mischte; dann sah man sie nicht mehr weinen. Still und von allen außer dem Hause zurückgezogen, widmete sie sich ihren Geschäften, von einigen ihrer Freundinnen, die sie wahrhaft liebten, herzlich bedauert, von anderen

mit Schadenfreude ihrer Theilnahme versichert. Niemand glaubte an Federonow's Rückkehr, als Minchen allein.

Moskau schloß sich nach langer Trauer um seinen Herrn fest an sie an, die er keinen Augenblick verließ und wirklich fand das arme Mädchen großen Trost in der Nähe des treuen Thieres, das sie immer an die Zeit erinnerte, wo es von ihr und Federonow zugleich gestreichelt wurde. Oft redete sie mit dem Hunde: wo ist jetzt Dein Herr? Lebt er noch? Liegt er vielleicht verwundet in einem Spitale? und als verstände er ihre Worte, sah er ihr klug in die Augen, oder drückte seinen Kopf an sie an. War er doch das einzige Geschöpf, zu dem sie von dem Geliebten sprechen konnte, ohne Furcht, Tadel oder Mißtrauen gegen ihn hören zu müssen.

Es war still geworden im Städtchen, nachdem die Garnison abgezogen war, manches Herz blutete und in vielen Familien war Trauer wegen getäuschter Hoffnung. Auch in des Krämers Hause war es gar still geworden, seit Federonow's Abreise; aber dennoch schwanden Tage, Wochen, Monate nach einander dahin und endlich kam Alles in die alte Gewohnheit, wie vor seiner Ankunft. Nur Minchen konnte nicht mehr zurückkehren zu den Tagen der fröhlichen Kindheit; sie war schnell gereift und das Leben schien ihr sehr ernst.

Wohl ahnte sie die spöttelnden Bemerkungen, wenn sie von Moskau gefolgt, zur Kirche ging, der dann vor der Thüre ihre Rückkunft abwartete; wohl sah

sie den heimlichen Verdruß ihres Vaters, die Sorge der Mutter um ihre Zukunft; wohl kränkten sie des Vaters Anspielungen auf untreue Männer und betrogene Mädchen; sie trug es still; war ja die gänzliche Unwissenheit um das Schicksal ihres Verlobten ihr größter Kummer. Es war keine Zeitung im Hause, sie erfuhr nichts von den Wendungen des Krieges und wenn der Vater etwas davon nach Hause brachte oder eine Freundin ihr von einer Schlacht erzählte, so wußte sie nicht, ob Federonow dabei gewesen.

So verging ein Jahr, das Minchen länger schien als alle ihre zuvor verlebten. Der Vater erwähnte nur noch Federonows, um sich bitter über dessen Untreue auszusprechen. Oft gab der Hund dazu die Veranlassung, der ihm je länger, desto mehr zuwider ward, so daß er oft davon sprach, ihn wegzugeben. Minchens flehende Blicke und der Mutter Bitten hatten dieß noch immer abgewendet, aber nun wollte sich der Vater gar nicht mehr beschwichtigen lassen, der Hund sollte verkauft werden, um doch dem Krämer noch einigen Nutzen zu bringen. Minchen zerschnitt es das Herz, doch wagte sie nichts dagegen einzuwenden, weil sie ängstlich vermied, was den Vater veranlassen konnte von Federonow zu sprechen, da beider Gesinnungen über ihn einander so ganz entgegengesetzt waren.

Es fing bereits an zu dämmern, Minchen sah nicht mehr zu ihrer Arbeit, sie beugte sich zu Moskau herunter, der ruhig zu ihren Füßen lag, und überließ sich dem Schmerze bald von diesem Liebling ihres Bräutigams getrennt zu werden, von dem einzigen

Geschöpfe, das ihre Liebe zu ihm theilte. Freundlich schmiegte das Thier sich an sie an; plötzlich aber horchte es auf und war dann mit einem Satze an der Thüre, die es winzelnd zu öffnen bemüht war. Betroffen öffnete Minchen dieselbe und mit freudigem Gebelle stürzte Moskau die Treppe hinunter.

Eine frohe Ahnung durchbebte das Mädchen, zitternd horchte es angestrengt und, o welche Freude! sie hörte den bekannten Tritt des Geliebten. Im nächsten Augenblicke stürzte sie die Treppe hinunter und im folgenden umarmte sie unter Thränen und Schluchzen den lang vermißten Geliebten.

Das ganze Haus gerieth in Aufregung, alle eilten in's Besuchzimmer, und mit dem Ausdrucke des Staunens oder der Freude, der Vater mit einer gewissen Verlegenheit, begrüßten sie den Angekommenen.

Federonow war zwar von der Sonne gebräunt und mager geworden, sah aber doch gesund aus, und schien so froh und glücklich wie ein beschenktes Kind.

Die Familie bestürmte ihn mit Fragen, ohne seine Antworten abzuwarten, er konnte gar nicht zu Worte kommen. Endlich erzwang er sich mit Gewalt Redefreiheit, indem er laut genug rief, um von allen verstanden zu werden: Noch in dieser Nacht muß ich aufbrechen, um morgen früh wieder bei meinem Regimente zu seyn, das acht Stunden von hier auf kurze Rast liegt.

Alles verstummte bei dieser Nachricht, die Freude war plötzlicher Trauer gewichen und bei dem Vater trat der Argwohn wieder vor. Unbekümmert um die

langen Gesichter rings umher, fuhr Federonow fort: Bester Vater, ich zweifle nicht an Ihrer Einwilligung zu meinem Glücke, wie ich nicht zweifle an Minka's Willen mir zu folgen; ich bitte deßhalb besorgen Sie alle Vorbereitungen zu unserer Trauung, in acht Tagen komme ich, um Minchen als meine liebe Gattin mit mir zu führen. Ich kann dann aber auch nur für einen Tag Urlaub nehmen. Als Alle stumm vor Ueberraschung blieben, fuhr er drängend fort: Minka, Du folgst mir doch; liebe Eltern, Sie geben mir doch Ihr Kind?

Gern folge ich Dir bis an's Ende der Welt, erwiderte lebhaft Minchen, und befriedigt durch Federonow's Worte, willigte auch der Vater ein.

Nun erst erzählte Federonow seine wechselvolle Bahn, seit seinem Abschiede von der Braut. Er hatte manchen Kampf mitgekämpft, manche Gefahr glücklich bestanden, seine Tapferkeit war mit seinem Vorrücken zum Hauptmanne belohnt worden. Aber immer in Freude und Leid, in Gefahr und beim Siege gedachte ich Minka's und freute mich auf die Stunde des Wiedersehens. Beweist Dir dieses nicht mein gutes Deutsch, welches ich Deinetwegen im Franzosenlande mit so vieler Beharrlichkeit mir zu eigen machte, bloß mit Hilfe meines Petrow? Wirklich waren Alle erstaunt, über die Geläufigkeit, mit welcher er sich ausdrückte. Und noch etwas habe ich gelernt, liebe Minka, das Dir noch viel lieber seyn wird, fuhr er vergnügt lächelnd fort, frage nur Petrow, der unten bei den Pferden ist, ja frage ihn nur, nicht ein einzigesmal

habe ich ihm die Knute geben lassen und kein einziger Hauswirth hat sich über mich beklagt. Wenn ich so recht böse war und die Augen mir funkelten vor Zorn, da fiel mir Minka ein, wie sie sich unglücklich fühlen müßte, wenn sie in fremdem Lande allein bei mir wäre und mich so rasen sähe, und mit Gewalt preßte ich den Zorn zurück. Nun habe ich schon ziemliche Fertigkeit darin erlangt, Du wirst Dich freuen Minka, bei der ersten Gelegenheit, die mich zum Zorne reizt.

Minchens Auge glänzte vor Freuden bei des Geliebten fast kindlich natürlicher Erzählung. Die Familie plauderte fröhlich zusammen ohne das Nahen der Mitternachtsstunde zu bemerken; bis plötzlich Federonow aufsprang, Minchen eilig umarmte, indem er rief: Ich muß jetzt fort; heute über acht Tage komme ich zur Hochzeit, und ehe sich Jemand besinnen konnte, war er aus der Thüre und fort. Moskau hatte sich dicht an ihn gedrängt und war, ohne daß es sein Herr bemerkte, ihm gefolgt.

Federonow's Erscheinen und Verschwinden war so unerwartet gekommen, daß es Minchen und die Ihrigen nun wie ein Traum vorkam. Es lag Allen wie ein Schrecken in den Gliedern; doch nahm Minchens stille Freude immer mehr zu, je mehr es ihr klar wurde, daß sie der Erfüllung ihres heißesten Wunsches so nahe sey. Es war ihr so leicht bei dem Glauben, daß der Vater nun zufriedengestellt, daß man im Städtchen nicht mehr ihrer spotten oder Federonow schmähen würde; allein ganz so gut stand die Sache doch noch nicht. Dem Vater gab das augenblickliche

Auftauchen des Bräutigams und dessen schnelles Verschwinden keine sichere Gewähr für seine redlichen Absichten; er zeigte noch fast dasselbe Mißtrauen, und im Städtchen, wo die Ankunft und schnelle Abreise des Offiziers wie ein Lauffeuer herum ging, ward sein Erscheinen gar verschieden ausgelegt. Viele, ja der Vater selbst, meinten, es sey ihm nur um seinen Hund zu thuen gewesen, den er nun abgeholt habe.

Minchen betrübte es, daß man ihrem Geliebten so gar wenig Vertrauen schenkte, aber dennoch still vergnügt, half sie eifrig der Mutter bei den Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste.

Am Vorabende des hiezu bestimmten Tages saß die Familie still beisammen; der Vater, ganz in Mißtrauen befangen, da der Bräutigam noch nicht erschienen war, hörte schon im Geiste die Aeußerungen der Schadenfreude, daß man sich noch einmal vergeblich zur Hochzeit gerüstet; die Mutter ängstlich, theils vom Zweifel angesteckt, theils vor der nahen Trennung bangend, und Minchen getheilt zwischen der Freude über ihre nahe Verbindung mit dem geliebten Manne und dem Schmerze über die Trennung von ihren Eltern, ihren Geschwistern und von Allem, was ihr von ihrer Kindheit an lieb und theuer war. Diese Trennung stand so nah, so sicher, während sie hinaus gehen sollte, unter fremde Umgebung in die ungewisse Zukunft des Feldlebens, vor dessen Nähe ihr nun bangte, da sie ohne den Geliebten unter ihrer trauernden Familie saß. Es ward wenig gesprochen, alle horchten

gespannt, ob sich Federonow's Tritte vernehmen ließen; es war umsonst.

Gegen Mitternacht mahnte der Vater zum Schlafengehen, aber obgleich man ihm folgte, so ward doch wenig geschlafen.

Minchen stand früh auf. Sie hatte keinen Zweifel gegen des Bräutigams Ankunft, bis ihr plötzlich der Gedanke kam, ach, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre, wenn er so nahe noch verwundet, vielleicht getödtet wäre! Es ist ja keine Schlacht vorgefallen, in unserem Lande alles im Frieden, sagte sie sich wieder, aber ängstlicher horchte sie auf jeden Tritt in der noch öden Gasse.

Endlich raffte sie sich auf und begann die hochzeitlichen Gewänder anzulegen. Bräutlich geschmückt trat sie dann in das Wohnzimmer, wo die Familie zum Frühstück versammelt war. Der Vater warf einen düsteren Blick auf die blasse Braut; der Mutter quoll eine Thräne aus den Augen und die jüngeren Geschwister standen ungeduldig an den Fenstern.

Plötzlich schrieen sie auf: Er kommt, da ist er! und fast in demselben Augenblicke hörte man ihn auf der Treppe, im nächsten riß er die Thüre auf und stand überrascht vom Anblicke der schön geschmückten Braut, welcher die Freude das unschuldige Gesichtchen tief geröthet hatte.

Die Freude war nun allgemein in der Familie. Fröhlich übernahm der Vater die letzten Vorbereitungen zur Trauung; die Mutter besorgte die nöthigen häuslichen Geschäfte und die Geschwister holten ju-

belnd ihren Sonntagsstaat hervor, um sich zum lang ersehnten Feste zu kleiden, während Braut und Bräutigam so viel einander zu fragen und zu erzählen hatten, daß die Stunden bis zur Trauung schnell verschwanden.

Die wenigen gebetenen Hochzeitsgäste erschienen und um 10 Uhr setzte sich der kleine Zug nach der Kirche in Bewegung.

Alle Fenster öffneten sich, denn schon hatte sich die Kunde im Städtchen verbreitet, daß der Bräutigam doch gekommen, daß er sich wirklich mit Minchen trauen lasse. Wie wohl that es dem armen Mädchen, den Geliebten vor Allen gerechtfertigt zu sehen, an dessen Treue sie nie gezweifelt, trotz allen Spöttereien und Verdächtigungen. In ernstfreudiger Bewegung schritt sie durch die Kirche, welche schon zuvor von Neugierigen besetzt war, von welchen manche noch immer zweifelten, an der rechtlichen Absicht des Hauptmannes.

Minchen, verklärt durch die Freude und gehoben durch den Ernst des Augenblickes, der für sie mehr als gewöhnlich bei einer Braut, für ihr ganzes Leben entschied, erschien Allen schöner als sie dieselbe je gesehen.

Nach der heiligen Handlung kehrte der Zug nach dem Hause zurück; Minchen bemerkte nichts mehr von den Zuschauern, die Spannung, in welcher sie lange gelebt, hatte nachgelassen und als sie zu Hause angekommen, sank sie unter einem Strom von Thränen an Federonow's Brust. Erschreckt blickte er sie an, was

fehlt Dir, Minka, sprich, bist Du nicht glücklich, fragte er ängstlich.

Gewiß, gewiß! o laß mich weinen, ich weine ja nur, weil alles Leid nun überstanden ist! Ach, es ist mir so wohl zu weinen!

Federonow verstand sie zwar nicht, allein er war befriedigt durch ihre Liebe und ihr Vertrauen, die aus ihren Augen und aus ihren Worten sprachen.

Bei dem Hochzeitsmahle wechselten Heiterkeit mit stillem Leid. Der Mutter wollte das Herz brechen, da sie nun ihr liebes Kind verlieren sollte, auch der Vater wußte jetzt nicht recht, ob es ihm lieb war, daß Federonow Wort gehalten und Minchen klopfte das Herz, da der Abschied so nahe war.

Federonow, der allein ganz froh und glücklich war, machte ihn kurz. Er hatte schon zuvor seinem Petrow Auftrag gegeben, alles zur Abreise vorzubereiten und sobald man vom Tische sich erhob, stand ein gepackter Wagen vor der Thüre. Unter Thränen umarmte Minchen die Ihrigen; bei dem Abschiedskusse der liebevollen Mutter wollte ihr fast das Herz brechen, aber auf Federonow's Mahnung riß sie sich los, um mit dem Manne ihrer Wahl sein ungewisses Loos zu theilen. Die Neuvermählten folgten den verbündeten Heeren nach Frankreich. In allen Wechselfällen des Feldlebens war Minchen stets die opferwillige, liebevolle Gattin. Durch ihre Geduld und Sanftmuth überwand sie die aufbrausende Gemüthsart ihres Gatten so vollkommen, daß statt der früheren Klagen, die allent-

halben über ihn ergangen waren, nun Freund wie Feind seinen Umgang suchte und schätzte.

Nach zwei Jahren, als die russischen Heere in ihr Vaterland zurückzogen, besuchte Federonow mit seiner jungen Gattin deren Eltern. Offen erklärte Minchen Allen, die aus Theilnahme oder Neugierde sich drängten, sie zu sehen, daß sie an Federonow's Hand ein glückiiches Loos gefunden; daß sie vertrauensvoll ihm in sein fernes Vaterland folge und daß ihre gegenseitige Liebe, ihr die gänzliche Trennung von ihrer Familie erleichtere.

So lauteten auch später alle ihre Briefe.

halben über ihn ergangen waren, nun Freund wie Feind seinen Umgang suchte und schätzte.

Nach zwei Jahren, als die russischen Heere in ihr Vaterland zurückzogen, besuchte Federonow mit seiner jungen Gattin deren Eltern. Offen erklärte Mirowna Allen, die aus Theilnahme oder Neugierde sich drängten, sie zu sehen, daß sie an Federonow's Hand ein glückliches Loos gefunden; daß sie vertrauensvoll ihm in sein fernes Vaterland folge, und daß ihre gegenseitige Liebe, ihr die gänzliche Trennung von ihrer Familie erleichtere.

So lauteten auch später alle ihre Briefe.